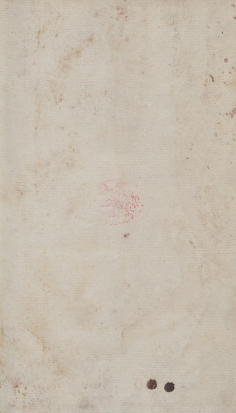
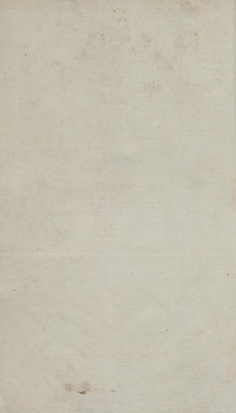


D 573







Journal
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

— LL 9.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Achter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Cassia.

1817.

2000

2000

2000



3486



Inhalt des achten Bandes.

	Seite
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fortsetzung.)	1
<p style="padding-left: 2em;">Vortragsart fortgesetzt. — Von den Hindernissen, welche Rome einer vollständigen Verfassung des Reichs entgegenstellen.</p>	
Warum keiner von Englands Königen seit sechs Jahrhunderten den Beinamen des Großen ge- führt hat.	40
Ueber Staatsverfassungen und Verfassungsdar- stellungen.	47
Ueber die goldenen Zeitalter der Literatur. . . .	75
Einige Kapitel aus der Praxis Werke von den Co- loniern. (Fortsetzung folgt.)	98
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fort- setzung.)	109
<p style="padding-left: 2em;">Constantin der Große. — Wie bildete sich das Christen- thum in einer Staats-Religion aus, die es verdrängt haben mußte?</p>	
Einige Kapitel aus der Praxis Werke von den Co- loniern (Schluß.)	177
<p style="padding-left: 2em;">Zur Colonie sind amerikanische Colonien nöthig oder? — Rechtsgültigkeit der Staatsverträge.</p>	

Briefe aus München.	215
Ueber den historischen Standpunkt bei dem Verfaß- sungs-Werke.	231
Antwort eines Preußen an den Obersten von Mas- senbach.	256
Philosophische Untersuchungen über die Rhein. (Fort- setzung.)	273
Schicksal und Untergang des Römischen Reichthums.	
Hatten die Ältern einen Begriff von verfassungsbau- diger Monarchie?	326
Bemerkungen über die neueste Preisaufgabe der Ma- denie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. . . .	356
Begriff von den Feinden der Mark Brandenburg. .	377
Philosophische Untersuchungen über die Rhein. (Fort- setzung.)	401
Die Politik von Jozias bis auf Thothmes des Großen.	
Darstellung des bisherigen Erfolgs der Wiener Con- gress-Acte vom 24ten März 1815 über die Freiheit der Rhein-Schiffahrt. (Fortsetzung folgt.)	453
Ueber das Recht und über das Kochen.	488
Ueber den politischen Werth der Deutschen. . .	506
Erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern in Europa.	524

Verlag von Cotta.

Es ist aus dem Verlage von Cotta zu haben: (Fortsetzung)

179

Verlag von Cotta.

Verlag von Cotta.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XVI.

Diocletians Fortsetzer.

Bei dem innigen Zusammenhange, worin der Mensch mit den Dingen steht, ist nichts so häufig, wie eine Verwechselung des Persönlichen mit dem Sächlichen; und nichts hat mächtigere Folgen, als diese Verwechselung. Offenbarährte der Charakter, welchen die römische Regierung vom Jahre 284 bis zum Jahre 305 gehabt hatte, von der Persönlichkeit Diocletians her. Doch dies der Wahrheit gemäß aufzufassen, lag außerhalb des Verstandeskreises Derer, welche seine Fortsetzer waren. Die Form, meinten sie, sey alles; das Wesen hingegen nichts. Sie blieben daher bei jener stehen; und ohne in Anschlag zu bringen, daß vier Imperatoren ohne Eifersucht, und vier Cäsare ohne Ehrgeiz, in einem und demselben Reiche zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, eine Erscheinung seyen, die man nicht zum zwe-

ten Male erwarten könnte, blieben sie an dem Umlande stehen, daß die Kräfte des Reiches nur durch die von Diocletian gewählten Mittel beschützt werden könne. Hieraus entwickelte sich eine Periode voll Zwietracht und Verwirrung: eine Periode, die, ob sie gleich nur achtzehn Jahre umfaßte, nicht weniger als fünf Bürgerkriege in sich schloß; eine Periode endlich, worin offenbar werden sollte, daß die Natur eines jeden Reiches von größerem Umlange den Charakter der Einheit in der Regierung nothwendig macht, und daß die ideale Einheit nur dadurch zu einer wirklichen werden kann, daß sie sich in der Person eines Monarchen darstellt. Die Art und Weise, wie dies in der Person Constantins, der in der Folge den Beinamen des Großen erhielt, geschah, ist so merkwürdig, daß die ganze christliche Geschichte schwerlich noch etwas Merkwürdigeres aufzuweisen hat.

Bei der Erhebung des Galerius und des Constantius Chlorus hatten Diocletian und Maximian auf eine doppelte Weise dafür gesorgt, daß beide Cäsaren nicht leicht in die Versuchung gerathen konnten, ihren Vortheil von dem der Imperatoren zu trennen; sie hatten die Cäsaren nämlich nicht bloß an Kindes Statt angenommen, sondern sie auch mit ihren Töchtern vermählt. Auf diese Weise war Galerius der Schwiegersohn Diocletians geworden, nicht ohne große Verbindlichkeiten zu übernehmen. Nach der gleichzeitigen Abdankung Diocletians und Maximians ging der Imperator-Thron auf Galerius und Constantius über, und der Letztere erhielt alle die Vorzüge, welche sonst höchsten Bildung nicht

versagt werden konnten. An ihn wendte es also gerufen, sich zu seinem Kollegen in eben das Verhältniß zu stellen, wiein Diocletian zu Maximian gestanden hatte. Doch abgesehen davon, daß Constantius ohne Ehrgeiz war und seine Befriedigung in der Liebe seiner Unterthanen fand, wußte der Umstand entgegen, daß Galerius als der eigentliche Nachfolger des Diocletian betrachtet wurde; und so geschah es, daß dieser, ohne weitere Rücksprache mit seinem Kollegen, die beiden Cäsaren bestellte, welche für die Erhaltung des Reiches notwendig schienen. Ohne nun darauf Rücksicht zu nehmen, daß Maximian sowohl, als Constantius Ehelose erwachsene Söhne hatten, wählte Galerius zu Cäsaren zwei Personen von sehr zweideutigem Verdienste; nämlich den Daya, genannt Maximin, einen rohen, unersahnen Jüngling, der sein Neffe war, und einen getreuen Veteran, der ihm treu gedient hatte. Jener wurde zum Statthalter von Syrien und Oxyrien, dieser zum Statthalter von Italien und Afrika ernannt. Zwar sollte dieser die Oberherrlichkeit des westlichen Imperators anerkennen; da er aber seine Wahl dem Galerius verdankte, und folglich dessen Creatur war, so mußte sich Constantius Ehlornes von ihm bedröhet fühlen, und zwar um so mehr, weil Galerius drei Viertel des römischen Reiches inne hatte. Aus dem ganzen Verfahren des Galerius ging hervor, daß er sich als Herrn und Meister des römischen Reiches dachte, und nur auf eine Gelegenheit harrete, das Ganze an sich zu nehmen, wenn ihn nicht der Tod von der Collegenchaft des schicksalichen Constantius befreite.

Dieser, ohne allen Ehrgeiz, wußte dabei ganz ruhig

geblieben seyn, wäre er durch seine zweite Ehe nicht Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden, welche, für ihre Verteidigung noch allzu jung, dem Verderben entgegen ging, wenn sich kein Hütel finden ließ, den Anmaßungen des Galerius Scheitern zu lassen. Um der Schwiegersohn des Maximian werden zu können, hatte er sich von seiner ersten Gattin trennen müssen, die, obgleich von neuen Schriftsetzern zur Tochter eines britischen Königs gemacht, nur die Tochter eines Vasallen war. Aus dieser ersten Ehe hatte Constantius einen Sohn, Namens Constantia, der, gewissermaßen als Geisel, in den Händen Diocletians zurückgehalten war, und, während sein Vater Gallien, Spanien und Britannien verwaltete, sich glücklich schätzen mußte, in dem ägyptischen und dem persischen Kriege zum Range eines Tribuns aufsteigen zu können. Gewaltthaten von seinem Vater gelehrt, strebte der junge Constantia nur desto ungeduldiger nach einer Wiedervereinigung mit demselben; und seine lange majestätische Gestalt, sein Selbstgefühl als Soldat, und die Bildung, welche er durch seine persönlichen Eigenschaften einflößen verstand, trugen ausserordentlich dazu bei, daß er seiner Verhältnisse im Osten immer überdrüssiger wurde. Nicht minder sehnte sich der Vater nach dem Sohne, der ihn für die Durchsetzung seiner Pläne nur allzu nothwendig geworden war. Die Politik des Galerius war ein ganzes Jahr hindurch ein unüberwindliches Hinderniß, bis es endlich gelang, seine Erlaubniß zu einem Besuche zu gewinnen, von welchem die Voraussetzung galt, daß er einem sterbenden Ma-

ter gemacht werde. In der größten Eile brach der junge Constantin von Nikomedien, der Residenz des Galerius, auf, ging über Bithynien, Thracien, Pannonien und Italien nach Gallien, und fand seinen Vater in Vienne, als er eben nach Britannien überfahren wollte, um die unruhigen Galenier zu jügeln. Constantin war, als dies geschah, zwei und dreißig Jahre alt. In welchem Alter sich sein Vater befand, ist ungewiß; doch bemerkt das Alter des Sohnes, daß jener sich dem Tode näherte. Die Freuden überließ der trübselige Constantius seinem eifrigen Sohne die Führung des Krieges. Die Barbaren Galliens waren bald in ihrer Gehirge zurückgetrieben. Als nun Constantin in Vort (der damaligen Hauptstadt Britanniens) anlangte, fand er den Constantius so abgeschwächt, daß er nur noch Athem hatte, seinen Sohne und nachmaligen Nachfolger Maximian und Kinder zu empfehlen. Er starb unmittelbar darauf. Da aber die Blüthe der westlichen Armeen dem Constantius nach Britannien gefolgt war, so hielt es nicht schwer, sich durch dieselbe zum Imperator erheben zu lassen; und so groß war die Klugheit, welche Constantin bei dieser Gelegenheit bewies, daß er die Annahme des kaiserlichen Purpurs bei dem Galerius durch die ihm angethane Gewalt rückföhrigen konnte. Galerius, in seinen Erwartungen getäuscht, tobte zwar Anfangs; doch, da er das Geseheene nur durch einen gefährlichen Krieg ungeschöhen machen konnte, so fand er sich in sein Schicksal, und zog es vor, den Constantin mit dem Range eines Cäsars zu seinem Collegen anzuordnen. Der Titel eines Augustus, welchen Constantius seit fünf-

zehn Monaten gefahet hatte, wurde von ihm auf den Severus übergetragen.

Alles war den Stund' an veränderet, weil die Persönlichkeit des Galerius nicht hinreichte, um einem Cäsar zu gebieten, der, jung und entschlossen, zugleich über Gallien, Spanien und Britannien herrschte. Bald mischte sich der Hochmuth der Römer ins Spiel; und so geschah es, daß ein Bürgerkrieg zum Ausbruch kam, der weder in Constantin, noch in des Galerius Plänen lag.

Rom, verlassen von allen Imperatoren, ertrug sein Schicksal mit um so größerer Uagebult, weil es in Italien die Hauptstadt Italiens sehn sollte. Zwar hatten Diocletians Nachfolger, um die Eifersucht der Römer zu beschwichtigen, jene prächtigen Gebäude errichten lassen, welche in der Folge den Raum und Raum zu so vielen Kirchen und Klöstern hietgaben; allein der Verdacht, daß dies nur geschehen sey, um neue Laster aufzubringen, erhob sich bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, als Galerius, sey es aus Weis, sey es aus Noth, Untersuchungen über den Vermögensstand der Unterthanen des Reiches anstellen ließ, und jede unermessliche Verheimlichung mit der Gelder bestrafte. Neue Steueranlegen sollten gemacht werden, als die Erinnerung an bisher genessene Privilegien das Volk in Aufruhr setzte und den Wunsch erzeugte, daß es möglich seyn möchte, die auswärtigen Tyrannen aus Italien zu vertreiben und an ihre Stelle einen Fürsten zu bringen, der durch seinen Aufenthalt in Rom, und durch Grundsteuern, welche nur für Italien berechnet waren, den Titel eines römischen Imperators wahrhaft verdiente. Nicht bloß

der Senat, sondern auch die Prätorianer, so viel ihrer noch übrig waren, stimmten in diesen Wunsch. Den rechten Mann glaubte man an Maximian's Sohne, dem jungen Maxentius, gefunden zu haben, der, von Constantius Beispiel erflammt, es für unehrenhaft hielt, in dem Privatstande, zu welchem sein Schwiegervater Galerius ihn verurtheilt hatte, zu verweilen. Drei Tribunen der Leibwache, und ein Commissarius der Venträthe, übernahmen die Leitung der Vertheidigung; und nachdem der Stadt-Vorsteher und einige Magistratspersonen von der Leibwache erworben waren, trat Maxentius, mit dem Beifall des Volkes und Senats, als Beschützer römischer Freiheit auf. Feindschaft in demselben Augenblicke trat auch der alte Maximian aus der Zurückgezogenheit hervor, zu welcher ihn Diodetian's Ansehen verurtheilt hatte, und indem er den kaiserlichen Purpur wieder anlegte, gab er der Partei seines Sohnes eine Haltung, die ihr bis dahin gefehlt hatte. Cereus, welcher in der Voraussagung herbeigekallt war, daß die Empörung sich unterdrücken lassen werde, erkannte nicht wenig, als er, nach seiner Ankunft vor Rom, die Thore verschloß, die Wachen mit Bewaffneten besetzt sah; und als bald darauf ein nicht geringer Theil seines Heeres, von dem Gelde des Maxentius verführt, zu den Feinden überging, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach Nebruna zurückzuziehen und sich hier einzuschließen. Die Lage dieser Stadt am Meere, und die Mordste, womit sie auf der Landseite umgeben war, erleichterten eine lange Vertheidigung; und auf eine solche war es abzusehen, als Maximian in Person vor Ne-

venna erschien, um der Herrschaft des Severus ein Ende zu machen. Doch änderte Severus seinen Plan, als Abgesandte des Maximian ihn berieten, daß er von Verdrüssern umringt sey, und sein Leben nur durch Ergebung retten könne. Maximians Verheißungen trauend, überlieferte er sich selbst; kaum oder war er in Rom angelangt, als ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, und er nur die Vergeltung erhielt, sich die Adern öffnen zu dürfen.

So war Severus ausgeschieden. An seine Stelle traten Maximian und Maxentius. Die Nähe des Galerius flüchtend, mußten sie auf Verteidigung denken. Diese einzuleiten, begab sich der alte Maximian, an der Seite seiner Tochter Fausta, über die Alpen nach Gallien, in der Absicht, ein Trup- und Schutzlandes mit Constantin abzuschließen, von welchem man annahm, daß er gleichen Vortheil gegen den Galerius zu verteidigen habe. Constantin ließ sich eine Vermählung mit der Fausta, und den Augustus-Titel, welchen Maximian ertheilte, mit großer Bereitwilligkeit gefallen, versprach auch seine Veranordnung für Rom und dessen Senat; aber, den großen Plan, welchen er in der Folge ausführte, schon jetzt bearbeitend, entließ er seinen Schwiegervater nur mit Versprechungen, welche seinen Geisteszustand höchst ungewiß machten. Auf sich selbst beschrankt, traf Maximian andere Verteidigungsanstalten. Er durchstreifte Italia, ermunterte die Besatzer der vornehmsten Städte zum beständigen Widerstande, machte sie mit Harn Verteidigungsanstalten bekannt, und erwartete nun die Ankunft des Galerius an der Spitze eines Heeres.

Diese blieb nicht lange auf. Mit zahlreichen Truppen, welche meistens in Ägypten geworben waren, brach Galerius in Italien ein. Doch je weiter er vordrang, desto heftiger wurde der Widerstand. Keine von den Hauptstädten gerieth in seine Gewalt, und seine Herrschaft über Italien beschränkte sich auf den Umfang seines Lagers. Er war bis Varni, woß deutsche Wägen von Rom, gekommen, als ihn die Ahnung ergriff, daß sich Unternehmern schicksaligen Wante. Bei seinem ersten Einmäßen in Italien hatte er angekündigt, daß er den Senat und das Volk von Rom über die Klänge sprechen lassen wolle. Einem so barbarischen Besatze entgegen, schickte er aus seinem Lager bei Varni zwei Vertraute nach Rom, welche dem Maximian Vergleichsvorschläge machen und ihn zu einer Zusammenkunft einladen mußten. Doch Maximian und sein Vater hatten nicht vergessen, wie Severus von ihnen behandelt war, und, ein gleiches Schicksal fürchtend, verworfen sie die Unterbietungen des Galerius. Die Römer ihrer Seite ließen es nicht an Aufwand fehlen. Große Summen wurden von ihnen aufgespart, den Tyrannen aus Italien zu vertreiben. Mit diesen befaß Maximian, in allen Kriegesgeßissen wohl erfahren, die Generale des Galerius. Schon traukte die Treue der Ägypter; und wollte Galerius sich nicht von seinem Heere verlassen sehen, so mußte er den Rückzug antreten. Dieser war für die Bewohner des platten Landes nur allzu fürchtenlich, indem die Ägypter, in ihrer Erwartung betrogen, sich durch Mord und Plünderung rächten, Herden wegnieken, Häuser in Brand stecken, und alle nur ersinnliche

Orduel abten. Von fern folgte Maxentius, doch ohne sich in einen Kampf mit kriegsgewohnten Truppen einzulassen. Alles bot sein Vater auf, um den Constantin zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen; doch dieses genögte der Rückzug des Galerius, den er aufhörte zu haßen, sobald seine Schwäche am Tage lag.

Der Aufzug des Feldzuges in Italien sagte dem Galerius, daß er sich neue Stützen verschaffen müsse. In der Armee selbst besaß er einen alten Freund und Anhänger, Numinus Licinius, der von ihm zum Oberbefehl von Gallien, Spanien und Britannien bestimmt war, und es geworden seyn würde, wenn nicht Constantin ihm den Rang abgelaufen hätte. So lange der Feldzug in Italien dauerte, hatte Licinius die Donen verteidigt. Um nun dies neue Verdienst zu belohnen, gab ihm Galerius den Purpur des Cæsar, mit dem Titel eines Augustus und der Oberherrschaft in den illyrischen Provinzen. Kaum aber war dies im Osten bekannt geworden, als Maximian, welcher Aegypten und Syrien verwaltete, um nicht der elyge Cæsar zu seyn, den Titel eines Augustus annahm. Und so gab es denn in der Römerwelt, zum ersten und zum letzten Male, gleichzeitig sechs Imperatoren, nämlich den Galerius, Maximian, Constantin, Maxentius, Maximin und Licinius. Dies geschah drei Jahre nach der Abdankung des Diocletian, und konnte als eine Entwöcklung seines politischen Systems betrachtet werden, dessen Hauptfehler darin bestand, daß die ideale Einheit in ihm der wirklichen aufgeopfert war.

Soll ein Reich bestehen, so ist dies nur in so fern

möglich, als ob eine Mißthung der Unterthut in demselben gicht; und wo diese wegsfällt, da wird der Bürgerkrieg nothwendig und unvermeidlich. An Harmonie zwischen sechs, an Berechtigung vollkommen gleichen, Imperatoren war nicht zu denken. Die erste Zwietracht brach zwischen Vater und Sohn aus. Maximian, der seine Würde einer freien Wahl verdankte, wollte nicht hinter dem Maximian zurück stehen, welcher behauptete, daß ohne seinen Namen und seine Beschäftigung und Tapferkeit der tapfere Jüngling nie den Thron bestiegen haben würde. Der Streit zwischen Beiden wurde durch die prätorianischen Cohorten entschieden; und als diese, Maximian's Strenge fürchtend, sich für den Maximian erklärt hatten, blieb dem Vater nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen. Er wollte sich in Ägypten niederlassen, als er, von dem Galerius zurückgewiesen, seinen anderen Ausweg offen sah, als sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien zu begeben. Hier legte er zwar den Purpur zum zweiten Male ab; da aber nichts in ihm war, was ihm den Privatstand hätte erniedriglich machen können: so benutzte er die nächste Abwesenheit seines Schwiegersohnes, sich zum Herrn von Gallien zu machen. Constantin bekämpfte die Franken am Rhein, als Maximian plötzlich nach dem Süden Galliens aufbrach, sich der zu Arles niedergelegten Schätze bemächtigte, durch diese den Ueberrest der Truppen erkaufte, und so zum Rebellen an seinem eigenen Schwiegersohne wurde. Dieser, ohne sich lange zu besinnen, brach vom Rhein nach der Saone aus, schiffte sich mit seinen Truppen bei Chalon's ein, fuhr nach seiner Ankunft in Lyon

den Rhodanus hinab, und langte unerwartet vor den Thoren von Arles mit einer Macht an, welcher Maximian nicht widerstehen konnte. Noch gab es für diesen einen Rückzug nach Marseille. Er trat ihn an; und da die Lage sowohl, als die Festungswerke dieser Stadt, seine Vertheidigung begünstigten, so schloß er ihm nicht an Entschlossenheit, dieselbe auf's Aeußerste zu treiben. Schon gerüth Constantia in Verlegenheit durch einen selbstgeschlagenen Versuch, die Mauern von Marseille zu erstürmen, als die Besatzung selbst ihm durch Maximian und Auslieferung zu Hülfe kam. Der beleidigte Schwiegervater machte den Euerda nur noch unerbittlicher: das Todesurtheil wurde gegen Maximian ausgesprochen, ohne daß er irgend eine andere Kunst ergriff, als welche er selbst dem Severus bewilligt hatte; und so war Er von den sechs Imperatoren der Erde, welcher auswich, nicht ohne die Todesstrafe verdient zu haben. Dies geschah fünf Jahre nach der Abdankung Diocletian, der in seiner Einsamkeit zu Salona nicht aufgehört hatte, seinen ehemaligen Collegen zu warnen.

Valerius überlebte seinen Rückzug aus Italien nur vier Jahre. Sich immer gleich in seiner ursprünglichen Rohheit, benutzte er die ihm verliehene Macht vorzüglich zu unmäßigen Genüssen; die letzte Folge derselben aber war, bei übertriebener Corpulenz, eine elckhafte Krankheit, die man in neueren Zeiten die Auflösung der Excremen genannt hat. Die Christen des vierten Jahrhunderts sahen in dem Savium, das ihn verzehrte, eine notwendige und von dem Himmel selbst verhängte Strafe für die Verfolgungen, deren Urheber Valerius

gewesen war; sie irrten sich aber unstreitig, weil im sechzehnten Jahrhundert ein König von Spanien, den die Geschichte als den eifrigsten Vertheidiger des christlich-katholischen Glaubens nennt, an derselben Krankheit starb. Kaum hatte Valerius die Augen geschlossen, als die beiden Imperatoren, welche ihm den Purpur verdankten, ihre Heere zusammenzogen, um über den von ihm vererbten Theil des römischen Reiches zu kämpfen. Es kam indeß nicht auf der Stelle zu einem Bürgerkriege; denn Beide versahen sich über eine Theilung, und indem Maximian die asiatischen, Valerius die europäischen Provinzen an sich nahm, bildeten der Hellespont und der thracische Bosporus die Gränzen zwischen Beiden, und diese Gränzen wurden nur allzu bald mit Festungswerken und Besatzungen bedeckt.

Die Zahl der Imperatoren war auf vier vermindert; doch, indem die Idee der Einheit und Untheilbarkeit des Reiches fortdauerte, konnte es nicht fehlen, daß jene Zahl sich noch mehr vermindern mußte, bis die Einheit des Reiches ihr Analogon in der Einheit des Regenten gefunden hatte. Bald führte das Gefühl gegenseitigen Vortheils die Imperatoren Constantia und Licinius zu freundschaftlichen Verbindungen, welche nicht entstehen konnten, ohne die Eifersucht der beiden übrigen Imperatoren anzuregen. Ein ähnliches Bündniß wurde zwischen Maximian und Maximin geschlossen; doch konnte die Wirksamkeit desselben bei der Entfernung, worin sie von einander lebten, nie bedeutend werden. Aus diesem Keime entwickelten sich alle die Vergehensweisen, welche damit endigten, daß die schnelle Ein-

heit in der Person des Constantin wieder zu einer wirklichen wurde. Wird das Naturgesetz in Dem, was es für die Gesellschaft vorschreibt, bekräftigt: so reichen seine noch so künstlichen Veranstellungen hin, die Folgen dieser Verlegung zu hintertreiben, und die beständigen Völkergewirre sind in solchen Fällen nur die Mittel, wodurch der gesunde Zustand der Gesellschaft wieder hergestellt wird.

Da in dem bevorstehenden Kampfe nicht so sehr entschieden, als das persönliche Verhältniß, worin die verschiedenen Imperatoren zu ihren Unterthanen standen: so ist es der Mühe werth, dies Verhältniß näher zu betrachten.

Constantin lebte, nach dem Beispiele seines Vorgängers, wie ein Vater unter seinen Kindern. Zwar legten ihm seine Nachbarn sowohl, als seine Mit-Imperatoren, die Verbindlichkeit auf, stets gerüst zu seyn; doch erschwerte er die damit verbundene Last seiner Unterthanen, so viel er immer konnte. Die noch vorhandene Fobere des Eugenius auf ihn, schädelt zugleich das öffentliche Elend Galliens in den ersten Jahrzehenden des vierten Jahrhunderts, und Constantins Bemühungen um die Verminderung desselben. Waren neue Angriffe der Franken und Alemannen abzuwehren, so stellte sich der Imperator gewissenhaft an die Spitze seines Heeres. Nach einem ausgedehnten Siege, den er im Jahre 311 über beide Völkerschaften davon getragen hatte, gab er seinem Volke zu Laus ein Schauspiel, woein der Geschmack der Römer mit der Barbarei der Joten vermischt war. In dem Amphitheater

dieser Stadt wurden nämlich die gefangenen Fürsten der Franken und Alemannen den wilden Thieren verworfen, ohne daß die Zuschauer darin irgend etwas Anstößiges fanden: ein Beweis, daß der Einnahme Völlerrecht oder für Menschlichkeit in den Völkern Sittens auch in den früheren Zeiten nicht sehr lebhaft gewesen ist.

Seinen Gegensatz fand Constant in dem Maxentius. Die Art und Weise, wie dieser Imperator zu seiner Würde gelangt war, entschied über sein Verfahren. Genüßigt, einen großen Aufwand zu machen, in Ansehung der Mittel aber nur allzu beschränkt, konnte er schwerlich anhin, die Lust mit der Gewalt zu verbinden und den Charakter eines Tyrannen anzunehmen. Eine leichte Empörung auf der Nordküste von Afrika gab ihm die willkommenste Veranlassung zur Ausföhrung der Eddie Cirta und Carthago, so wie zur Plönderung der ganzen Provinz. Und nicht viel besser war die Behandlung, welche Italien selbst erfuhr. Was mit keinem Rechtsgrunde genommen werden konnte, das wurde als freie Gabe gefordert; und da sich die Römer in die Arme des Maxentius geworfen hatten, um den Bedrückungen des Valerius zu entgehen, so machten sie nur allzu bald die Entdeckung, daß sie von der Charybdis in die Scylla gefallen waren. Mit demselben Haffe gegen die Senatoren, welcher den größten Theil seiner Vorgänger ausgezeichnet hatte, erlaubte er sich alles, was sie kränken konnte, sogar Hinrichtungen und Entehrungen. Die Soldaten waren der einzige Stand, dem er zu gefallen suchte, und es war nicht

Selbst, daß er dem einen oder dem andern Ficklinge auf diesem Stande die Wille oder die Gemachin eines Senators zuwendete. Er selbst wohnte geschieden von dem Publicum, entweder innerhalb der Mauern seines Palastes, oder in den benachbarten Gärten des Sallustianus, in einer Weispigkeit, die an Wahnsinn gränzte. Wie schlecht auch sein Verhältniß zu dem römischen Senat und zu Rom überhaupt seyn mochte, so kam doch sein Hochmuth seinen übrigen Tugenden gleich. Sich selbst pflegte er zu sagen: nur Er sey römischer Imperator, und die übrigen nur Stellvertreter, denen er die Vertheidigung der Götter, Provinzen übertrage habe.

Einen ähnlichen Charakter zeigte Maximian; doch war dieser durch die kochische Denkart des Opiu besser unterstügt.

Maximian war allzu lange Soldat gewesen, um mit den Tugenden eines solchen nicht auch alle Fehler zu verbinden. Dem Mitleid unzugänglich, that er immer nur Das, wovon er glaubte, daß es seinem Vortheile entspreche; und, ohne gerade böse zu seyn, war er roh genug, überall nur sich zu sehen, und das Wohl seiner Unterthanen dem seinigen unterzuordnen.

Die Zwietracht brach zunächst zwischen Maxentius und Constantia aus. Jener, der seinen Vater im Leben verfolgt und verlassen hatte, gab sich die Miene eines Gefräßigten, als Maximian's Tod, der hergebrachten Sitte gemäß, verweigert und seine Statuen umgeworfen wurden. Um sich zu rächen, versetzte er auf dieselbe Weise gegen die Statuen des Constantia in

Italien und Afrika. Hiermit noch nicht zufrieden, for-
dernte er durch seine Versuche auf den Besitz des Ad-
miralreichs herauf. Wie sehr nun auch Konstantin den
bedrohenden Krieg zu vermeiden wünschen mochte, so
wurde ihm doch sehr bald deutlich, daß er angreifen
müsse, wenn er nicht angegriffen seyn wolle; denn
über alles Maß hinaus vermehrte Maximian sein
Heer, vorzüglich durch Africaner. Konstantins Heer be-
stand aus ungefähr 30,000 Mann. Die Hälfte dersel-
ben mußte zur Beschützung der Ost- und Nocegraden
zurück gelassen werden. Mit der zweiten Hälfte ging
er selbst über die caenischen Alpen, d. h. den Berg Co-
nis; und nachdem er in dem Thal von Susa angelangt
war, besetzte er in der Nähe von Turin das erste Luf-
sen, dessen Ausgang ihn zum Herrn von Italien zwie-
schen dem Po und den Alpen machte. Bistant folgte
auf Rom loszugehen, wendete er sich nach Verona, wo
Mucius Pompejanus, einer von den geschicktesten Ge-
neralen des Maximian, befehligte. Auch hier trug er,
wenn gleich mit großer Anstrengung, den Sieg davon.
Jetzt, im Rücken gesichert, ging er ungehindert über
die Apenninen, nicht ohne zu fürchten, daß Maximian
schon in Rom einschließen und ihn in die Nothwendigkeit
setzen werde, die alte Hauptstadt des Reiches zu erlö-
sen. Doch nichts war weniger gegründet, als diese
Besürchtung. Mit einem Gemisch von Entsetzen und
Freude fand er das Heer seines Gegners in einer gerin-
gen Entfernung von Rom in einer Ebene aufgestellt,
welche nach hinten zu durch den Tiberstrom begrenzt
wurde. Es war zahlreich genug, um nicht verdächtig



zu sehn. Maxentius selbst hatte für einen Tagesblick den gewöhnlichen Vergnügungen entsagt und sich an die Spitze desselben gestellt. Seine numidische Reiterei war der erste Gegenstand des Angriffs; und sobald sie gerathen war, wurde das Fußvolk von vorn und auf beiden Seiten angegriffen. Nur die Pectorianer widerstanden, weil sie fühlten, daß es um Alles ging. Als auch diese gemorren waren, wurde die Verwirrung allgemein, und, von einem unverstehlichen Feinde verfolgt, stürzten sich die Truppen zu Tausenden in den Tiberstrom. In diesem Fluß fand auch Maxentius seinen Tod, nachdem er sich vergeblich bemühet hatte, über die milidische Brücke zu entkommen. Die Schwere seiner Wülung hatte ihn in den Schlamm versenkt; doch wurde sein Leichnam am folgenden Tage hervorgezogen, und sein auf einer Pike zur Schau getragener Kopf bewies den Römern, daß sie von dem Tyrannen befreit wären. Zwei Söhne rettete selbst der Umstand nicht, daß Constantia ihre Oheim war. Ein ähnliches Schicksal stand seinen vornehmsten Anhängern bevor, und laut forderete der römische Pöbel ihre Bestrafung; doch fand Constantia für gut, Gnade zu üben, da er durch Einen Schlag Italien und Afrika erobert hatte. Es wurde eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht. Zum ersten Mal erschien der römische Imperator in dem Senat und sprach von Wiederherstellung verlorener Privilegien. Dankbar, und ausmaßend zugleich, genöthigten die Senatoren ihn den ersten Rang unter den noch übrigen Augusten; doch fanden sie sich bald in ihren Erwartungen betrogen. Auf die Unterdrückung der Pectorianer, welche in sich selbst

eine Entloassung der Stadt war, folgten Finanzgesetze, wie die Senatoren sie schwerlich erwartet hatten. Nach einer Abgabe ihres Vermögens wurden sie in verschiedene Classen getheilt, von welchen die erste jährlich acht Pfund Geld, die zweite die Hälfte, und die übrigen sieben Goldstücke bezahlten. So ging die freie Gabe, welche Augustus gefordert hatte, in eine regelmäßige Steuer über, und so verlor sich eine Körperschaft, welche den Traum von ihrer Eternität noch immer fest hielt, in die große Masse der Unterthanen.

Die Neutralität des Viminus in dem so glücklich beendigten Kriege zu belohnen, vermählte ihn Constantia seine Schwester Constantia; und diese Verbindung wurde zu Mailand gefeiert, als beide Imperatoren sich genüßigt sahen, in ihrer Staaten zurückzukehren: Constantin wegen eines neuen Einfalles der Franken in Gallien; Viminus wegen des Krieges, den Maximin von Syrien aus begonnen hatte. Maximin war der Verdrätere des Augustus. Als solcher hatte er es auf eine Ueberrumpfung angelegt. Ohne vorhergegangene Kriegserklärung war er über den thracischen Bodensee gegangen und nach der Eroberung von Dyrrachios sogleich zur Belagerung von Petrasa geschritten. Hier stand er mit einer 70,000 Mann starken Armee, als Viminus sich mit 30,000 Mann näherte, welche den Seezug hatten, Syrien zu räumen. Von Unterhandlungen, in welchen man gegenseitig die Treue der Anbänger zu besetzen suchte, kam es zu einer Schlacht; und obwohl Viminus große Mühe hatte, dem ersten Angriff einer mehr als doppelt zahlreichen Armee zu widerstehen, so siegte er

doch durch seine Aufbauer. In wilder Eile lockte Maximin nach Nikomedien zurück, um ein neues Heer auf die Brücke zu bringen. Doch ehe es ihm damit gelang, starb er zu Tarsus, wie man gesagt hat, an Gift. Von den Schrecknissen eines Bürgerkrieges befreit, unterwarfen sich die blühenden Provinzen mit Freuden dem Licinius, der, um den Namen und das Andenken seines Gegners zu vertilgen, kein Bedenken trug, die Nachkommenschaft des Maximin, einen Sohn und eine Tochter, beide im Kindesalter, ermorden zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, ließ er auch den Severianus, einen Sohn des Imperators Severus, und den Candidianus, einen natürlichen Sohn seines Wohlthäters Galerius, harrichten. Auch die Gemahlin und Tochter des Diocletian fanden durch ihn ihren Untergang. Um die Hand der Letzteren hatte sich Maximin, nach dem Tode des Galerius, beworben; da aber eine abschlägige Antwort erfolgt war, so hatte der Tyrann sie ihrer Güter beraubt und nach einem einsamen Dorfe in den Wäldern Syriens verbannt, ohne daß selbst Diocletianus Bitten ein so hartes Schicksal abzuwenden vermochten. Mehrere Jahre hatte sie, an der Seite ihrer Mutter, im größtem Mangel verlebt, als Maximins Tod ihr eine bessere Zukunft zu bereiten schien. Vertrauensvoll begab sie sich an den Hof des Licinius. Dieser nahm sie Anfangs freundlich auf: doch nur allzu bald machte sie die Entdeckung, daß Licinius seinen Vorgänger an Grausamkeit noch übertreffe; und nach der Hinrichtung des Candidianus hielt sie es für dringend, Nikomedien, diesen Schauplatz des Blutvergießens, so schnell als

möglich zu verlassen. In der Verkleidung einer Bluerin machte sie sich mit ihrer Mutter auf den Weg nach Dalmatien, und unerkannt irrte sie fast zehn Monate umher, sich dem Orte ihrer Bestimmung mit Vorsicht nähernd. Dennoch wurde sie in Thessalonich erkannt; und da das Urtheil über beide Fürstinnen bereits gesprochen war, so wurden sie auf der Stelle enthauptet und ihre Leichname ins Meer geworfen. Dies geschah zu einer Zeit, wo Dacien noch lebte.

Noch Maximianus Maximus hatte sich das Reich zwischen Constantin und Licinius getheilt; jener war der Suverän des Westens, dieser der des Ostens. Die Erbfeinde der Spicthäuser, welche sich Bräute bewegten, versahen sich mit einem langen Frieden; verwandtschaftliche Bande hätten denselben unerschütterlich machen können, wenn auf beiden Seiten guter und redlicher Wille vorgeherrschet hätte. Dennoch verfloß kaum ein volles Jahr, ehe die beiden Sieger die Waffen gegen einander wendeten. Die allgemeinste Ursache dieses neuen Bürgerkrieges lag in der Verfehlung von der Einheit des Reiches: eine Verfehlung, die es mit sich brachte, daß auch die Regierung dieses Reiches in Einheit gehalten seyn müsse. Dem Constantin fehlte es nicht an Ehrgeiz; dem Licinius schien es nöthig, die Krone durch Hinterlist und Treulosigkeit zu ergötzen. So geriethen Beide nur allzu leicht an einander.

Constantin hatte seine Schwester Anastasia mit einem gewissen Bassianus vermählt, und seinem neuen Verwandten den Rang eines Cäsars verliehen. Diese Ernennung war mit Genehmigung des Licinius geschehen; da aber

Constantin in Hinsicht der damit verbundenen Staatsherrschaft von Italien und Afrika nicht Wert hielt, so benutzte Ricimius die Empfindlichkeit des Valianus, ihn zu einer Versöhnung gegen Constantia fortzureißen. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, als Constantia, von einem seiner Anhänger gewarnt, den Valianus verhaften, und von dem Ricimius die Auslieferung der Verbrecher verlangte. Da dieser sich weigerte, so kam es zum Kriege, ohne daß weder der eine, noch der andere von den beiden Imperatoren heftiglich dazu vorbereitet war. Zwei Schlachten wurden geliefert, die erste bei Ebalis in Pannonien, die zweite bei Kardis in Thracien. In beiden trug Constantin den Sieg davon, und als Sieger ließ er seinen Schwager in dem Besiz von Thracien, Klein-Asien, Syrien und Aegypten, zufrieden mit der Abtretung von Pannonien, Dalmatien, Dardan, Macedonien und Griechenland, Provingen, die zum westlichen Kaiserreiche geschlagen, dasselbe von den Ostingen Euboeien bis zum Peloponnes ausdehnen. In demselben Vertrage wurde festgesetzt, daß die Söhne der Imperatoren zur Heftung der Thronfolge herangezogen sollten: Eriqius und Constantia als Cäsaren im Westen, der jüngere Ricimius als Cäsar im Osten.

Auf diesen Krieg folgte ein siebenjähriger Friede im Reiche, während dessen Constantin, bald als Befehlshaber, bald als Vertheidiger der hergebrachten Bedenken, seine Rolle spielte. Als Befehlshaber wirkte er, unstreitig ohne allen Erfolg, auf eine Verbesserung der häuslichen Verhältnisse; denn eine strenge Verwaltung der Finanzen verdrängte das Familien-Einkommen, das er

durch Vortheilen über die Aussetzung der Kinder, gewaltsame Entführungen u. s. w. aufbauen wollte. Als Vertheidiger der Reichsgrenzen machte er sich besonders mit den Goten zu schaffen, die nach einem fünfzigjährigen Frieden sich zu neuen Unternehmungen gegen die Römer aufgelegt fühlten. Erst schlug er sie in den Gefilden von Jüpericum, wo er sie zur Zurückgabe der gemachten Beute zwang; dann suchte er sie in ihren Wohnsitzen auf und drückte sie so lange, bis sie, um Frieden zu erhalten, sich gefallen ließen, sein Heer, so oft es erfordert würde, mit 40,000 Mann zu verstärken.

Sobald er dies erreicht hatte, glaubte er den Maximian nicht länger verschonen zu dürfen. Dieser hatte eine Absicht längst erfaßt, und war nicht untüchtelich. Sein Heer bestand dies Mal aus 150,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern; und mit demselben hatte er eine Flotte von 350 Galeeren in Verbindung gesetzt, welche die Meerenge von Syon bewachen mußte. Constantin Herr versammelte sich zu Thessalonich; es war 120,000 Mann stark, und bestand aus den ausgesuchten Kriegern, die durch eine letzte Anstrengung ihrer Entlassung erkaufen wollten. Auch an einer Flotte fehlte es dem Constantin nicht, wiewohl sie hinter der seines Gegners zurückstand. Mit allem weit getriebener Vorsicht hatte sich Maximian bei Hadrianopel verschanzt. Dorthin brach Constantia von Thessalonich auf. Der Hebrus bildete den Vergraben, und es kostete Mühe, diese Schwierigkeit zu überwinden; doch sobald der Strom passirt war, sah Maximian sich durch geschickte Bewegungen sehr bald um alle die Vortheile gebracht;

welche sein verschanztes Lager gewählte. Von vorn angegriffen, und im Rücken von 5000 Bogenschützen umgangen, widerstand er nicht lange. Groß war die Niederlage, die er erlitt; noch größer sein Verlust, als der Ueberrest seiner Truppen sich am folgenden Tage dem Sieger ergab. Er selbst rettete sich nach Syang. Dort hoffte er sein Reich in Kraft der Flotte zu vertheidigen, welche den Hellespont bedeckte. Doch auch diese Hoffnung wurde vereitelt, indem es Constantius diesem Sohne gelang, den Admiral der asiatischen Flotte zu überwinden und 130 Schiffe zu versenken. Der Vortheil, den Constantius hierdurch für die Verpflegung seines Heeres gewann, bewog den Vicinius, sich mit seinen Schätzen nach Chalcedon zu begeben, von wo aus er, während der Belagerung von Syang, eine neue Armee von 50. bis 60,000 Mann vereinigte. Constantius, ohne sich lange zu bedenken, ließ die nöthigen Truppen vor Syang rufen, ging mit dem Ueberrest auf kleinen Schiffen über die Meerenge, und griff den Vicinius auf den Höhen von Chrysopolis, jetzt Stuzari genannt, mit so viel Uegethüm an, daß er ihn auf's Neue in die Flucht schlug. Jetzt begab sich Vicinius nach Asien, jedem Gedanken an einen längeren Widerstand entgehend. Seine Gemahlin Constantia übernahm zwar das Aussöhnungsgeschäft; doch konnte sie kein vertheilhaftetes Versprechen erhalten, als daß Vicinius den Rest seiner Tage in Frieden und Ueberfluß verleben solle, wenn er sich entschließen könne, dem Purpur zu entsagen. Ein solcher Entschluß kostete im Römerrreiche weniger, als in dem kleinften Staate des heutigen Eu-

rega, nachdem das Erblichkeitsgesetz im Verlaufe der Zeit zur Heiligkeit geblieben ist. Maximus unterwarf sich also, und wurde bald darauf nach Thessalonich gesendet, wo er in einer Art von Gefangenschaft leben sollte. Hier starb er bald darauf eines gewaltsamen Todes, ohne daß seine Schuld jemals bewiesen werden ist; denn, ob man gleich einen verächtlichen Briefwechsel mit den Barbaren zur Ursache seines Todes machte, so ging doch seiner Hinrichtung kein Eingeständniß und keine Ueberführung voraus. Dem Herkommen gemäß, wurden seine Statuen eingestürzt, sein Andenken getilgt, und alle Handlungen seiner Regierung vernichtet.

Nach diesem Sturz stand Constantin als der alleinige Beherrscher der Römerwelt da. Diocletians System war zu Grunde getragen, weil es, fehlerhaft in sich selbst, nicht länger bestehen konnte. Indes hatten die römischen Imperatoren von ihm die große Kunst gelernt, sich persönlich gegen die Angriffe des Militärs zu sichern. Wie dieser Kunst ausgetücht, durfte Constantin den Plan entwerfen, dem ganzen Römerreiche eine neue Verfassung zu geben. Die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, waren zwei Handlungen, deren Folgen sich über die entfernteste Zukunft verbreiten, und dem Sohne des Constantius eine große Verühmtheit gewähren mußten. Doch ehe wir darauf eingehen, wird es nicht unangebracht seyn, den Leser noch einmal nach Rom zurückzuführen, um ihm in einer genaueren Anschauung des Kerns der Römerwelt das Verfahren Constantins begründlicher zu machen.

XVII.

Von den Hindernissen, welche Rom einer zweckmäßigen Verfassung des Reiches entgegenstellte.

Da die römischen Imperatoren des dritten Jahrhunderts sich so geistlich von Rom zurückzogen, so mußten sie dazu Gründe haben, die, wie triftig sie auch damals seyn mochten, noch gegenwärtig der Erwägung nicht unwerthig sind.

Einzig war die Entstehung des römischen Reiches dadurch, daß eine einzelne Stadt die Ursache desselben war. Verschwinden konnte eine solche Erinnerung nie; auch bemerken wir leicht, daß sie in allen Jahrhunderten mit einer Hartnäckigkeit festgehalten wurde, über welche nur das Schicksal selbst triumphiren konnte. Wollte man es genau untersuchen, so würde man selbst in dem gegenwärtigen Rom noch eben so viele Trümmer antimonarchischen Geistes entdecken, als man auf jedem Schritte Ueberbleibsel alter kaiserlicher Herrlichkeit findet. Ganz entgegen konnte sich Rom den Einwirkungen des Reiches nicht; es vermochte dies um so weniger, weil diese Einwirkungen im Grunde notwendige Rückwirkungen waren, so wie sie aus einem erschöpften System von Gewaltthätigkeit hervorgehen mußten, um ein Gleichgewicht hervorzubringen. Doch dieser Rückwirkung Trog zu bieten, war eine Aufgabe, welche sich um so leichter lösen ließ, da die Lösung durch so Vieles begünstigt wurde. Von den Imperatoren bis auf Trajan

läßt sich behaupten, daß sie selbst allzu sehr Römer waren, als daß sie gegen die Ansprüche, welche Rom machte, nicht hätten schwach sein sollen: sie waren es nur allzu sehr, und fanden ihren Untergang gerade in ihrer Unfähigkeit, sich zwischen der Hauptstadt und dem Reiche indifferenten zu können. Von Trajan bis auf Septimius Severus nimmt man an den Imperatoren ein ziemlich gleichmäßiges Bestreben wahr — dem Verfallungsstadium Rom nachzugeben, ohne das Reich gerade aufzuheben. Erst von Septimius Severus an wird Rom von seinen Imperatoren verabscheuet, indem sie, als Barbaren, fühlen, daß Rom eben so wenig zu ihnen paßt, als sie zu Rom passen. Diese lange Periode, welche vom Jahr 193 bis zum Jahr 330 unserer Zeitrechnung reicht, mag folglich als die betrachtet werden, worin Rom im eigentlichen Sinne des Wortes veraltete. Ein neuer Geist hatte angefangen über die Welt aufzugehen; es war der Geist des Christenthums, welchem zu unterliegen Rom's Bestimmung war. Würde nun Rom der Hauptstük der Regierung geblieben, so hätte es nicht sehen können, daß alle die allmählichen Veränderungen geschehen wären, welche eine Veralterung, ein Uebersicheln, abgewendet hätten. Doch indem die Imperatoren sich von Rom entfernten und es seinem eigenen Schicksal überließen, konnte es schwerlich ausbleiben, daß es in seiner Altersschwäche albern wurde. Es begegnete ihm, was so vielen Individuen begegnet, welche, nach einer langen Zurückgezogenheit, Ansprüche geltend machen, die nur durch Jugend erträglich werden; und wesentlich war es seine Eitelkeit,

welche die Imperatoren bestimmte, es gänzlich aufzugeben, und den Mittelpunkt des Reiches nach Osten zu verlegen.

Um dies gütlich zu fassen, muß man sich daran erinnern, daß, obgleich die Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie durch nichts zu hindern getrieben worden war, die antimonarchischen Einrichtungen noch immer fortdauerten. Die Zeit hatte den Polytheismus im dritten Jahrhundert eben so absurd gemacht, wie er es gegenwärtig ist; es gab sogar eine sehr zahlreiche christliche Gemeinde in Rom, deren Bischof den Vorrang vor allen seinen Mitbrüdern forderte. Dennoch dauerte die Städte, welche die Anti-Monarchie in dem Cultus gehadet hatte, noch immer fort. Auf keine Weise war die regelmäßige Succession in den Collegien des Priesterstandes unterbrochen worden. Noch immer übten fünfzehn Pontifex die höchste Jurisdiction über alle dem Dienste der Götter geweihten Personen und Dinge; noch immer beobachteten fünfzehn ernste und gelehrte Augusti die Befehle des Himmels; noch immer gab es fünfzehn Verwalter der öffentlichen Gebäude, welche gelegentlich die Räte der göttlichen Begehrtheiten erforschten; noch immer weiheten sechs Vestalinnen ihre Jungfrauschaft der Bewahrung des heiligen Feuers und der unbekannten Uterpfänder für Rom's Dauer; noch immer bereicherten sieben Epulonen den Tisch der Götter, und ordneten die Ceremonien des jährlichen Festes; noch immer wurden die drei Glanz und des Jupiter, des Mars und des Quirinus als die besondern Diener der drei mächtigsten Götterinnen

verrichtet; und, während der Opferkönig die Person des Roms in allen den heiligen Geschäften vorstellte, welche nur von königlichen Händen verrichtet werden durften, standen die Heiligschwestern der Salus, der Fides u. s. w. den Gebeten vor, durch welche man die Götter der unsterblichen Stadt zu gewinnen hoffte. Unbedeutend war die Bestimmung des römischen Senats geworden: doch so oft er sich versammelte, erhob es in der Halle oder dem Tempel, welcher mit der Bildsäule und dem Altar der Salus des Sieges gesetzt war; und diese Bildsäule war eine majestätische Gestalt mit fliegenden Gewändern, ausgebreiteten Fingern, und einem Lorbeerkranz in der ausgestreckten Hand, auf einer Kugel stehend. An dem Altar schwor der Senat, in einem auffallenden Widerspruche mit sich selbst, die Gesetze des Kaisers und des Reiches beobachten zu wollen. Verschwunden war aus diesem Cultus Alles, was ihm einen Sinn gab, verschwunden war sogar seine Bestimmung; doch indem seine reale Grundlage fortbauerte, war diese, wie es zu geschehen pflegt, die Ursache seines Bestehens, zu nicht geringer Freude Derer, die das eigne Unverdienst durch das Verdienst der Vorfahren zu verschleiern hofften.

Dies waren die Mitglieder des römischen Adels. Einer großen Bestimmung entsagen zu müssen, ist unstreitig unter allen Umständen das härteste Schicksal, von welchem man getroffen werden kann, selbst wenn man es nicht als ein solches empfindet. Die geistige Kraft des Menschen ist gleich den Verantwortungen, welche er hat, sie zu entwickeln; und wo diese wegfallen, da at-

tet selbst der eifrigste Verstand in eine Albernheit aus, die ganz unerklärlich seyn würde, wenn der sich selbst überlassene Mensch durch die Vereinzelung nicht das Licht verlorde, nur von seinen Tausen und Einfällen abhingen. Wandere sich also der Leser nicht über Das, was hier von dem römischen Adel des vierten Jahrhunderts gesagt werden wird! Die Sache war in sich selbst unabweisbar, beruhte sie auch nicht auf der Aussage eines wahrheitsliebenden Geschichtschreibers, dessen Schilderung uns nur der Wähe überhebt, durch genaue Abwägung des Möglichen und Wahrscheinlichen dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, selbst bei Zeitgenossen, zu entgehen.

„Die Selbste der Stadt Rom — sagt Ammianus Marcellinus *) — wurde auf die seltsame, beinahe unglaubliche Vereinigung der Tugend und des Glückes gebaut. Die lange Periode ihrer Kindheit verwich in einem mühevollen Kampfe mit den Völkerschaften Italien's, den Nachbarn und Feinden der sich erhebenden Stadt. In der Kraft und Hülfe der Jugend bestand sie die Stürme des Krieges; doch führte sie ihre siegreichen Schaaren über Meere und Gebirge, und brachte aus jedem Lande des Erdballs die Lorbern des Triumphs. Zuletzt dem Greisenalter sich nähernd, und durch das bloße Schrecken ihres Namens erschreckt, suchte sie die Segnungen der Gemüthsruhe und Ruhe. Die ehrwürdige Stadt, begünstigt sich gleich einer reichen Matrone, die Sorge für die Erhaltung ihres großen Ver-

*) Lib. XIV. c. 6, und Lib. XXVIII. c. 4.

mögens auf die Cäsaren, ihre Lieblings söhne, abzumä-
ßen. Ein sicherer und tiefer Friede, wie er einst unter
der Regierung des Numa war genossen worden, folgte
auf die Tumulte der Republik; und während desselben
wurde Rom als die Königin der Erde angebetet, in-
dem die unterworfenen Völker die Majestät des Staats
und den Namen des Volkes verehrten.“

„Doch dieser angeborne Glanz ist vermindert und
verdunkelt worden durch das Betragen vieler Edlen, welche,
unwiderstehlich ihrer eigenen Würde und der Würde des Va-
terlandes, den unbescholtenen Nachwillen des Vaters und
der Ehretheit angenommen haben. Sie bestrichen nur
in der leeren Eitelkeit von Tadel und Heilmannern, und
wählten oder erfanden die abentheuerlichen Benennungen Ne-
burrus, Gabanius, Pagonius oder Tarra-
cius, um die Ohren des Volks mit Achtung und Er-
freuen zu erfüllen. Weil des lächerlichen Ehrgeizes,
ihre Tugenden ohne Thaten auf die Nachwelt zu bringen,
vervielfältigten sie ihre Bilder in Marmor und Erz;
und dabei mußten diese Statuen mit Goldplatten be-
legt seyn, weil diese Auszeichnung zuerst dem Consul
Mucius zu Theil wurde, nachdem er durch seine Waf-
fen und Aufschläge die Macht des Königs Antiochus
vernichtet hatte. Die Praetori, womit sie die Verzeich-
nisse ihrer Güter in allen Provinzen, vom Aufgang des
zum Niedergange, den Augen der Zuschauer entfallen,
reist nur den gerechten Unwillen Derjenigen, der sich
erinnert, daß ihre armen, unbeschäftigten Verfahren we-
der in Aufsehung der Nahrung, noch des Pompes vor
dem gewöhnlichen Soldaten das Mindeste voraus hatten.

Die Edlen unserer Zeit haben für ihren Rang und ihr Ansehen keinen andern Maasstab, als die Höhe ihrer Wagen und die gewichtige Pracht ihres Anzuges. Ihre langen Umwader von Seide oder Purpur flattern im Wader; und, so wie sie künstlich oder zufällig bewegt werden, zeigen sie die unterm Bekleidung: reiche Lunillen, mit dem Gestalten verschiedener Thiere vergiert. Mit einem Erfolge von fünfzig Bedienten das Straßenpflaster bedeckend, schweben sie mit einer Eil dahin, als ob sie Feten wären; und das Beispiel der Senatoren wird von Matronen und Frauen befolgt, deren bedeckte Wagen in dem warmen Raume der Stadt sich hin und her bewegen. Gerathen diese vornehmen Personen die öffentlichen Bäder zu besuchen, so nehmen sie bei ihrem Eintritt den Ton des lauten und unerschämten Beschlusses an, als wären Bequemlichkeiten, die für das ganze römische Volk berechnet sind, zu ihrem ausschließenden Besuche da. Die persönliche Umarmung erfolgt, wenn sie an diesen Orten gemischter Gesellschaft dem einen oder dem andern Diener ihrer Lust begegnen; aber kaum bemerken sie die Begehrungen ihrer Wüthender, die sich mit der Ehre, ihnen die Hände zu küssen, begnügen sollen. Sobald sie die Erfrischung des Bades genossen haben, greifen sie nach ihrem Ringen und den übrigen Zeichen ihrer Würde, wählen von ihrem Anzuge, was ihrer Laune am meisten entspricht, und bleiben sich bis zum Weggehn in einem Betragen gleich, das nur an dem großen Marcellus nach der Eroberung von Syrakus Entschuldigung gefunden haben würde.“

„Dieweilen unternehmen diese Herren größten Tha-

ten:

ten: sie besuchen ihre Besitzungen in Italien, und verschaffen sich durch die Arbeit ihrer Sklaven das Vergnügen der Jagd. Wenn sie zuweilen, besonders an heißen Tagen, den Muth haben, in ihren damaligen Schloßern von dem Euxiner Meer nach ihren jenseitigen Landhäusern auf der Seeküste von Puteoli und Capri zu segeln: so vergleichen sie diese Expedition mit den Märschen Alexanders und Cäsars; doch sollte eine Fliege es wagen, sich in die sainen Hüllen ihrer vergoldeten Röcke zu setzen, oder ein Sonnenstrahl durch irgend eine unbemerkte Spalte bringen: so bejammern sie ihre unerträglichen Beschwerden, und beklagen, daß sie nicht in dem Lande der Eimmerier, in den Gegenden ewiger Dunkelheit, geboren sind. Auf diesen Reisen nach einem Landgute wird der Herr von dem ganzen Schwarm seines Hausgefolges begleitet. Die Reiterei und Fußvolk, schwere und leichte Truppen, Vorhut und Nachhut durch die Geschicklichkeit militärischer Anführer geleitet werden: eben so ordnen Hausbesorger, den Stab (das Zeichen ihres Amtes) in der Hand, das zahlreiche Gefolge von Sklaven und Bedienten. Vorräthige Gepäcke und Kleiderweche; dann folgen die Küche und die Dienerschaft für den Dienst der Küche und der Tafel; dann kommt das Musikcorps, ein hunder Haufe von Sklaven, an welche sich müßiggängerische oder abhängige Pflücker in ungemeßener Zahl anschließen; endlich erschließt die Nachhut, die Lieblingsbande der Verschmitzten, vertheilt nach ihrem Alter, welche durch Unzahl und Ungeßalt den Wüthen aller Derselben erregt, die das Andenken der Semiramis verfluchen, weil sie die

grausame Kunst erfand, die Entzweiung der Natur zu vereiteln und die Hoffnung künftiger Geschlechter im Keime zu ersticken.“

„In Ausübung der blutigen Gerechtigkeitspflege folgen die Esen Rom's die päpstliche Empfindlichkeit für persönliche Beleidigungen, und die roheste Gleichgültigkeit gegen den ganzen Uebertreß des menschlichen Geschlechtes. Haben sie warmes Wasser gefordert, und der Sklav hat nicht den schnellsten Gehorsam bewiesen, so hat dreihundert Stockprügel eine mäßige Strafe; doch wenn derselbe Sklav einen abscheulichen Mord begangen hat, so bemerkt der Herr mit großer Milde, der Sklav sey ein schlechter Kerl, der in wiederholtem Falle der Züchtung nicht entgehen solle.“

„Ehemals war Gastfreundschaft die Tugend der Römer, und jeder Fremdling, für welchen Verdrach oder Unglück sprach, wurde von ihnen mit Großmuth entweder belohnt oder unterstützt. Jetzt, wenn ein Fremdling (vielleicht von nicht verdächtigem Range) bei einem von Rom's Senats und vornehmenden Senatoren eingeführt wird: so empfängt man ihn bei der ersten Audienz zwar mit so warmen Zusicherungen und so gütiger Theilnahme, daß er, erquickt von der Herablassung seines erhabenen Freundes, und voll Bewunderung, seine Reise nach Rom, diesem Wohnsitz seiner Eltern, so lange aufgeschoben zu haben, nach Hause geht; doch, wenn er, auf günstige Aufnahme rechnend, seinen Besuch am folgenden Tage wiederholt, so kann er genöthigt seyn, daß man seinen Namen, wie seinen Stand und sein Vaterland, vergessen hat. Hat er den Rath aus-

zubauern, so wird er nach und nach zu den Abhängigen gerechnet, und erhält die Erlaubniß, seinen hohen Beschützer, der, gleichgültig gegen Dankbarkeit und Freundschaft, kaum seine Gegenwart, seine Entfernung, oder seine Rückkehr zu bemerken geräth, einen eben so langweiligen, als unvorsichtlichen Hof zu machen.“

„Wenn diese Reichen ein feierliches Mahl geben; wenn sie, mit verschwenderischem und verderblichem Aufwande, ihre Privat-Feste feiern: so ist die Wahl ihrer Gäste der Gegenstand ängstlicher Berathschlungen, bei welchen der Bescheidene, der Mäßige, der Gebildete nur selten den Vorzug gewinnt. Selbster von den eigensüchtigen Vergessenen, tragen die Rememloranten die dunklen Namen der unwürdigen Menschen in ihrer Einladungslisten ein. Die häufigsten und vertrautesten Gefellschafter der Großen sind jene Parasiten, welche, die Schmeichelei als die einträglichste aller Künste übend, jedem Worte, jeder Handlung ihres unselbstlichen Gönners ihren Beifall geben, mit erschrockenem Entzücken auf seine Marmorpaluden und sein buntere Seide hinschauen, und nicht müde werden, die Pracht und Prachtlichkeit zu loben, die er als einen Theil seines persönlichen Werthes betrachtet. Wie besonderer Aufmerksamkeit werden an den römischen Tischen Vögel, Eßkräuter und Fische von ungemeinlicher Größe beschauet: des Sprechens darüber ist kein Ende; und während der verblühte Gast von den langweiligen Wiederholungen empfindet ist, schafft man sogar Motate herbei, welche in förmlichen Processen die Wahrheit eines so wunderbaren Ereignisses bekräftigen müssen.“

„Sich in die Hände der Großen einzuführen, ist das Spiel des scharfsten Wirtel; und ein hoher Grad von Geschicklichkeit im Würfeln ist ein unverlässiger Weg zu Reichthum und Mäccht. Ein Weiser in dieser erhabenen Wissenschaft würde, wenn er bei einem Abendessen unter einer Magistratsperson zu sitzen könnte, davon eben so betroffen seyn, als Cato es bei einer Zurücksetzung war. Nur in den wenigsten Fällen erregen seltene Kenntnisse die Reue dieser Unseligen, welche die Beschwerden des Studirens eben so verabscheuen, wie sie die Vortheile desselben verachten. Die einzigen Bücher, welche sie lesen, sind Juvenals Satiren und des Marius Maximus wertherische und fabelhafte Geschichten. Erreichte Bibliotheken werden, gleich furchtbaren Gekerkerten, von dem Tageslichte ausgeschlossen. Dagegen werden Hüten, ungeheure Leiern und Waffenspiels zum Schreuch dieser Cybariten geneigt, und weder Vocal-, noch Instrumental-Musik reicht aus ihren Polstern, wo der Schall mehr gilt, als der Sinn, wo die Sorge für den Leib höher steht, als die für die Seele. Als eine heilsame Maxime gilt, daß der leichteste, der oberflächlichste Verdacht einer ansehnlichen Freundschaft hinreiche, die Ursache der vertrauten Brände abubrechen; und selbst Bedienten, welche auf Erkundigung ausgesendet sind, dürfen erst nach einer Abmahnung in das Haus zurückkommen.“

„Diese selbstsüchtige und unendliche Zärtlichkeit wirkt nur der heftigsten Leidenschaft der Habsucht. Die Aussicht auf Gewinn treibt einen reichen und begabten Senator bis nach Spoleum. Aemegung, Würde,

Begierlichkeitliebe, alles wird der Hoffnung einer Vererbung, oder eines Vermächtnisses, untergeordnet; und ein reicher kinderloser Bürger ist der mächtigste von allen Römern. Am meisten ist die Kunst ausgebildet, die Unterzeichnung eines verheißvollen Testaments zu erhalten und die Vollziehung desselben zu beschleunigen; und es ist der Fall da gewesen, daß in einem und demselben Hause, wenn gleich in verschiedenen Zimmern, Mann und Frau, in der läßlichen Absicht, einander zu betrügen, ihre Advocaten berufen haben, um, zu einer und derselben Zeit, ihre gegenseitigen, wenn gleich widersprechenden, Befinnungen zu erklären."

"Das Gerede, das den übertriebenen Aufwand begleitet, zwingt eben diese Großen nicht selten zum Gebrauch der verächtlichsten Mittel. Wollen sie borgen, so führen sie die demüthige Sprache des Sklaven im Lustspiel; sollen sie eher bezahlen, so reden sie in dem königlichen und magischen Tone der Entel des Perseus; und wird die Forderung ungründlicher Gläubiger wiederholt, so haben sie einen Cykloppanten bei der Hand, der mit der Entschuldigung von Eistmischerel und magischen Kräften auftritt, wo denn der Angeklagte nicht eher auf dem Kerker entlassen wird, als bis er einen Empfangsschein ausgestellt hat."

"Die Leidenschaften, welche den moralischen Charakter der vornehmen Römer entstellen, sind mit einem kindischen Aberglauben vermischt, der ihren Verstand anflutet. Vertrauensvoll und gläubig berufen sie auf die Vorhersagungen der Harnspere, die in den Eingeweiden der Thiere die Anzeigen künftiger Siege und

Gelächseligkeit zu finden vergeblich; und mehrere von ihnen wagten es nicht, zu essen, zu baden und überhaupt zu erscheinen, als die sie, nach allen Vorschriften der Astrologie, die Stellung des Merkur und das Aussehen des Mondes empfängt haben. Schlimm genug ist es, daß diese viele Bruchgläubigkeit nicht selten bei strengreligiösen Jesuiten angetroffen wird, welche das Daseyn einer himmlischen Macht bestritten oder leugnen.“

So weit Ammianus Marcellianus. Wer die Wahrheit dieses Gemäldes bezweifeln wollte, der würde sich verblenden müssen gegen die Macht des Reichthums bei Solchen, die seine erste Bestimmung haben. Verelugt und auf sich selbst zurückgebracht, mußte der römische Senat zu einer politischen Humie werden. Schon in den letzten Zeiten der Republik hatten die Patrioten alle die Schrecken, welche Marcellianus ihnen zum Vorwurfe machte; dies beweisen mehrere Charakterschilderungen, welche in Cicero's Reden und Briefen vorkommen. Damals war es die Demokratie, welche vor einer gänzlichen Zerstörung stand. Nach der Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie, besonders aber nach dem Rückzuge der Imperatoren von Rom, gab es für die Auflösung alles Moralischen in Rom keine Gränze mehr. Die ganze Stadt hätte darüber zu Grunde gehen müssen, hätten nicht die reichthümlichen Besitzungen der Großen in allen Theilen des Reichs, d. h. die großen Einkünfte, welche von den Provinzen bezogen wurden, eine Art von Leben erhalten. Das Verhältniß Roms zum römischen Reiche, war eben dasselbe, worin Spanien zu seinen Colonien steht,

und eben deswegen konnten die Wirkungen für Rom nicht besser seyn. Derselbe Trägheit, dieselbe Indolenz! Künste und Wissenschaften waren im vierten Jahrhunderte beinahe gänzlich verschwunden. Am Constantius Triumphbogen zu vergelten, sah man sich genöthigt, den Triumphbogen Trajan's eines Schmuckes zu berauben, und von allen Wissenschaften war die Astrologie die einzige, welche in Ehren stand. Aufrichtig überzeugte sich Constantius, bei seinem dreimonatlichen Aufenthalte in Rom, nach dem Siege über den Maxentius, von der Unmöglichkeit, einem so abgestorbenen und in Bezug auf übergegangenen Kieper neues Leben einzuhauchen. Am anstößigsten aber mußten ihm die Priestersehaft und der Adel seyn: Classen, über welche nichts zu erlangen war, weil sie die Zeit nicht erkannten, und in die Vergangenheit eben so zurücktraten, wie gegenwärtig in Deutschland die katholischen Priester und die Reichsräthe. Die Verlegung der Kapellen war also nur allzu notwendig.

(Fortsetzung folgt.)

Warum keiner von Englands Königen
seit sechs Jahrhunderten den Beinamen
des Großen geführt hat.

Es giebt auf jedes Warum ein Darum, wie das
Sprichwort sagt. Aber nicht jede Antwort ist eine posi-
tive; und was den in Rede stehenden Gegenstand be-
trifft, so könnte er leicht eine Aufgabe in sich schließen,
die nicht von Jedem gelöst werden kann.

Die Thatsache ist, daß von den zwei und dreißig
Königen, welche von dem Jahre 1066 an, wo Wil-
helm, Herzog von der Normandie, England eroberte,
bis auf unsere Zeiten über England geherrscht oder re-
girt haben, nicht Einer den Beinamen des Großen
geführt hat. Viermal ist während dieses Zeitraums die
Dynastie verändert worden: zuerst nach dem Tode Ste-
phanus im Jahre 1154, als das Haus Plantagenet den
Nachkommen Wilhelm des Eroberers folgte; dann nach
dem Tode des in der Schlacht bei Bosworth gebliebe-
nen Königs Richard des Dritten, als das Haus Lu-
der durch Heinrich den Siebenten die Krone der reizen
und der weißen Rose vereinigte; dann nach dem Tode der
Königin Elisabeth im Jahre 1603, als das Haus
Stuart auf den Thron gelangte, und Jakob der Erste
den Titel eines Königs von Großbritannien annahm;

endlich nach dem Tode der Königin Anna, als Georg der Erste, Kurfürst von Hannover, als Erbe seiner Mutter, einer Tochter Jakobs des Ersten, auf den britischen Thron berufen wurde. Wollte man annehmen, daß unter diesen Regenten aus verschiedenen Häusern nicht Einer sich durch große persönliche Eigenschaften ausgezeichnet habe, die ihm den Beinamen des Großen hätten erwerben können: so würde man sich an der Wahrheit veründigen. Wilhelm der Eroberer, Heinrich der Zweite, Edward der Dritte, Heinrich der Dritte und sein Nachfolger, Elisabeth und Wilhelm der Dritte, waren ganz unfreieig Regenten von großen persönlichen Eigenschaften; und wenn dennoch keiner von ihnen den Beinamen des Großen erhalten hat: so muß der Grund im Etwas liegen, das, wenn es auch mit persönlichen Eigenschaften in Verbindung stehen sollte, diesen den Aufschlag zu geben nicht gestattet.

Suchen wir also, und dieses Etwas klar zu machen.

Alle Kaiser und Könige, welchen die Geschichte den Beinamen der Großen giebt, waren wirklich groß durch ihre persönlichen Eigenschaften; indeß ist nicht zu leugnen, daß diese durch Umstände begünstigt wurden, die man nicht anders als vortheilhaft nennen kann. Jedes Zeitalter hat seinen eigenthümlichen Geist: und wer, als Regent, diesen erkennt und sich der Gemüthsart so zu bemächtigen versteht, daß er, vermuthet seiner eigenen Begeisterung, Alles mit sich fortreißt, der, und nur der allein, kann auf den Beinamen des Großen rechnen. In einer solchen Lage befanden sich

Alexander der Große, Constantine der Große, Karl der Große, Otto der Große, und Alle, welche nach ihnen denselben Beinamen geführt haben. Persönliche Eigenschaften entscheiden also nicht allein, inwieweit sie die erste Bedingung sind. Entschieden sie allein, so wäre kein Grund vorhanden, mehreren Fürsten ein Prädicat zu versagen, zu welchem sie durch alles, was ihren Charakter ausmachte, nur allzu sehr berechtigt waren. Solche Fürsten waren die Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, vorzüglich Friedrich der Erste und Friedrich der Zweite. Nichts ging ihren persönlichen Eigenschaften ab; da sie aber etwas durchreiben wollten, das dem Geiste ihres Jahrhunderts entgegen war; da sie bei weitem nicht gegen den Strom der öffentlichen Meinung an-, als auf demselben fortzuschwimmen: so konnte es schwerlich fehlen, daß sie, trotz ihren großen persönlichen Eigenschaften, nicht nur nicht das Dem erreichten, was sie wollten, sondern sich auch genöthigt sahen, sich den von ihnen bekämpften Dingen unterzuordnen. Das ganze Mittelalter ist reich an großen Charakteren; allein, wenn man die Päbste ausnimmt, so beruht die persönliche Größe der übrigen Fürsten auf dem Muth, womit sie den Umständen trotzen: einem Muth, der, wie achtungswerth er auch seyn mag, zuletzt immer verdimmt. Ein großer Erfolg gehört zu einem Manne, der das Prädicat des Großen führen will; ein großer Erfolg aber ist nur in so fern möglich, als man Das will, was auch Andere wollen.

Wendet man dies auf die Könige von England an, so findet man leicht den Grund, weshalb keiner

von ihnen den Beinamen des Eroberer erhalten hat. Die Könige normanaischen Ursprungs waren als Eroberer verfaßt, und eben dadurch unfähig, das Volk mit sich fortzureißen. Die Könige aus dem Hause Plantagenet hatten mit den Mitteln zu kämpfen, durch welche Wilhelm der Eroberer sich England zu sichern gesucht hatte, nämlich mit den strengen Lehnverhältnissen, die durch Wilhelm eingeführt worden waren; und dazu kamen alle die Verwickelungen, in welche man durch zweifelhafte Erbschaften im Frankreich mit den französischen Königen und den Päpsten zugleich geriet. Die Könige aus dem Hause Tudor konnten schwerlich anders, als nach Unumschränktheit streben, wenn sich das Schicksal ihrer Vorgänger nicht an ihnen wiederholen sollte; allein in diesem Streben war Alles dem britischen Charakter, so wie dieser sich einmal durch Institutionen und Gesetze ausgebildet hatte, entgegen, und dieser Charakter triumphte unter der Königin Elisabeth durch die Nachgiebigkeit, die sie im Uebersen für denselben zeigte. Die Könige aus dem Hause Stuart begannen auf's Neue den Kampf mit dem National-Charakter; doch nur zu ihrem Verderben, da sie etwas wollten und durchzuführen hofften, das dem Geiste ihres Jahrhunderts, besonders aber dem Geiste der Engländer, entgegen war. Mit Wilhelm dem Dritten trat eine Periode ein, welche noch immer fortbauert: durch die Annahme der Bill of Rights ordnete er sich, wenigstens zum Schein, dem National-Interesse unter. Von jetzt an war die Aufgabe, so zu handeln, daß die Forderungen der Nation erfüllt würden nach

den Formen, welche das Gesetz vorschreibt, ohne Vertheil der königlichen Freiheit zu entfagen. Dies merkwürdige System hat jetzt länger als ein Jahrhundert vorgehalten. Ueber die längere Dauer kann nur die Zeit entscheiden. Und ist im Leben des großbritannischen Staats ganz unverkennbar: nämlich das Mißtrauen der Nation gegen ihren Monarchen. Die ganze gegenwärtige Verfassung Großbritanniens ist nur eine Wirkung dieses Mißtrauens, das sich in allen Jahrhunderten gleich geblieben ist; eines Mißtrauens, welches mit der erblichen Monarchie in geradem Widerspruche steht, und Englands Könige gewissermaßen zwingt, auf große persönliche Eigenschaften, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zu verzichten. Es würde wahrlich eine schwierige Aufgabe seyn, die drei letzten Könige so von einander zu unterscheiden, daß der Charakter eines jeden in bestimmter Individualität hervortrete: so sehr ist ihre Persönlichkeit durch die Verfassung verallgemeinert worden. Sie haben die größte Aehnlichkeit mit der Sonne, welche erleuchtet und wärmt, ohne daß man weiß, wodurch sie dies bewirkt. Welche Regierung ist, den Erfolgen nach, glücklicher, als die Georgs des Dritten; und wie wenig von diesen Erfolgen kann der Persönlichkeit dieses Königs zugeschrieben werden! Während dieser Regierung, die länger als ein halbes Jahrhundert dauert, ist von einem großen Charism, einem großen Piet die Rede gewesen, aber nicht von einem großen Georg dem Dritten. Erfolg und persönliche Eigenschaften des Königs haben sich also in England getrennt.

Auf diese Weise ist es geschehen, daß von den

von und dreißig Königen, welche England für dem Jahr 1066 zahlt, keiner das Prädikat des Großen erhalten hat; und vielleicht darf man hieraus den Schluß ziehen, daß Constitutionen und persönliche Monarchengröße von so unverträgliche Dinge sind, daß da, wo das Eine Statt findet, das Andere ganz von selbst weicht. Auf jeden Fall ist so viel gewiß, daß bestimmt ausgetretene Vetterrechte zwar nicht den persönlichen Eigenthum des Monarchen, wohl aber ihrem Hervortreten in die Außenwelt den stärksten Abbruch thun. Hiernach würde, wenn die constitutionellen Monarchien sich über ganz Europa verbreiten sollten, aus diesem Theile der Erde das Prädikat des Großen für Monarchen gänzlich verschwinden; doch unstreitig nicht zum Unglück der Europäer, da ein solches Prädikat nie erworben werden kann, ohne die Völker in eine allzu heftige Bewegung zu setzen und ganze Generationen ohne Mitleid aufzureiben.

Unsere Zeit, reich an seltenen Erscheinungen, hat auch in dieser Hinsicht etwas Unvergleichliches erlebt. Napoleon Buonaparte, der ein constitutioneller Monarch seyn wollte, ließ sich, im klaren Widerspruche mit sich selbst, Napoleon den Großen nennen; weil er aber fühlte, daß Constitution und ein solches Prädikat sich nicht mit einander vertragen, so schied er dies Prädikat dem Volke zu, an dessen Spitze er stand, indem er es bei jeder Gelegenheit die große Nation nannte. Hieraus nun entstand eine wunderbare Täuschung, welche mehrere Jahre dauerte. Verführt und verführend, ließen Volk und Fürst sich auf Unterach-

mungen sein, welche ihrer Kräfte überfliegen; und als mit dem Augenblick der Erschöpfung die Verfassung zurückkehrte, und den Franzosen klar wurde, daß Napoleon eben so wenig ein constitutioneller Monarch, als sie selbst ein großes Volk wären: da zerriß plötzlich alle Bande, die man bis dahin für unzerreißbar gehalten hatte. Indem nun Napoleon abschied, die Franzosen aber eine Verfassung erhielten, traten die Dinge in ein naturgemäßes Verhältniß zurück: in ein Verhältniß, wobei die Wiederkehr derselben Erscheinung nicht zu fürchten war, da ein Fürst nur auf Kosten seines Volks der Welt als groß erscheinen kann, und immer nur unter der Bedingung, daß dies Volk nichts hat, was es seinem Willen entgegen stellen könnte.

Ueber Staatsumwälzungen und Verfassungsurkunden.

Allen Staatsumwälzungen liegt irgend Etwas zum Grunde, wodurch sie nothwendig werden. Am sichersten sucht und findet man ihren Keim in den organischen Gesetzen der Staaten. Da, wo diese dem Bedürfnisse der Gesellschaft nicht entsprechen, entstehen Anstrengungen, welche den Zweck haben, sie dem Bedürfnisse der Gesellschaft entsprechend zu machen; und diese Anstrengungen zusammengenommen machen Das aus, was man eine Staatsumwälzung nennt. Die Dauer derselben wird durch nichts so sehr bestimmt, als durch den Grad von Klarheit, der über den Bedarf besteht. Je mehr man einverstanden ist über die rechten Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe, desto mehr wird die Periode der Umwälzung abgekürzt; je weniger man es ist, desto mehr wird sie in die Länge gezogen. Indes scheint die längste Dauer nicht über ein Menschenalter hinaus zu reichen. Wenigstens ist es auffallend, daß alle die Staatsumwälzungen, welche die neueste Geschichte Europa's darstellt, einen solchen Zeitraum in sich schließen *). Am einen vollkommenen Mann dar-

*) Auch von den früheren läßt sich dies nachweisen.

gestellen, braucht die Natur dreißig Jahre. Derselbe Cyclus ist, oder scheint, erforderlich, um die organische Geseßgebung eine Stufe höher zu heben.

Es ist der Mühe werth, dies noch weiter zu verfolgen.

Der Kampf der beiden Häusern des Hauses Plantagenet, welche die von Lancaster und die von York genannt werden, ist höchst merkwürdig, weil er anzeigt, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Successions-Gesetze in dem gegenwärtigen Großbritannien noch nicht die Achezung fanden, welche sie da finden müssen, wo die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft gesichert seyn soll. Heinrich der Vierte, der erste König aus dem Hause Lancaster, ein Sohn Johanns von Bent, Herzogs von Lancaster, und folglich zugleich ein Cuzel Edwards des Dritten von England, entriß Richard dem Zweiten, dem Nachkommen des sogenannten schwarzen Prinzen, ältesten Sohnes Edwards des Dritten, die Krone, und ließ ihn durch eine Parliaments-Akte absetzen. Die Successions-Ordnung war hierdurch verlegt; aber diese Verletzung hatte wenigstens in so fern die Zustimmung des Volkes für sich, als dasselbe durch das Parlament vertreten wurde. Nun sollte man glauben, Heinrich der Vierte habe sich hierbei beruhigt. Nichts weniger! Anstatt die Rechte geltend zu machen, die er von seinem Vater und Großvater her hatte, stützte er sich auf die, welche ihm, seiner Be-

haus-

hauptung gefolge, von wegen seiner Mutter, Blanca von Lancaster, Herzogin Edwards, mit dem Beinamen der Bucklige, Grafen von Lancaster, gefangen waren; denn eine Volksfage machte diesen Prinzen zu dem ältesten Sohne Heinrichs des Dritten, und es ging von ihm die Rede, daß er wegen seiner Häßlichkeit vom Throne ausgeschloffen worden. Heinrich der Vierte wollte also lieber einer Volksfage vertrauen, als der Entscheidung des Parlaments, indem er hierin zugleich das Mittel fand, den Rechten der Linie von Clarence auszuweichen, welche ihm in der natürlichen Ordnung der Thronfolge voranging *).

Heinrichs des Vierten Unternehmung gelang so gut, daß die britische Krone von ihm auf seinen Sohn, Heinrich den Fünften, und auf seinen Enkel, Heinrich den Sechsten, übertrug. Inzwischen entsetzte die Linie Clarence ihren Rechten nicht. Diese Linie stammte ab von Lionel, Herzog von Clarence, älteren Bruder Johannis von Gant. Lionels Tochter, Philippine, hatte aus ihrer Ehe mit Mortimer einen Sohn, Namens Roger Mortimer, den das Parlament im Jahre 1386 zum präsumtiven Erben der Krone erkürt hatte. Roger starb in eben dem Jahre, wo Richard der Zweite vom Thron gestossen wurde; doch seine Tochter Anna brachte Lionels Rechte an die königliche Familie York, indem sie

*) Es zeigt sich hier deutlich, daß, von den frühesten Zeiten her, in der britischen Verfassung durch das Parlament mehr Macht als Realität gewesen, und daß Heinrich der Vierte dies wohl empfunden.

sich mit Richard, Herzog von York, Sohn Eduards von Langley, vermaählte. Die Frucht dieser Ehe war Edward, Herzog von York. Wäre nun in jenen Zeiten die britische Verfassung das gewesen, was sie in dem letzten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war: so würde die Linie Lancaster ungehindert im Besitze des Throns geblieben seyn. Einiger Ersatz für gute organische Gesetze waren in jenen Zeiten die persönlichen Eigenschaften des Monarchen. Da nun Heinrich der Sechste keine von den Eigenschaften besaß, welche der britische Thron erforderte: so fing das Haus York gerade unter dessen Regierung an, seine Rechte auf die Krone geltend zu machen. Durch Richard, Herzog von York, wurde im Jahre 1452 das Zeichen zu jenem Bürgerkriege gegeben, den man den Krieg der rothen und der weißen Rose nennt, weil diese die Abzeichen der kämpfenden Parteien waren.

Er dauerte volle dreißig Jahre. Die beiden Parteien lieferten sich nicht weniger als zwölf Schlachten, in welchen achtzig Prinzen von königlichem Geblüt auf verschiedene Weise umkamen. Den ganzen Zeitraum hindurch war England der Schauplatz von Gräueln aller Art. Heinrich der Sechste, entthront im Jahre 1461, wurde acht Jahre darauf wieder eingesetzt; aber seine allgemein anerkannte Unfähigkeit brachte es mit sich, daß er zum zweiten Male entthront, und 1471 ermerdet wurde. Edward der Vierte bestieg den Thron durch die Ermordung vieler anderer Prinzen aus dem Hause Lancaster. Dafür wurde sein Sohn und Nachfolger, Edward der Fünfte, ermordet, als er kaum den Thron

besiegen hatte. Ihm folgte zwar Richard der Dritte, ein Bruder Edwards des Dritten, doch nur auf eine kurze Zeit; denn schon im Jahre 1485 trug der Graf von Richmond, der Sohn Edward Daders, auf welchen die Ansprüche des Hauses Lancaster durch seine Mutter Margaretha fortgesetzt waren, in der Schlacht bei Bosworth den Sieg davon. Richard der Dritte blieb in dieser Schlacht, und der Graf von Richmond vereinigte durch seine Vermählung mit der zweiten Erbin der Ansprüche des Hauses York die rothe Rose mit der weißen.

Rechnet man vom Jahre 1452, wo der Bürgerkrieg zuerst ausbrach, bis zur Schlacht bei Bosworth, so hatte der Kampf um die Succession zwei und dreißig Jahre gedauert. Nicht als ob man annehmen könnte, daß die Vortheile der regelmäßigen Thronfolge in diesen Jahren verkannt worden wären: dieß war gewiß nicht der Fall. Allein die Achtung gegen dieselben war damals noch nicht so groß, wie sie es gegenwärtig ist; und dieß war sehr natürlich, weil die königliche Würde noch nicht alle die Auszeichnungen erhalten hatte, deren sie fähig ist: Auszeichnungen, welche ihr in England vorzüglich dadurch zu Theil wurden, daß Heinrich der Siebente die großen Machtschritte der Baronen nicht wieder herstellte, sondern an die Stelle derselben viele kleine Befestigungen brachte. Die Macht der großen Barone wurde hierdurch wenigstens so fern geschwächt, als sie von jetzt an nicht mehr mit offenkundiger Gewalt zu Werke gehen durften.

Mit dieser Annäherung läßt sich die paralleliſiren, welche in Frankreich während des ſechzehnten Jahrhunderts erfolgte.

Die bürgerlichen Kriege, welche Frankreich während dieſes Zeitraums auszuhalten hatte, waren ihrem Weſen nach Successions-Kriege. Das Haus Valois näherte ſich ſeinem Untergange; die nächſten Thronerben aber waren die Prinzen aus dem Hauſe Navarra. Bedrängt von den Guifen, welche ſich während der kraftloſen Regierung Franz des Zweiten, der Staatsſchulden bemächtigt hatten, wollten ſie den Einfluß wieder gewinnen, der ihnen, wie ſie glaubten, als Prinzen vom Gebiete zukam. In dieſem Entworfe ſtellten ſie ſich an die Spitze der Cabineten, welche ihnen um ſo mehr vertrauten, da ſie denſelben Glauben mit ihnen gemein hatten. Die Religion diente hier alſo der Politik; ſie diente ihr aber um ſo kräftiger, weil der Proteſtantismus im ſechzehnten Jahrhunderte Zeitgeiſt war. Die Guifen nun, welche dieſe ſehr wohl begriffen, unterließen nicht, ſich eben ſo zu Stützen der katholiſchen Partei aufzuwerfen, wie der König Anton von Navarra, und ſein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, Gefolgsleute der proteſtantiſchen waren. Die Wahrheit der Franzosen war auf Seiten der Guifen; nicht als ob ſie die Fremdlinge nicht in ihren Verachſung hätten, ſondern dieß, weil Jene, als Vertheidiger des Katholicismus, das Anſehen gewannen, als ob ſie Eingeborne wären.

Da, wo die Macht nicht hinreichte, nimmt man ſeine Zuflucht zur Liſt. Es wurde zu Amboiſe im Jahre 1560 eine Verſchwörung angeſponnen, welche die Ab-

sicht hatte, sich der Eulsen zu bemächtigen, ihnen den Proceß zu machen, und die Leitung der Geschäfte den Prinzen vom Gebälde in die Hände zu geben. Diese Verschöderung gab das Zeichen zu den nachfolgenden Bürgerkriegen. Von dem Daseyn derselben unterrichtet, kamen die Eulsen ihr dadurch zuvor, daß sie den Prinzen von Condé, den man für das Oberhaupt der calvinistischen Parthei hielt, verhaften ließen. Sie würden noch weiter gegangen seyn, wenn Franz der Zweite nicht zu rechter Zeit gestorben wäre, und die Königin Mutter (Katharina von Medici) nicht für gut befunden hätte, den Prinzen von Condé in Freiheit zu setzen, um beide Partheien im Gleichgewichte zu erhalten. Doch vergeblich sind alle Bemühungen der Mächtigen, wenn die Eulsen einmal eine Richtung genommen haben, die ihnen nicht gestattet, sich in einer fremden Bahn zu bewegen; hierauf beruhet das Durchschauen des Zeitgeistes, der in der Regel bloß deswogen verkannt wird, weil Die, welche ihn beherrschen wollen, sich nicht vorstellen können, daß es außer ihnen noch Mächtige gebe. In solchen Fällen geschieht immer das Gegentheil von Dem, was man beabsichtigt hat. Katharina von Medici glaubte unfehlbar, sehr klug zu handeln, als sie durch das Edict vom Jan. 1562 den Calvinisten die freie Ausübung ihres Beterdienstes in den Vorstädten, und wo es sonst seyn möchte, nur nicht in den Städten selbst, bewilligte; aber dies Edict war nur die Veranlassung zu den Ermordungen in Vassy, und unmittelbar darauf brach der Bürgerkrieg aus.

Dieser dauerte volle dreißig Jahr, wenn man die

Verlebe von der Verschönerung zu Umkeile bis zur Thronbesteigung Heinrichs des Dritten überblickt. Die Wendungen desselben sind allen bekannt, als daß es hier einer ausführlichen Erwähnung derselben bedürfte. Die St. Bartholomäus-Nacht, in welcher Karl der Neunte auf den Fesseln des Leubers auf seine Unterthanen schloß, weil er glaubte, es gehöre zu den Pflichten eines Unterthanen, sich auch in seinen königlichen Befehlen nicht von dem Willen zu trennen — ist das Grausamste, was die neuer Geschichte aufzuweisen hat. Trachte es die Natur der Dinge nicht mit sich, daß alles Gute aus dem Kampfe der Kraft mit der Begierkraft hervorgehen muß, und erneuerte sich dieser Kampf nicht in unendlichen Gefallen: so könnte man in die Versuchung gerathen, den Königen von Frankreich sogar Vorwürfe darüber zu machen, daß sie dem Gange der Franzosen zum Fortschreiten so viele Hindernisse in den Weg gelegt haben. In der That, in diesem Gange war sehr viel Eitles, was nur von dem Parteigeiste verkannt werden konnte. Je mehr nämlich der Franzose vermöge seiner Leichtgläubigkeit zum Spott genügt ist: desto mehr bedarf es für ihn eines Cultus, der durch höchst einfache Formen das Gemüth zum Ernst hingieht, und allen menschlichen Pflichten eine höhere Würde giebt. Unglücklicher Weise glaubten Frankreichs Könige in dieser wichtigen Angelegenheit nur den Pöbeln und den Jesuiten, die, indem sie den Atheismus vertheidigten, nur ihren besondern Vortheil bezweckten.

Karl der Neunte starb bald nach der Bartholomäus-Nacht. Heinrich des Dritten Vaters Papstkanon-

Edict trug nur den Grund zu der Eigne, bei welcher die Behauptung der katholischen Religion der Vorwand, die Erhebung der Guisen auf den französischen Thron der Entzweck war. Nach dem Tode des Herzogs von Alençon, Bruders Heinrichs des Dritten, setzten die Oberhäupter der Eigne jede Ecken bei Seiten: sie ließen sich in ein förmliches Bündniß mit Philipp dem Zweiten, König von Spanien, ein, um die Verdrängung von dem Throne aufzuheben; und wollte Heinrich der Dritte König bleiben, so mußte er sich entschließen, den Krieg mit den Calvinisten aufs Neue aufzunehmen. Mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, und unfähig diesen Widerspruch noch länger zu tragen, entschloß sich der König endlich, die Guisen aus dem Wege räumen zu lassen; und als dies auf dem Reichstage zu Blois vollbracht war, schritt er, gemeinschaftlich mit dem Könige von Navarra, zur Eroberung von Paris. Ehe diese erfolgen konnte, wurde Heinrich der Dritte von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, ermordet. Mit ihm erlosch das Haus Valois. Heinrich der Vierte, sein Nachfolger, kämpfte noch mehrere Jahre, ehe er in den unbestrittenen Besiz des Throns gelangen konnte. Endlich wurden alle Schwierigkeiten dadurch überwunden, daß er zu St. Denis dem Calvinismus entsagte, und zur katholischen Kirche überging. Nur unter dieser Bedingung wurde das Excessions-Besetz gewendet, welches von dem Habsburgsgeiste der Erosen so sehr bedröhrt war.

Der wesentlichste Unterschied zwischen der oben beschriebenen britischen Umwälzung und dieser, bestand darin, daß das französische Volk in ihr weniger als

leidendes Werkzeug auftritt. Eine öffentliche Meinung hatte sich gebildet; und ob sie gleich mehr kirchlicher, als politischer Natur war, so offenbarte sich doch in ihr ein Geist der Freiheit, den man vergeblich in den Verfassungen Englands von 1260 bis zur Schlacht bei Tewkesbury sucht. Eben deswegen sah sich auch Heinrich der Vierte genöthigt, den Protestanten in dem Edict von Mantos Gewissensfreiheit, öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes, und das Recht, jedes Amt zu bekleiden, zuzusichern, und ihnen noch außerdem feste Städte, unter der Benennung von Sicherheitsbürgern, einzuräumen: Vortheile, welche ihnen in der Folge zwar wieder entzogen wurden, von dem Bourbonn aber aus allen Kräften hätten vertheidigt werden sollen, weil sie den Protestanten die Belangung zum Throne verdankten.

In diesem Kampfe stellte sich die Thronfolge fest; dies war aber auch der einzige Vortheil, den Frankreich davon zog. Die Begriffe des Jahrhunderts waren der Unumschränktheit gänzlich günstig, weil man noch immer mit der Willkür der Territorial-Herrn zu kämpfen hatte. Der Haß der Feudal-Genossenschaft war vorbereitet durch die Widervertheilung großer Lehen mit den Besitzungen der Krone, so wie durch die Einführung regelmäßiger Truppen; aber er war nicht weniger, als vollendet, und gerade darin lag es, daß die Bourbonn auf dem Wege fortgehen mußten, welchen die Valois vor ihnen beschritten hatten. Schon zur Zeit Ludwigs des Elften war es ein Majestät-Verbrechen gewesen, zu sagen: es sey eine Zusammenberufung der Generalstaaten nöthig. Dies nahm in eben dem Maße zu, worin sich die Franze-

sen gewöhnten, nur von dem Willen ihres Königs ab-
zuhängen; aber was sich nicht leugnen läßt, ist, daß
aus den Wiefungen einer so gestalteten Gegenkraft
nichts Heilsames für die Nation hervorgehen konnte,
daß folglich eine zweite Umwälzung unvermeidlich war.

Wenn man in Frankreich den Kampf mit dem
Papstthum nur bis an die Schwelle trieb, so ging man
in Deutschland weiter. Dies geschah durch die merk-
würdige Umwälzung, die man schlecht weg den drei-
ßigjährigen Krieg nennt, weil man jede andere Be-
zeichnung gesürchtet zu haben scheint. Seinem Wesen
nach war dieser Krieg eben so sehr ein politischer, wie
jeder andere; nur mit dem Unterschiede, daß man sich
standhaft geweigert hat, ihn dafür anzuerkennen.

Die Päbste hatten die Festsetzung gemacht, daß
die Unumschränktheit der Päbste ihnen gar nicht schade;
und da ihnen in Deutschland seit einem Jahrhunderte
der verhaslichste Mißbrauch geschehen war, so hatten sie
nichts dagegen einzuwenden, daß die kaiserliche Macht in
diesem großen Lande sich gleichmäßig zur Unumschränk-
theit erhob. Was lange vorbereitet war, kam im Jahre
1618 zum Ausbruch; aber die Begebenheiten nahmen
bald eine Wendung, woraus sich erkennen ließ, daß sie
nicht zum Vortheile des Papstes endigen würden.

Freilich, wenn die deutsche Reichsversammlung durch den
Protestantismus gegen das Papstthum hätte vertheidigt
werden sollen, so würde sie zu Grunde gegangen seyn;

denn, da der Protestantismus, das Wesen der Kraft verleugnend, dem Angriff entsagt hatte, so konnte er auch nicht zur Vertheidigung. Aber eben deswegen mußte sich das Ausland der deutschen Herrschaft annehmen. Gustav Adolphs Erscheinung, auf Richelieu's Verrieth, brachte in so fern Entscheidung, als die kaiserlichen Heere zurückgedrängt, und die kaiserliche Pestil für Hofnung gebracht wurde. Selbst nach Gustav Adolphs Tode dauerten diese Wirkungen fort; denn Unfälle vermehren den Eigensinn. Daher die lange Dauer des Kampfes, wiewohl sich nach den ersten zwölf Jahren nicht mehr absehen ließ, wie derselbe zum Vortheil der kaiserlichen Macht endigen würde. Nur im sechzehnten Jahrhunderte war der dreißigjährige Krieg möglich. Die Pestil dieser Zeit bewegte sich in dem Rebel eines Kirchenthums, das sich für Religion aufgab, eher noch etwas mehr zu sagen, als ein dem Absterben nahes Herrschungs-System; und je weniger man dies erkannte, desto mehr mußten sich die Kräfte durch Zerrung erschöpfen.

Auf dem Friedens-Congresse zu Münster und Osnabrück wurde klar, daß nichts schwieriger sey, als dem politischen Systeme der Deutschen Zusammenhang und Ordnung zu geben. Daher die lange Dauer der Verhandlungen; daher auch jenes Resultat, daß, unter der Benennung des westphälischen Friedens, die Abhängigkeit der Deutschen vom Auslande so wesentlich vermehrte, und zu gleicher Zeit die Autorität des Kaisers verminderte. Nur Einen Vortheil brachte der westphälische Friede der europäischen Welt: den nämlich, daß

der Protestantismus gegen das Papstthum ein gesetzliches Vorgehen erhielt. In dieser Hinsicht leistete er gerade das Umgekehrte von Dem, was seine ersten Urheber (der Pabst und die Jesuiten) beabsichtigt hatten. Wie vermehren auch alle politischen Verhältnisse nach ihm bleiben mochten, so erschienen doch seit dem Jahre 1548 alle Begebenheiten in einem ganz andern Lichte, und zwar in einem solchen, wodurch es möglich wurde, das Wesen der Gesellschaft im Großen und im Kleinen vollständiger und besser zu erkennen. Die Einnahme des Reichthums veränderte sich von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr in den Banden eines Kirchenbannes ging, das sich nur in so fern behaupten konnte, als es ihm gelang, die wahre Erkenntniß des göttlichen Gesetzes zu verhindern. Wie viele von Demen, welche des dreißigjährigen Krieg überlebten, mochten sich beschämt fühlen, in der Vergleichung Dessen, was sie besaßen, mit Dem, was sie wirklich erhalten hatten! Die Ehre der menschlichen Natur aber bringt es mit sich, daß durch große Krisen immer mehr belebt wird, als beabsichtigt wurde; und dies wird fortbauern, bis man zu der Aufklärung gelangt, daß im Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft, aus welchem alle Erscheinungen des Lebens hervorgehen, jede einseitige Vertheilung notwendig fehlerhaft ist.

Der dreißigjährige Krieg war noch nicht beendet, als in England der Grund zu einer neuen Umwälzung gelegt wurde, die in ihren Folgen für Europa nur allzu

wichtig geworden ist. Befreit von der Autorität der Päpste, strebten die Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts nach einer Unumschränktheit, die ihnen die ganze Gesellschaft unterordnen sollte. Dieses Streben waren auch die Nachfolger der Königin Elisabeth von England voll; und was Jakob der Erste unvollendet gelassen hatte, das sollte Karl der Erste zu Stande zu bringen. Den Maximen seines Vaters getreu, rief er das Parlament nur selten zusammen, und niemals ohne dasselbe durch seine Anträge unwillig zu machen, und es unmittelbar nachher aufzulösen. In einem Lande, wo die gegenreißende Kraft seit Jahrhunderten ein gespaltenes Daseyn hatte, war dies sehr getragt. Die Erbitterung stieg, als Karl, mit Verletzung des Herkommens, ohne die Zustimmung des Parlaments Steuern auslegte. Der Bürgerkrieg brach zuerst in Schottland aus, wo der König das Episcopat eingeführt hatte, weil er dasselbe dem königlichen Ansahn für günstiger hielt, als den Presbyterianismus. Die schottischen Großen, hierüber aufgebrachte, vereinigten sich zur Behauptung des Presbyterianismus; und, indem sie die Waffen gegen den König ergriffen, zogen sie das englische Parlament auf ihre Seite, welches, im Jahre 1641 versammelt, den Beschluß faßte, daß es sich nicht eher auflösen lassen wollte, als bis den Beschwerden der Nation abgeholfen wäre. Die königliche Autorität war durch diesen Beschluß gelähmt, und Karl mußte sich die Hinrichtung des Grafen Strafford und des Erzbischofs von Canterbury gefallen lassen, die, als seine Minister, die Schuld seines Mißglicks trugen. Daß ging man weiter. Die

Bischöfe wurden aus dem Oberhause verfloßen, das Episcopat abgeschafft, und das Bündniß der schottischen Grossen gegen den König angenommen. Der Krieg war von diesem Augenblick an unvermeidlich. Bei Perth geschlagen, warf sich der König in die Arme der Schotten, weil er denen noch einige Liebe für das Geschlecht ihrer Könige vertraute. Doch dieser gewagte Schritt ward nur allzu bald ein Gegenstand bitterer Reue. Die Schotten verkauften den König an das englische Parlament für 400,000 Pfd. St., die sie zur Befoldung ihrer Truppen nöthig hatten; und als bald darauf die Presbyterianer des Parlaments, welche die Episcopalen unterdrückt hatten, sich durch die Faction der Independenten, an deren Spitze Olivier Cromwell stand, unterdrückt sahen, kam es nur allzu bald dahin, daß der scheinliche Demokrismus zu einem politischen wurde. Die ganze Macht des Parlaments kam in die Hände dieser Faction, die, nachdem sie hundert und sechzig Mitglieder des Unterhauses von den Sitzungen des Parlaments ausgeschlossen hatte, eine Commission von hundert und fünfzig Personen bildete, um über den König zu richten. Vergebens widersetzte sich das Oberhaus; vergebens protestirte der König wider die vom Unterhause ernannten Richter: die Commission ließ sich nicht stören, und dem Könige wurde das Leben abgesprochen, daß er, unmittelbar nachher, auf dem Schaffot verlor.

Gleich nach seinem Hintritte zeigte sich, daß die Form einer Regierung nicht verlegt werden kann, ohne das Wesen derselben zu verächteln. Abgeschafft wurde das Königthum, abgeschafft das Oberhaus (brüder als

der Freiheit des Volkes gefährlich); aber die nächste Folge davon war nur die, daß ein ständisches Parlament die ganze Staatsmacht in Cromwells Hände gab, indem es ihn zum Protector der drei Königreiche ernannte. Cromwell regierte England mit weit größerer Willkür, als den Königen jemals gestattet war. Was man hatte abwenden wollen, war auf eine unvermeidliche Weise herbeigeführt worden: so sehr tappte man im Irrthum über den Werth der eigenen Staatsgesetzgebung! Cromwells Despotismus war indeß ganz dazu geeignet, die Vorgänge der Erbsüchtheit ins Licht zu stellen. Daher war nach seinem Tode im Jahre 1658 die Zurückführung der Stuart's der erste Schritt, zu welchem man sich bequimte.

Wie ihm begann die eigentliche Revolution, wenn darunter nichts Anderes verstanden werden kann, als eine wesentliche Abänderung der Staatsgesetzgebung zum Vortheil der allgemeinen Freiheit. Zwar blieb Karl der Zweite den Grundsätzen seiner Vorfahren getreu; doch sah er sich in seinen Selbstverpflichtungen genöthigt, den Wünschen der Nation, sowohl in der Habeas.-Corpus-, als in der Test-Bill, nachzugeben. Unter ihm kamen die berühmten gewordenen Benennungen der Tories und Whigs in Gang, von welchen die eine zur Bezeichnung der königlichen, die andere zur Bezeichnung der republikanischen Partei diente. - In einer vollkommenen Harmonie zwischen dem Könige und der Nation war indeß noch nicht zu denken. Vieles erreichte Karl durch die Fiktionswürdigkeit seines Charakters, was man einem Regenten versagen mußte, der nicht dieselben Eigenschaften besaß.

Ein solcher war Jakob der Zweite, Karls jüngerer Bruder. Nichts schien dieser König mehr zu bedeuten, als den Untergang der theokratischen Universitäts-Monarchie; und indem er, von Jesuiten geleitet, in verfloßene Jahrhunderte zurückstrebte, während die Nation sich mit jedem Tage mehr entwickelte, konnte es an Veranlassungen zu Unzufriedenheit nicht fehlen. Jakobs des Zweiten dreijährige Regierung sagte alles ins Klare, was das britische Volk in seinem Verhältnisse zum Könige fordern mußte, um so frei zu werden, wie es zu werden wünschte. Befestigung des Protestantismus gegen die Angriffe des Hofes war die Hauptsache; und in der engsten Verbindung damit stand, daß der König das Recht verlieren sollte, von Belieben dispenfieren zu können. Nachdem man also mit dem Prinzen von Oranien, dem Gemahl der ältesten Tochter Karls des Ersten, die nöthige Verabredung geschlossen, und Jakob der Zweite, von dem Beistande der Nation verlassen, die Flucht ergriffen hatte, wurde das vollendet, was, wenn es früher da gewesen wäre, allen Erschütterungen, sowohl des Throns, als des Staats, entgegenzuwirken haben würde: die Thronfolge wurde zum Vortheil der protestantischen Linie bestimmt, die bischöfliche Kirche in Schottland abgeschafft, die Pressfreiheit befestigt, und in der Declaration der Rechte festgesetzt, daß der König weder die Ausübung der Gesetze hüten, noch von dem Gesetze dispensiren könne, und daß es ihm eben so wenig freistehen solle, neue Gerichtshöfe anzusetzen, als Gelder, unter welcher Benennung es seyn möchte, zu erheben, und in Friedenszeiten ein Heer

zu unterhalten, wenn nicht das Parlament zu dem Willen seine Einwilligung gegeben habe.

Dies war die Aufgehung eines dreißigjährigen Kampfes, von Cromwell's Tode an gerechnet, weil früher von einer Veränderung der Staatsgesetzgebung höchstens zur Unterhaltung des Partheilkampfes die Rede gewesen war. Also auch in England bedurfte es eines Menschenalters, um den Punkt zu erreichen, welcher erreicht werden mußte, wenn die Regierung den Bedürfnissen der Nation entsprechen sollte. Seit dem Jahre 1688 ist Großbritanniens Staatsgesetzgebung im Wesentlichen unverändert geblieben, und der Vollkommenheit, die sie vor etwa hundert und dreißig Jahren erhielt, sind alle Vortheile beizumessen, welche England in diesem Zeitraum gewonnen hat. Neue Bedürfnisse haben seitdem entstehen müssen; und was diese in der nächsten Zukunft bewirken werden, steht zu erwarten.

* * *

Wir berühren jetzt die fünfte Umröpfung, welche Europa erfahren hat; nämlich die französische, deren Tragen und Opfer so viele unserer Zeitgenossen gewesen sind. Verschieden von allen früheren Umröpfungen, hat sie ihren eigenthümlichen Charakter darin, daß sie, von ihrem ersten Anfange an, eine rein politische Tendenz verfolgt, d. h. daß sie in allen ihren verschiedenen Stationen nur auf Hervorbringung guter organischer Gesetze abgezwengt hat. Nachact man von der ersten Versammlung der Notablen im Jahre 1787 bis zur

Er.

Erscheinung der Wahlgesetze in den ersten Monaten des laufenden Jahres: so hat auch sie ein volles Menschenalter zu ihrer Vollendung bedurft. Was zwischen diesen beiden Endpunkten in der That liegt, kann nur in dem Lichte misslungener Versuche betrachtet werden, welche gemacht worden sind, einem großen und aufgelißten Volke Theil an der Regierung zu verschaffen.

Diese misslungenen Versuche selbst sind ein Beweis, daß, wenn man auch über den Zweck im Reinen war, dennoch die Auffindung der rechten Mittel keine geringen Schwierigkeiten verursachte. In den ersten Jahren ein leidiges Hon. und Hon.-Schwanken, wobei die Kretschken zusammenberufen und wieder entlassen, die Parlamente ab-, und wieder eingesetzt, Prinzen vom Thron verhaftet und wieder befreit wurden; das tief erschütterte Ansehen der Regierung geht hinüber unversindert beinahe verloren, und der häufige Minister-Wechsel dient nur zur Vermehrung der Unzuverlässigkeit. Endlich wird die Krone an die Wurzel gelegt, die Reichstände werden zusammenberufen, und auf Richard's Vorschlag entscheidet der König, daß die Zahl der Abgeordneten des Adelsstandes doppelt so stark seyn soll, als die der Abgeordneten der Geistlichkeit und des Volks. Die Folge davon ist, daß der Adelsstand die Ernennung einer National-Versammlung annimmt, und sich dadurch von dem Adel und der Geistlichkeit trennt. Wenige Tage darauf (20. Jan. 1789) schwört eben diese National-Versammlung, in Gegenwart von vielen Tausenden enthusiastischer Zuschauer, daß sie sich nicht eher trennen werde, als bis die Constitution vollendet sey.

Das Uebereile, man darf sogar sagen; das Unflüchtige, dieses Schward wird die Quelle unzähliger Leiden für Frankreich. Die Folge desselben ist nämlich keine andere, als, daß man der Zeit nichts überlassen und auf dem Wege der Befuggebung einen ganz neuen Gesellschaftszustand in der möglich kürzesten Zeit schaffen will, während sich alles dagegen sträubt. Die constituirende Versammlung, mehr ihrem Gefühl von Recht, als irgend einer gründlichen Einsicht in die Natur der Gesellschaft folgend, nimmt die britische Verfassung zu ihrem Muster; und, ohne dieselbe genau zu kennen, copirt sie nur Das, was ihr für Frankreich, nach ihrem Begriffe von einem Staat, vortheilhaft scheint. So entsteht die Constitution von 1791, welcher Ludwig der Sechzehnte vergeblich durch eine Flucht auszuweichen suchte. Alle Keime der Demokratie liegen in dieser Constitutions-Urkunde: es gibt kein haltbares Wahlgesetz für die Abgeordneten zur Volksvertretung; die Befuggebung ist ganz in ihren Händen; der König auf ein Veto beschränkt, das sogar nur bedingt ist; das Ministerium ohne alle Haftung. Als die Majestäts in Gang gebracht werden soll, zeigt sich auf der Stelle, daß nichts in einander greift. Hierüber erreichen alle Leidenschaften mit vermehrter Stärke. Nichts hat weniger in den Absichten der constituirenden Versammlung gelegen, als eine Abschaffung des Königthums; allein die Constitution hat dieselbe unvermeidlich gemacht. Bald wird Ludwig der Gefangene der National-Versammlung, und nicht lange darauf das Opfer ihres Argwohns. Alle königliche Prinzen sind bereits aus

Frankreich gewichen, und weil es an einem Oberhaupt fehlt, so bleibt nichts übrig, als eine wilde Demonstration an die Seele der Monarchie zu bringen.

Die Demokratie wird um so gefährlicher, je mehr sie mit dem großen Reiche, dessen Regierung sie bilden soll, im Widerspruch steht. Diesen Widerspruch empfindet man, ohne ihn abheben zu können, wächst sie gegen sich selbst eben so sehr, als gegen das Volk; ihre einzige Rettung liegt im Schrecken, der alle Befehle verwirklichen muß, durch welche sie sich hat sichern wollen. Sobald nun der Schrecken nachgelassen hat, findet sie ihren Untergang in der Mäßigung, welche sie annehmen wollte. Empörungen oder Empörungen nöthigen sie, sich anders zu gestalten. Ein Directorium von Blasi- mianern mit von Rathherrensammlungen soll die Idee einer Republik im Gange erhalten; allein der Erfolg zeigt, daß das Vertrauen eines Volkes zu seiner Regierung an bestimmte Grenzen gebunden ist, welche nicht verletzt werden können, ohne zu Empörungen zu reizen. Die neue Regierung kämpft daher fortwährend um ihr Daseyn; und kaum hat sie vier Jahre bestanden, als es einem beschlossenen General gelingt, das Directorium zu stürzen und sich an die Seele desselben zu setzen.

Die Monarchie ist von diesem Augenblicke an wieder hergestellt, wenn gleich nicht die erbliche Monarchie mit den Vorzügen, welche ihr eigenthümlich sind. Alles wird aufgeboten, um den Schein derselben zu gewinnen, und dreißig Jahre hindurch dauert die Illusion. Dreißig und immer größere Anstrengungen sollen

die Zerküftung unterhalten; doch es kommt der Zeitpunkt, wo man sich nicht länger verhehlen kann, daß derselbe Napoleon, der sich den Schutzeiff des französischen Volkes nennt, nichts weiter ist, als ein Tyrann, der constitutionelle Formen braucht, um ungestraft zu bleiben, übrigens aber nur seine Zwecke ehet. Er fällt in der Rücksicht, welche das von ihm verachtete Menschengeschlecht auf ihn hat; und nichts vermog ihn zu halten, weil gleichmäßig von Allen empfunden wird, daß er sein Schicksal seinem Eigensinn und seiner Selbstsucht verdankt.

Das verhaßte Büßergeschlecht steht noch Frankreich zurück, das sich seit acht und zwanzig Jahren nur allzu sehr verändert hat. Es wird eine, dem einmal vorhandenen Gesellschaftszustande entsprechende Staatsgesetzgebung entwerfen; da es ihr aber an einer brauchbaren Form für die Wahlen fehlt, so veranlaßt dieser Mangel, daß auch bei dem besten Willen, dem Vortheil der Nation gemäß zu regieren, die Willkür an die Stelle des Gesetzes tritt. Die Folge davon ist, daß Napoleon es noch einmal wegen darf, dem ganzen Europa zum Trost, nach Frankreich zurückzukehren. Die Bourbons weichen; aber Frankreich hat davon den großen Vortheil, daß nun endlich klar wird, was bisher dunkel geblieben war, nämlich: daß in einer constitutionellen Monarchie das Wahlgesetz die Hauptsache ist. Durch die Vereinigung von ganz Europa auf Frankreich vertrieben und nach St. Helena verbannt, ist Napoleon kaum gewichen, als die Bourbons zurückkehren; und nun bedarf es unter dem rechtmäßigen

Sollte nur eines Jahres, damit Frankreich erhalte, was ihm bis dahin gescheit hat, nämlich ein ständiges Wahlgesetz und die damit in der engsten Verbindung stehende Verantwortlichkeit der Minister, und die Pressfreiheit. Der dreißigjährige Exklus ist beschrieben, und die Umwälzung veranlaßt.

Nichts hat die letzte Umwälzung so sehr ausgezeichnet, als daß mit ihr verbundene Bestreben, sich selbst durch Verfassungsurkunden zum Stillstand zu bringen; und diese Erscheinung verdient es wohl, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile.

Alle Umwälzungen haben Eine Quelle; und da sie in sich selbst unmöglich seyn würden, wenn die Regierungen organisch vollständig wären: so ist man berechtigt, die organische Unvollständigkeit der Regierungen als die Quelle aller Umwälzungen zu bezeichnen.

Was hat es aber auf sich mit dieser organischen Unvollständigkeit?

Um dies zu erfahren, müssen wir tiefer in das Wesen der Regierungen eindringen.

Für die Gesellschaft vorhanden, soll sie der Bewegung derselben die Richtung geben. In diesem Uebereinstimmend muß sie zugleich eine einzige und eine gesellschaftliche seyn. Einheit und Gesetzmäßigkeit sind also die nothwendigen Charaktere der Regierung; und nur da ist ein vollständiger Organismus angetroffen, wo diese beiden Charaktere gleichmäßig ausgebildet sind.

Ist dies nun nicht der Fall, so besteht ein natürliches Verlangen, den fehlenden Charakter zu ersetzen. In den sogenannten Republiken ist dies die Einheit, in den Monarchien die Gesellschaftlichkeit. So entstehen alle Umwälzungen, indem man entweder die Einheit, oder die Gesellschaftlichkeit geben will.

In Frankreich ging die Umwälzung davon aus, daß man der Regierung den ihr fehlenden Charakter der Gesellschaftlichkeit geben wollte; weil man sich aber sehr ungeschickt dabei benahm, so gerieth man die Einheit. Kaum war der Thron umgestürzt, so entwickelte sich das entgegengesetzte Bestreben; und von diesem Augenblick an galt es nur eine Wiederherstellung der Einheit.

Dies gerade war es, was Buonaparte'n am Schluß des Jahres 1799 sein Unternehmen ersichtete. Die Fortdauer der republikanischen Formen machte die Franzosen eine Zeitlang glauben, daß sie durch Buonaparte zu einer vollständigen Regierung gekommen wären; als ihnen aber nach und nach klar wurde, daß weder das gesetzgebende Corps, noch der Senat, das Mindeste über die Beschlüsse des Regenten vermochten: so wurden sie gleichgültiger gegen den einstigen Vortheil der Einheit; und die Folge davon war, daß sie sich mit dem alten Regimentsstamme wieder vereinigten, um durch ihn das Entbeherte zu erhalten.

Eine ähnliche Verwandlung hat es mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Großbritannien. Ihre Tendenz ist eine vollständigere Volkvertretung, d. h. eine größere Ausbildung des Charakters der Gesellschaftlichkeit, als

welche bisher Statt finden konnte. Die Hindernisse, welche derselben entgegenstehen, sind so groß, daß sich gar nicht absehen läßt, durch welche Mittel und in wie viel Zeit sie werden beseigt werden; da sie aber beseigt werden müssen, wenn England zur Ruhe zurückkehren soll: so läßt sich wenigstens so viel vorhersehen, daß eine Parliaments-Reform das letzte Ergebniß der Unruhen seyn werde.

Hiernach läßt sich genau angeben, wie viel und wie wenig es mit den Verfassungsurkunden auf sich hat, auf welche Einige einen übertriebenen Werth gelegt haben, während Andere vielleicht in den Fehler verfallen sind, sie sehr sehr herabzumüthigen.

So fern eine Verfassungsurkunde die Umwälzung dadurch zum Stillstand bringen will, daß sie von den beiden, jeder Regierung notwendigen, Charakteren den einen oder den andern ausschließt, handelt sie wider ihre Bestimmung, und beschränkt nur, was sie verhindern möchte; denn, da alle revolutionären Bewegungen aus dem Mangel des einen oder des andern dieser Charaktere hervorgehen, so kann man einen solchen Mangel nicht in einer Constitution-Urkunde feststellen, ohne jene Bewegungen zu beschleunigen. Dies hat sich in Frankreich als wahr bewiesen, und dies muß sich allenthalben als wahr beweisen, wo ein ähnlicher Versuch gemacht wird; denn die Natur der Gesellschaft ist überall dieselbe, und die Form der Regierung ist immer nur in so fern gut, als sie der Natur der Gesellschaft entspricht.

Von allen Verfassungsurkunden würde also die die

beste seyn, welche die beiden oben angegebenen Charaktere der Regierung so vereinigt, daß sie in der vollkommensten Harmonie neben einander bestehen können. Doch dies vermag keine Verfassungsurkunde. Als ein Kunstwerk, das seine Entstehung der menschlichen Schöpferkraft verdankt, hat die Regierung die größte Begehrlichkeit mit jedem andern Kunstwerke; und so wie dieses seine Wirksamkeit nie in der Beschreibung, oder in dem davon gemachten Abrisse, sondern in den sorgfältig abgemessenen Verhältnissen seiner Theile hat: eben so hat auch jene ihre Wirksamkeit nur in den Verhältnissen der Behörden, aus welchen sie zusammengesetzt ist.

Hiernach würden alle Verfassungsurkunden vollkommen überflüssig seyn. Sie sind es auch wirklich, so fern durch sie etwas ins Leben gerufen werden soll, das sein Leben auf einem ganz andern Wege erhalten muß. Es wurde festgesetzt, daß es, außer einer Verwaltung, noch eine Volksvertretung geben soll; es wurde der Wirkungsbereich von beiden genau gezogen; es wurde die absolute Nichtverantwortlichkeit des Monarchen und die der Volksvertreter während ihrer Sitzungen, so wie die Verantwortlichkeit der Minister, die Freiheit der Wahlen und die Pressfreiheit festgestellt. Darauf aber leihte man für immer Verzicht, bestimmen zu wollen, wie aus diesem Allen eine vollkommene Regierung hervorgehen soll. Da, wo die Gegenkraft der Kraft gegenübersteht, bedarf es der Zeit, um beide zu Dem zu erziehen, was sie werden können; denn so wie man dadurch, daß man eine Volksvertretung anordnet, noch keine Volksvertretung gewinnt: eben so erhält man durch ein bloßes Ver-

leine verantwortlichen Minister, welche die Fähigkeit besitzen, große Versammlungen zu leiten. Es ist unstreitig eine schöne Sache um die constitutionelle Monarchie; damit sie aber werde, entfalte man ganz Voraus dem kühnen Gedanken, sie in Jahr und Tag zu schaffen. Was England in dem gegenwärtigen Augenblicke ist, das ist es in Kraft einer Entwicklung, die sich durch Jahrhunderte hinzieht; und eben so ist Frankreich alles in Kraft einer leidenschaftlichen Revolution, welche, indem sie dreißig Jahre dauerte, nicht versahen konnte, ganz neue Talente zu wecken.

Will daher eine Veränderung in der Regierungsform gelingen, so kann man dabei, sofern die Gesellschaft nicht in ein Chaos verwandelt werden soll, nicht vorsichtig und bescheiden genug zu Werke gehen. Wenn man in irgend einem Dinge der Zeit Zeit geben muß, so ist es in diesem. Ein einziger Scheitern zu viel, kann in ein unheilvolles Verderben führen. Die Leidenschaften schloßen nie so sehr, daß man ihnen trauen könnte; und die Geister sind nie so einig, daß auf völlige Uebereinstimmung zu rechnen wäre. Von allen Unternehmungen aber ist die bei weitem die gefährlichste, durch welche man den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern hofft; nicht als ob sie notwendig fehlgeschlagen müßte, sondern weil nichts so schwierig ist, als den jedesmaligen Stand der Dinge so zu fassen, daß er sich beherrschen läßt, und weil man sich nicht leichter täuscht, als wenn man auf einen allgemeinen Beifall rechnet. Bacon sagt: „Nur eine dringende Nothwendigkeit, oder ein in die Augen fallender Vortheil, kann wesentliche Abänderun-

gen in einem politischen Systeme rechtfertigen; und das bei muß man seine Stellung so nehmen, daß die Abänderung als eine Folge abgeklärter Mißbräuche erscheine, keinesweges aber aus sich selbst, d. h. aus einer Verleibte für Reformen, hervorgehe. Nicht jede Neuerung läßt sich zurückweisen; aber jede muß man für verdächtig halten.“ Die Geschicke aller Umwälzungen lehrt, daß Die, welche den ersten Anstoß dazu gaben, immer unendlich mehr geleistet haben, als sie wissen wollten; und dies rührt unstreutig daher, daß es für Den, der nur auf Veranlassung zu handeln gewohnt ist, nichts Gefährlicheres giebt, als nach einer Idee handeln zu müssen, indem der Antheil, welchen Andere für oder wider die Sache nehmen, sich wie man berechnet läßt. Hat sich übrigens einmal eine Idee der Köpfe bemächtigt, so ruhet sie auch nicht eher, als bis sie sich ins Leben hineingearbeitet hat.

In mehr als Einem Betracht ist die Stimmung der Gemüther im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe, die sie im Anfange des sechzehnten war; nur mit dem Unterschiede, daß sich dem politischen Systeme zugewendet hat, was sich ehemals auf das Kirchen- thum bezog. Hierin wird für die nächste Zukunft die beste Entschuldigung für Diejenigen liegen, die, indem sie den Forderungen ihrer Zeitgenossen nachgeben, sehr bald die Entdeckung machen werden, daß man von ihnen mehr verlangt, als sie zu geben vermögen sind.

Ueber die goldenen Zeitalter der Literatur.

Nichts ist weniger erforscht, und doch verdient nichts mehr erforscht zu werden, als der Einfluß, welchen die Verfassung eines Landes auf die Literatur desselben ausübt.

Europa hat seit etwa hundert und fünfzig Jahren fünf bis sechs verschiedene Literaturen, von welchen jede einzelne ihren besondern Charakter hat, der, wenn er einmal erklärt werden soll, nur dadurch erklärt werden kann, daß man Rücksicht nimmt auf die Eigenthümlichkeit der Verfassung in jedem besondern Staate. Wie unabhängig die Geister sich auch erscheinen mögen, so ist doch nichts verschieden, als ihre Abhängigkeit. Worin aber könnte diese wohl mehr gegründet seyn, als in Dem, was jedem Einzelnen, von dem ersten Augenblick seines Lebens an, umfängt, und was ihm eine Richtung giebt, die allen Widerstand um so mehr ausschließt, je weniger sie wahrgenommen wird! Mit einem Wort: was übt eine größere Gewalt über die Geister, als jene besondern Anordnungen und Einrichtungen, die, indem sie ein Volk bilden, die letzte Ursache aller Volkseigenthümlichkeit sind! Man stelle in Gedanken die britische Literatur der spanischen gegenüber, und man wird die Verschiedenheit von beiden nur in so fern fassen, als man Rücksicht nimmt auf die Verschieden-

heit in den organischen Beschreibungen des spanischen und des britischen Staats; woraus denn ganz natürlich folgt, daß, wenn die Verfassung Großbritanniens jemals die des spanischen Reiches (oder auch umgekehrt) werden könnte, aller Unterschied aus dem bei derseitigen Literaturen verschwinden würde.

Selbst im Ueberhem ist der unabweisliche Einfluß der Verfassung auf die Literatur anerkannt worden. In einer dem Tacitus zugeschriebenen, und, wenn nicht von ihm, doch von einem der allerberühmtesten Köpfe herrührenden Abhandlung, ist die Rede von der Verwandlung, welche die römische Gesellschaft in dem Zeitraum eines Jahrhunderts erfahren hat, und es wird darin bemerkt, daß diese Verwandlung sich wesentlich auf die Veränderung stütze, welche der römische Staat in dem Uebergange von der Republik zu einer Monarchie erfahren habe. In der That, was konnte noch folgenreicher seyn, als dieser Uebergang! Man versetze sich in das sechste Jahrhundert der römischen Republik, wo die Forderung der Aristokratie in eine stürmische Demokratie erfolgt war; wo jeder ausgezeichnete Kopf, welchem Staade er auch angehören mochte, sich Bahn brach; wo das Verhältniß der Bundesstaaten zu dem Hauptstaat hin und her schwankte; wo täglich die wichtigsten Aufgaben zu lösen waren; wo es im Parteilampf immer Leben oder Tod galt; wo es unmöglich war, Staatsmann zu seyn, ohne ein großes Redner-Talent zu besitzen; und man wird sich nicht darüber wundern, daß, ein Jahrhundert später, als dieser Zustand längst verschwunden war, und alle Gesellschaft

sich in die Gerichtshölle zurückgezogen hatte, von seinem
Craffat, seinem Vertenflus, seinem Cicero, seinem
Edlar u. s. w. die Rede seyn konnte. Unstreitig wa-
ren die Reden noch immer dieselben; aber diese Reden
hatten nicht dieselbe Veranlassung zur Entfaltung ih-
rer Kraft, und das Einzige, womit man sich trösten
konnte, war, daß man an Ruhe und unge störtem Ge-
nuß gewannen habe, was an Talent verloren ge-
gangen sey *).

*) Es nöthet man sich wirklich. *Nemo civitas — id est et*
in hoc etiam antiquitatis observatione — deinde etiam, deinde
et positum et dissimulatum et discordia confecti, deinde nulla
est in hoc populo, nulla in senatu concordia, nulla in iudiciis
modestia, nulla superiorum reverentia, nullus ingenuorum
modus, nisi uno dubio valentiores eloquentiam; acuti indo-
mitus agere habet quidam hocque latenter. Sed non tam est
publicis tractationibus eloquentia, sed, ut patet et legem;
et hoc bonum formam eloquentiae Cicero vel extra paravit. Sic
quaque, quod asperum antiquis civitatibus, forum non am-
pliat, nec ingratum ad votum componitur civitatis argumentum
et quidem, quod nemo non advocat, nisi hoc forum est mi-
ser. Quod municipium in civitatem nostram venit, nisi quod
est vicinus populus, aut domestica discordia agat? quam
perniciem timent, nisi spoliata verumque? Atque melius
scimus, non quod, quam vindicari. Quod si inveniretur aliqua
civitas, in qua nemo peccaret, asperiores sunt inter innocen-
tes cives, sicut inter sanos medicos. — Quid enim opus est
legi in senatu contestata, cum apud eos contentum? quid
melius apud populum conciliandum, cum de republica non im-
perio et modis deliberant, sed aspirantibus et utitur? quid
voluntatis accusationibus, cum tam rari et tam parci pecc-
ant? quid insidiarum et excedentibus modum delationibus,
cum clementia cognoscens obvia periculis est? Cre-
dit, et aut res priores secunda, est huius, quae miserae, hic

In der Welt steht es des Unverstandenen weit mehr, als des Unersichtbaren. Das Auffallende der meisten Erscheinungen beruht darauf, daß man sich nicht die Mühe giebt, die Ursachen derselben zu erkennen. Hergewandt ist die Voraussetzung, daß alle Triebkraft im Geiste enthalten sey; und die natürliche Folge, die man daraus zieht, ist, daß es für den Geist keiner Einrichtung bedürfe. Wie aber, wenn die Natur ihre Einrichtungen so getroffen hätte, daß dasselbe Gesetz, dessen allgemeine Gültigkeit für die physische Welt mit so viel Verdienstlichkeit anerkannt wird, nicht minder gültig für die moralische wäre? Wie, wenn jeder einzelne Mensch nichts weiter wäre, als ein Abbild dieses Prototypus, und folglich alles in sich schloße, was anregt und angeregt wird? Wie, wenn es eben so wenig einen Geist ohne Gemüth, als ein Gemüth ohne Geist gäbe? Daß Jeder seine besondere Richtung nimmt, daß der Geist des Einen sich diesem, der Geist des Andern sich jenem Gegenstande zuwendet, ihn umfaßt und seine Kraft an ihn erschöpft, darf uns nicht weiter auffallen; denn dies ist die Bedingung, unter welcher es allein eine Gesellschaft geben kann. Die Gesellschaft selbst aber wird in Ansehung der Erscheinungen, die nur von ihr ausgehen, durch nichts so sehr bestimmt, als durch die Beschaffenheit der Anordnungen, die sie zu ihrer Erhal-

nam nunc, ac deus aliquis videri videtur, vixit temporis respectu mutatur: nec vobis tantum illa boni et gloria in eternum, sedque illi modum et temperationem delinquit. Vid. Cicero. *Tullii. Dialogus de oratoribus* cap. 40. seqs.

tung getroffen hat. Je nachdem diese der natürlichen Freiheit größeren oder geringeren Spielraum gestatten; je nachdem die individuelle Kraft weniger oder mehr in den Schranken gehalten wird, die das allgemeine Wohl setzen sehen; je nachdem das Spiel der Leidenschaften stärker oder schwächer ist: tritt der Charakter der Gesellschaft, hier so, dort anders, hervor. Monarchie und Anti-Monarchie haben zu allen Zeiten ganz entgegenge setzte Wirkungen hervorgebracht, und hierin eine solche Ständigkeit bewiesen, daß da, wo zwischen beiden die Wahl geblieben ist, kein Zerknirschung Statt finden kann.

Es sey erlaubt, dies auf diejenigen Erscheinungen anzuwenden, welche man die goldenen Zeitalter der Literatur zu nennen pflegt: Erscheinungen, welche nie gehörig untersucht worden sind, und an welchen man eben deswegen mit einer Schuldigkeit hängt, die an Fatalismus grenzt. Das Ziel, welches wir uns setzen, besteht wesentlich darin, diese Schuldigkeit zu prüfen, und zu zeigen, wieweit die Sache selbst bedingt ist, und in wie fern man es in seiner Gewalt hat, diese Bedingungen herbeizuführen oder nicht.

Goldene Zeitalter der Literatur nennt man diejenigen Abschnitte im Leben der Völker, wo ihre schriftlichen Erzeugnisse eine solche Vollkommenheit erreichen, daß sie sich der Nachwelt als Muster empfehlen.

In diesen goldenen Zeitaltern ist gewöhnlich merkwürdig, daß sie nach Personen benannt werden, welche gerade zu derselben Zeit Macht geübt haben. So spricht man von einem goldenen Zeitalter des Perikles, des Octavianus Augustus, der Medicer, eines Philipp

des Zweiten von Spanien, eines Ludwig des Biergeburtigen von Frankreich. Nicht, als ob man diese Fürsten für die Urheber der ganzen Erscheinung hält; nicht, als ob man sich ihre Hülfe als die Herbe des guten Geschmacks und des tiefen Denkens und Empfindens dächte: dies kann höchstens Begebenheiten, welche nicht wissen, wie fremd den Fürsten und ihren Höfen in der Regel die Kunst ist. Etwas wohl ist die Benennung nicht ganz unrichtig; und zwar einmal nicht, weil sie, chronologisch genommen, so bequem ist, zweitens nicht, weil diese Fürsten wenigstens mitwirkende Ursache sind, ohne welche die ganze Erscheinung nicht zu Stande gebracht werden konnte.

Werkwürdig ist nämlich zweitens, daß die goldenen Zeitalter der Literatur immer nach bürgerlichen Kämpfen von längerer Dauer zum Vorschein gekommen sind. In dem atheniensischen Staate mußte der Areopagus verschwinden, und die souveräne Gewalt auf einen Ephialtes und Perikles übergehen, d. h. die Demokratie mußte ihren wilden Charakter ablegen und sich mit der Monarchie vermindern. In dem römischen Staate mußte auf die anhaltenden Stürme der Republik die Ruhe folgen, welche die Monarchie unter einem Octavianus Augustus genöthigte. In Florenz — denn von dem übrigen Italien kann, wenn von einem goldenen Zeitalter der Literatur die Rede ist, nicht gehandelt werden, und nichts ist ungerechter, als dasselbe auf die drei Schulen zu beziehen — in Florenz mußten die aristokratischen Formen den monarchischen weichen, und die Medicer als förmliche Staats-Opfer auftreten, ehe

es einen Nicolo Machiavelli und andere minder wichtige Schriftsteller geben konnte. In Spanien war das goldene Zeitalter der Literatur unter Philipp dem Zweiten die unmittelbare Folge des Unterganges der Städte oder, wenn dies zu viel gesagt seyn sollte, des Ueberganges, welches die königliche Macht, nach der Vereinigung von Aragon mit Castilien, und nach der Eroberung von Granada, über die Städte gewann. In Frankreich gingen dem goldenen Zeitalter unter Ludwig dem Vierten erst die Bürgerkriege, welche Heinrich der Dritte beendigte, und dann die Kriege vorher, welche die Fronde-Kriege genannt werden.

Haben nun die goldenen Zeitalter der Literatur immer nur dadurch zum Vorschein kommen können, daß in den politischen Systemen eine bedeutende Veränderung vorgegangen ist: so kommt es vor allen Dingen darauf an, daß genauer untersucht werde, wie sie mit dem einen und dem andern System zusammenhängen und eigentlich das Produkt von beiden sind.

Anti-Monarchie und Monarchie bringen vermöge ihres Organismus entgegengesetzte Wirkungen hervor. Weil in jener die souveräne Macht nicht in einem Einzelnen zusammengeengt, sondern der Beistand einer Klerikalschaft, Senat genannt, ist: so haben die Leidenschaften in ihr freieren Spielraum; und nichts ist natürlicher, als daß daraus Kriegen über Kriegen, Tumulte über Tumulte entspringen. Wie gab es eine Anti-Monarchie, oder sogenannte Republik, in welcher es nicht auch Factionen gegeben hätte. Wie nun auch der Staat selbst dabei führen mochte, so war die Wirkung davon

für den einzelnen Bürger ganz unsehbar die, daß sich sein Gemüth in einem größeren Umfange entwickelte, als dies in monarchischen Staaten der Fall seyn konnte. Alles, was gesellschaftliche Leidenschaft genannt zu werden verdient, nahm in den anti-monarchischen Staaten einen höheren Charakter an; und je allgemeiner die Anregung war, desto eher mußten sich Einzelne finden, welche, als Partei-Führer, die Uebrigen mit sich fortzogen. Die Gabe der Rede war hierbei das Entscheidende. Kein Wunder also, wenn in allen Anti-Monarchien das Redner-Talent sich auf eine Weise entwickelte, welche in der ihr entgegengesetzten Regierungsform ganz unentwikkelt war. Die Bildung des Geistes stand hiermit in dem engsten Zusammenhange; denn wer als Redner seine Zwecke erreichen will, muß nicht bloß empfinden, sondern auch denken, und zwar in Beziehung auf Andere empfinden und denken, weil diese Anderen das Mittel in sich schließen, wodurch er allein zu seinen Zwecken gelangen kann. Je geringer nun die Gewalt war, welche die Regierung ausübte, desto mehr beschränkte sich in den Anti-Monarchien alles auf die Ausbildung des Redner-Talents: der Zustand der Kräfte hörte in demselben niemals auf; und, um diesem Zustande gewachsen zu bleiben, darsie man sich nicht anderen Beschäftigungen hingeben. Daher die Erscheinung, daß die eigentlichen Wissenschaften in den Anti-Monarchien nie mit Erfolg bearbeitet worden sind; man hatte dazu nicht Zeit, und die Stimmung der Gemüther brachte es mit sich, daß man sich wenig von ihnen angezogen fühlte.

Das Umgekehrte von Diesem erfolgte in den Monarchien. Je mehr die centralisirte Gewalt alle gesellschaftlichen Leidenschaften jügelte, desto leichter versammelten sie. Daher die Erscheinung, daß in Monarchien die Beredsamkeit mit einem großen Charakter gewinnt; denn, abhängig von gesellschaftlichen Leidenschaften, kann sie nur nach Maßgabe der Stärke oder Schwäche von diesen hervorquellen, und wo das Gemüth aus dem Spiele bleibt, da kann es allenfalls eine Wohlredenheit geben, keineswegs aber eine Beredsamkeit. So wie die Unruhe, wozu die Aut. Monarchie die Gemüther führt, von der Bearbeitung der eigentlichen Wissenschaften abzieht, eben so ladet die Ruhe, welche die Monarchie den Gemüthern giebt, dazu ein. Es ist daher kein Wunder, wenn die eigentlichen Wissenschaften zu allen Zeiten mit weit besserem Erfolge in den Monarchien bearbeitet worden sind, als in der ihnen entgegengegesetzten Regierungsform.

Hiernach darf man als Thatsache aufstellen: daß die goldenen Zeitalter der Literatur, indem sie mit zwei entgegengesetzten Regierungsformen zusammenhängen, nur dadurch entstehen, daß sie die Entfaltung, welche die Aut. Monarchie giebt, mit derjenigen verbinden, welche aus der Monarchie hervorgeht.

Ich erlaube mich näher.

Es giebt eine scheinbare Blüthe der Literatur, die hauptsächlich auf der Vielheit der Schrift-Productionen in Rede und Schrift beruht. Diese hat mit den goldenen Zeitaltern der Literatur nichts zu schaffen. Die wahre Blüthe der Literatur entsteht nur da, wo die

Erstet durch irgend eine äußere Gewalt auf ein Noth-
junct gebracht werden, das ihnen nicht natürlich ist, und
wo sie, im Kampfe mit sich selbst, einen Ausweg su-
chen, der sich nur in so fern finden läßt, als sie der
wirklichen Welt, die sie umgibt, entsagen, und sich eine
eigene schaffen. Diese wahre Blüthe aber tritt am na-
türlichsten ein, wenn in der Gesellschaft eine solche Um-
wälzung vor sich geht, wie die Verwandlung der Anti-
Monarchie in eine Monarchie ist.

Um hier zunächst bei Rom stehen zu bleiben, denke
man sich die ungeheure Erschütterung, welche alle Ge-
müther dadurch erlitten, daß die Vorechter des Senats
und des Volkes auf Einen übergingen, nachdem die Anti-
Monarchie fünf Jahrhunderte gedauert hatte! Wie groß
auch das Bedürfniß der Ruhe seyn mochte, so war
doch in den Gemüthern nichts vorhanden, was die Be-
trübnislichkeit gegeben hätte, dieser Ruhe Alles aufzu-
opfern. Aus freien Bürgern sollten gute Vater-
thener werden; dieß aber war minder leicht, als es
Denn scheint mag, die immer nur das Letztere gewo-
sen sind. Der Wellenschlag der Leidenschaften hörte
nicht auf, weil die politischen Parteien sich gelegt hatten.
Man stand in der Mitte zwischen Vergangenheit und
Zukunft; und, während man mit Wohlgefallen auf die
erstere zurückblickte, schauerte man zurück vor der letz-
ten. Nur mit dem Verstande gehörte man der Monar-
chie an; das Gemüth war der Anti-Monarchie zuge-
wendet. So in sich selbst getheilt, und die Gegenwart
nur ertragend, weil eine gebietende Nothwendigkeit für
dieselbe sprach — wie hätte man den inneren Frieden

finden können, ohne welchen es keinen wahren Lebensge-
nuß giebt! Wollte man nicht ganz verlassen seyn, so
mußte man sich seine eigene Welt schaffen; und so ge-
schah es, daß die Geistesprodukte in Rede und Schrift
sich vermehrten, ohne daß man an Ort und Stelle selbst
wußte, wie dies gelang. Von allen diesen Geistespro-
dukten würde ein halbes Jahrhundert früher kein einziges
möglich gewesen seyn. Wiederrum hätten sie in der
Zeit, wo sie erschienen, eine ganz andere Gestalt anneh-
men müssen, wenn ihnen nicht die Entwicklung vorher-
gegangen wäre, welche nur die Arist. Monarchie giebt,
und zwar dadurch giebt, daß sie die Gemüther in eine
stärkere Bewegung setzt, und die Uebersetzung der Vere-
samkeit und einer durch und durch gebildeten Sprache
wird. Die Werke eines Livius und Sallustius, eines
Horaz und Virgil, haben also ihre Vollkommenheiten
nur dadurch, daß ihre Uebersetzer zwei Zuständen angehö-
ren, von welchen der eine ein Gegenstand der Schasucht,
der andere ein Gegenstand des Abscheues war. Die
elgische Stimmung, in welcher sich alle diese Männer
befanden, ist in ihren Werken nicht zu verkennen; und
bezeugt, daß eben diese Stimmung mehr, als alles
Uebrige, sie zu Schriftstellern machte: wie will man, so
lange man nichts Schönlches empfunden hat, mit irgend
einem Urfolge ihr Nachahmer werden! Man giebt zu,
daß jede Zeile des Tacitus von so großer Eigenthümlich-
keit ist, daß sie von jeder Zeile eines andern römischen
Schriftstellers unterschieden werden kann; und doch
spricht man von einem britischen oder deutschen Tacitus?
Wo wäre wohl der Britte, oder der Deutsche,

von welchem sich annehmen ließe, daß er die Bildung eines Tacitus erhalten habe: eine Bildung, welche alle Nothwendigkeit verliert, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß Tacitus, wie so viele andere Römer, durch sein Gemüth mit seinem Zeitalter in Widerspruch stand, und, fünfzehn Jahre hindurch, unter einem vollendeten Despoten sich zu einem Schweigen verurtheilen mußte, das seiner natürlichen Verfassungen diese Stille gab! Wie ist es auch nur denkbar, daß es jemals wieder einen Tacitus gebe, sofern das Schicksal nicht für gut befand, ein Individuum gerade so und nicht anders auszubilden, wie Jener ausgebildet war! Uebrigens ist hier von ihm nur die Rede, in so fern er für den Repräsentanten einer Partei gelten kann, welche den Uebergang von der Anti-Monarchie zur Monarchie höchst schmerzlich empfunden haben. Obgleich Er einem späteren Zeitalter angehörte, so verhielt es sich, im Großen genommen, nicht anders mit den Schriftstellern aus dem Zeitalter des Augustus. Wie wolte die Welt einen Virgilius kennen gelernt haben, wären der Monarchie nicht Proscriptionen vorhergegangen, welche den Reichthum veränderten; wie einen Horaz, wäre die Schlacht bei Philippi für die Sache der Anti-Monarchie gewonnen worden.

Eine ähnliche Bewandniß hatte es unstreitig mit dem goldenen Zeitalter der Literatur, welches nach dem Perikles benannt wird. Die Veränderung, welche damals mit Athen vorging, war so eigenthümlicher Art, daß es beinahe an Ausdrücken zur Bezeichnung derselben fehlt. So ist Demokratie und Monarchie nie wieder vereinigt gewesen; wie Perikles, hat nie ein Einzelter

die Würde eines Monarchen mit der Herrschaft eines Bürgers verbunden. Doch ohne diese Freiheit und ohne diese Schranken hätte es nie einen Sokrates und einen Aristophanes gegeben: die herrlichsten Geister, deren irgend ein Volk sich rühmen kann! Alles, was die Aut. Monarchie für die Entwickelung der Wissenschaften, und durch diese für die Ausbildung der Sprache zu thun pflegt, war vorhergegangen. Jetzt kam das hinzu, was die Monarchie durch die größte Ruhe, die sie allein gewährt, für die Ausbildung der abern Wissenschaften wirkt. Auf diese Weise erhielt Athen seine großen Schriftsteller: seine Tragiker, seine Philosophen, seine Geschichtschreiber. Weil aber Athen sich nicht auf dieselbe Weise vergrößern konnte, wie Rom, so konnte auch die Monarchie in jenem Staate keine Wurzeln schlagen; und die natürliche Folge davon war, daß ausgezeichnete Köpfe immer gefährlich schwebten. Das Beweist, was die griechische Literatur, außer den Werken der Tragiker und der Dichter, aufzuweisen hat, ist im Auslande geschrieben worden. Xenophon und Thukydides verfassten ihre unssterblichen Werke im Exil, und vielleicht ist das Räthsel, was von Platon herrührt, im Exilien niedergeschrieben, und von dieser Insel aus verbreitet worden. Athens Verfassung war von einer solchen Beschaffenheit, daß sie große Geister erzeugen mußte, ohne diesen jemals irgend eine Sicherheit geben zu können. Wie erreicht der atheniensische Staat seine Bestimmung, so fern diese darin bestand, sich Griechenland eben so unterzuordnen, wie Rom sich Italien unterzuordnen mußte; und durch nichts wurde er an

der Erreichung dieser Bestimmung so sehr verhindert, als durch den Umstand, daß er mehr eine Erre, als eine Handelsmacht war. Sein Handelsgeheimnis-System war vortheilhaft; aber die Prede, auf welche er dasselbe in dem Unternehmen gegen Sicilien brachte, scheint allzu hart gewesen zu seyn. Wäre ihm die Erroberung dieser Insel eben so gelungen, wie sie in der Folge den Römern gelang: so hätten alle späteren Weisheitsgeheimnisse nicht bloß eine andere Wendung, sondern auch einen ganz anderen Charakter gewinnen müssen, und von den Römern wäre über Italien hinaus nie die Rede gewesen. Die Abberufung des Alcibiades von einem Unternehmen, das, von ihm entworfen, nur von ihm durchgeführt werden konnte, hatte Folgen, die sich nicht aufheben ließen; und weil Athen in Sicilien gescheitert war, so mußte es früheren Ansprüchen entsagen und sich sehr bald, wie die übrigen kleinen Staaten Griechenlands, den Römern von Macedonien unterwerfen. Als Staat genommen, blieb es eine unreife Frucht, und, als solche, konnte es, in ewigem Widerstande mit sich selbst, seine größten Männer eben so wenig entbehren, als ertragen. Diese, fortwährend durch die Verfassung bedroht, sahen sich genöthigt, durch ihre persönlichen Eigenschaften den Ausschlag über die Verfassung zu geben; und nur so konnte es geschehen, daß sie, als Schriftsteller und in jeder anderen Anwendung ihrer geistigen Kraft, eine Größe erreichten, welche einzig bleiben mußte, wie die Umstände, in denen sie lebten und dachten. Mit Einem Worte: die ganze griechische Literatur, so fern sie von Athen ausging, wird nur begreiflich

durch die Eigenthümlichkeit dieses kleinen Staats, dessen organische Entwicklung die größten Anregungen des Gemüths in sich schloß.

In den Staaten des neuen Europa ist die Anti-Monarchie nie so ausgesprochen worden, wie in den Staaten des Alterthums; nicht einmal in denen, welche sich vorzugsweise Republiken nannten. In den klassischen Republiken des Mittelalters kam es bei weitem nicht auf eine Verbindung des monarchischen Principes mit dem anti-monarchischen, also auf eine vollständige Regierung, an, als auf eine Aufschlingung des ersteren. Die Dogen von Venedig und Genua waren eben so gut Depositarer der Mächteinacht, wie die Könige von Spanien und Frankreich; sie waren es nur mit größtem gesetzlichen Beschränkungen. Das einzige Florenz machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme; und weil die Verfassung dieses Freistaats denen von Athen und Rom am nächsten kam, so konnte es schwerlich fehlen, daß in Florenz sich dieselben Erscheinungen darstellten, wie in Athen und Rom, nachdem die Aristokratie in Demokratie ausgeartet war. In den Anregungen, welche die letztere giebt, muß man die ersten Keime der neuen europäischen Literatur wiederfinden. Die Werke eines Dante Alighieri und eines Francesco Petrarca würden nie entstanden seyn, wenn diese beiden Heros der neuen Literatur nicht Florentiner gewesen wären und, als solche, einer Partei angehört hätten, welche in dem Streben ihres Vaterlandes nach dem höchsten Maße bürgerlicher Freiheit nur unersättlich und unglücklich werden konnte. Jene Piese des

Gemüths, welche wir in der gleichlichen Komödie Alighieri's, wie in den Gedichten Petrarca's wiederfinden — wie hätte sie wohl aussehen können, wenn das Leben dieser Männer ungestört und ungehindert dahin geflossen wäre, gleich dem Leben neuer Schriftsteller unter dem Schutz der öffentlichen Macht, oder wenn ihr Herz, voll von einer unendlichen Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, sich durch eine erzwungene Trennung von demselben nicht gerissen gefühlt hätte! Sind einmal solche Werke vorhanden, so ist dadurch der Antrieb zu den reichsten Literaturen gegeben, wenn gleich Das, was auf diese Grundlagen gebaut wird, nur selten einen hohen Werth in sich zu schließen pflegt. Wie aber Italien seine größten Dichter in dem demokratischen Florenz gefunden hat, so verbannt es demselben Staate auch schnell gebühten Reichthumschreiber und Denker. Wir nennen hier den Nicolo Machiavelli, der, dem sechzehnten Jahrhundert angehörend, als verfluchten segn würde, ohne die Verwandlung, welche die Regierungsehem des florentinischen Staats in seiner Zeit erlitt. Dante Alighieri, Petrarca und Machiavelli werden noch lange Italiens größte Schriftsteller bleiben, aus keinem andern Grunde, als weil ihre Geisteswerke nur aus ihrem Gemüthe hervorgegangen sind. Mit Machiavelli beginnt das goldene Zeitalter der italienischen Literatur. In Florenz hatte sich die Sprache ausgebildet; und sobald dieser Staat zu einem Pergegium erhoben war, konnte es in Italien einen Aristos, einen Laſſe geben, deren Werke der Ausdruck des Geistes-ſinns und des gereinigten Geschmacks sind, an innerem Gehalte aber, und

an dem, was den ganzen Menschen abspiegelt, immer zurückgehen werden.

Spanien hatte keinen ausgezeichneten Schriftsteller, so lange die königliche Macht beschränkt war, theils durch das Daseyn mehrerer für sich bestehender Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel, theils durch die Verfassung der Cortes in allen diesen Staaten. Erst nach der Vereinigung von Aragon mit Castilien, nach der Einführung der Inquisition, nach der Eroberung des Königreichs Granada, und nach allen den Veränderungen, welche der gesellschaftliche Zustand der Spanier in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erfuhr, entstanden jene Köpfe, die noch gegenwärtig als die Helden der spanischen Literatur betrachtet werden: ein Boecan, ein Garcilaso, ein Luis de Leon, die beiden Angulos u. s. w. Durchaus elegisch ist der Ton aller dieser Schriftsteller, so daß man deutlich sieht, was den Antrieb in ihnen gab. In den Cortes und durch dieselben hatte sich die Sprache ausgebildet, und der Verlust der politischen Freiheit war das schmerzliche Gefühl, das alle vorzüglichen Geister bewegte. So wie man sich nun nach und nach, vorzüglich unter Philipp dem Zweiten und unter Philipp dem Dritten, in sein Schicksal fand, veränderte sich auch der Charakter der Literatur, und ein Cervantes und Lope de Vega müssen als Schriftsteller betrachtet werden, die in der einmal vorgezeichneten Bahn sich mit der höchsten Freiheit bewegten; denn, so wie der menschliche Körper sich nach und nach an Entbehrungen gewöhnt, und sein

Wohlfein sogar im Zwange widersteht: so verhält es sich auch mit dem menschlichen Geiste unter den Fesseln, welche ihm angelegt werden. Es ist wahrlich gar nicht zu berechnen, wie die dreifache Censur, welcher, von Philipp des Zweiten Regierung an, jedes Geistesprodukt in Spanien unterworfen war, auf die Geister zurückgewirkt habe; aber nur allzu wahrscheinlich ist, daß die Welt nie einen Calderon de la Barca kennen gelernt hätte, wenn den Köpfen in Spanien weniger Gewalt geschehen wäre. Werthlos mußte die spanische Literatur von dem Augenblick an werden, wo die Geister stummlich in dem politischen System aufgegangen waren. Dieser Zeitpunkt trat nach Philipp dem Dritten ein, und dauerte fort bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wo man allmählig aus einem langen Geisteschlummer erwachte. Inzwischen war alle Ursprünglichkeit verloren gegangen, und bei aller Betrefflichkeit der Sprache konnte man nur den Franzosen nachahmen, ohne diese jemals zu erreichen.

In das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten setzen die Franzosen das goldene Zeitalter ihrer Literatur; und dadurch bestätigen sie Alles, was wir eben von den Bedingungen gesagt haben, unter welchen allein es ein goldenes Zeitalter der Literatur geben kann. Wie würde das französische haben entstehen können, wenn denselben nicht ein Bürgerkrieg vorhergegangen wäre, der die Gemüther in Bewegung gesetzt und den Geistern einen höheren Schwung gegeben hätte. Wir selbst, so erhielt auch in Frankreich die Sprache ihre erste Ausbildung durch die Willkür der republika-

nischen Elemente in der französischen Verfassung. Doch scheinen die Schädelerfassungen dazu nur wenig beigetragen zu haben, da Geistlichkeit und Adel ein so großes Uebergewicht über den dritten Stand ausübten. Frankreich erlitt keine Revolutionen, wie es entstanden seyn, wenn ihnen nicht eine Reformation vorhergegangen wäre, die dem Protestantismus gegen die allgemeine Kirche ein gesegnetes Daseyn verschaffte; und wenn es unter diesen Kampferern nie einen Reformirten gab, der sich mit einem Bourdaloue und Bossuet hätte messen können: so rührte doch nur davon her, daß die reformirte Kirche in Frankreich sich vor der Revolution keiner Freiheit zu erfreuen hatte. Die gerichtliche Verordnungsart in Frankreich beruhte ganz auf den besseren Formen, in welchen sich die Gerechtigkeitspflege bewegte; Formen, welche die Öffentlichkeit zur ersten Grundlage hatten. So bildete sich die Sprache durch die Kanzel und die Gerichtshöfe. Corneille und Moliere wurden in der gegenwärtigen Zeit ganz unmöglich seyn: die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, welche Beiden eigenthümlich ist, findet sich nur da, wo die Gemüther noch eine gewisse Unschuld haben, die das In-einander-Fließen der Charaktere nicht gestattet. Racine war in sich eines hohen Aufschauens fähig; aber seine Achtung für den Hof verwarf seine Anlagen. Voltaire, diese höchste Blüthe des französischen Genies, wollte Corneille und Moliere in sich vereinigen; da sich aber Entgegengesetzte schwer verbinden lassen, so konnte er nur zwischen Beiden schwanken, und so wurde er, was er ist, ein Gegenstand

der Verwunderung für die Franzosen, ein Gegenstand der Kritik für den Ausländer, dem er durch seine Soldate einschläft. Spätere Schriftsteller, auch wenn sie zu den Bessern gehören, dürfen nur als Zugabe betrachtet werden. Die Zeiten der Umwälzung sind nie den Wissenschaften und Künsten hold. Napoleon, der alle Arten des Ehrgeizes in sich vereinigte, hatte auch den, ein neues goldenes Zeitalter der französischen Literatur heraufzuführen; allein er verlor seinen Zweck durch einen doppelten Mißgriff: einmal, so fern er die besten Geistesproduktionen zu Gegenständen der Belohnung erhob, und folglich die Schriftsteller in den Strudel der politischen Macht zu ziehen gedachte; zweitens, so fern er die Revolution fortsetzte, und folglich den Geistern nicht die Ruhe gestattete, ohne welche es keine vorzügliche Erzeugnisse giebt. Durch jenes nahm er den Kdosen die Unabhängigkeit, durch dieses die Freiheit, nicht berechnend, daß das, was nur in so fern einen Werth hat, als es von der Gesamtheit der schaffenden Kräfte ausgeht, nicht von einem Einzelnen gemessen werden darf.

Von einem goldenen Zeitalter der britischen Literatur zu reden, hält schwer; und vielleicht ist man berechtigt zu sagen, daß diese Erscheinung sich besonders ausbilden mußte in einem Reiche, dessen Verfassung nie abhaltend zwischen zwei Extremen geschwankt hat. William Shakespear, das unersprechliche Genie, welches die neuere Welt kennen gelernt hat, war für seine Zeitgenossen gar nicht vorhanden; es bedurfte eines vollen Jahrhunderts, ehe man seinen Werth fühlen lernte.

Wilton hatte beinahe dasselbe Schicksal. Beide Schriftsteller haben das Eigenthümliche, daß sie im Kampf mit einem widrigen Schicksal wurden, was sie that. Sie machen daher, wie Dante und Petrarca, mehr die Grundlage der britischen Literatur aus, als Bestandtheile derselben. Diese gewann ihren gegenwärtigen Charakter erst unter Elizabeth's Regierung durch Hobbes, Pope, Dryden u. s. w.; das heißt, nachdem sich die britische Verfassung durch Wilhelm den Dritten ausgebildet hatte. Von allen Sprachen, die es giebt, ist die englische vielleicht die interessanteste durch das Gemischte von Sprachen, welches sie in sich schließt; und wenn es ihr gleichwohl nicht an Adel fehlt, so kann dies nur von der Bezeichnung herrühren, die sie der besondern Form der britischen Regierung zu verdanken hat: einer Form, welche, so lange sie vorhält, die Beredsamkeit nicht aussterben läßt, und durch das Anti, welches sie in sich schließt, einen höheren Geistesschwung unterhält. Unglücklicher Weise ist es dahin gekommen, daß die britische Literatur sich von dem Staatsleben geschieden hat, und bei weitem mehr dem Nützlichen, als der Befriedigung höherer Bedürfnisse, dient.

Hat es seine Wichtigkeit mit Dem, was wir als Bedingung eines goldenen Zeitalters der Literatur aufgestellt haben, so kann in Beziehung auf Deutschland von einem solchen goldenen Zeitalter gar nicht die Rede seyn; denn die Geschichte der Deutschen bietet nichts dar, was einer politischen Fortschritt auch nur ähnlich wäre. Zu allem Uebern hat der Deutsche die Beförderung der öffentlichen Angelegenheiten seinen Pflichten überlassen,

glücklicher in eben dem Maße, worin er davon unberührt blieb. Seine Vorliebe für die Monarchie, und seine Neigung zur Einsamkeit haben vereinigt die Wirkung hervorgebracht, daß seine Literatur immer vom Staatelichen getrennt geblieben ist; und wenn wir die gegenwärtigen Zeiten abschauen, wo beide sich zu vereinigen streben: so kann man sagen, daß Mönchtum habe sich vom Kirchenthume nur getrennt, um in der Literatur einen neuen Wohnsitz zu finden. Nicht das, was andere Sprachen gebildet hat — das öffentliche Leben — hat auch die deutsche Sprache gebildet; wohl aber der Geist der Gelehrten, verbunden mit dem Ehrgeiz, nicht hinter andere Völkern in Wissenschaft und Kunst zurückzubleiben. Eben deswegen ist in den Geisteswerken der Deutschen so wenig Urthümliches, was mehrere Jahrhunderte hindurch, als solches, empfunden werden könnte. Die Sprache selbst ist noch so sehr im Werden, daß sich gar nicht bestimmen läßt, was aus ihr geworden seyn wird, nachdem starke Leidenschaften sie bearbeitet haben; dies ist um so weniger zu bestimmen, da in Uebersetzungen aus allen Literaturen geübt worden ist, daß die deutsche Sprache eine Fiegerschmelze hat, vermöge deren sie sich allen Geistesformen anschließt. Auch in dieser Hinsicht ist der Deutsche noch immer der Adam im Paradiese; und sollte dem politischen Systeme Deutschlands eine Veränderung bevorstehen, welche zu öffentlichen Verhandlungen führte, so würde von Grund an offenbar werden, daß Sprache und Literatur nicht dieselben bleiben können: jene nicht, weil die Bildung, welche eine Sprache durch die Bewegung

wegung des Gemüths erhält, von eigenthümlicher Beschaffenheit ist; diese nicht, weil aus ihr alles das verschwinden würde, was die begründete Ansicht des vom öffentlichen Leben geschiedenen Gelehrten gebietet: eine Ansicht, welche die deutsche Literatur reichlich macht, ohne ihr einen vorzüglichen Werth zu geben. Nahe ist wenigstens der Zeitpunkt, wo man allgemeiner, als es bisher der Fall war, einsehen wird, daß ein Volk, um durch seine Literatur hervorzuragen, sich nicht mit den Literaturen aller Völker befassen muß.

Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Colonien *).

1. Von der Herrschaft der Britten in Indien, und von der Damer derselben.

Seitdem die Europäer sich in Indien niedergelassen haben, sind sie genöthigt gewesen, sich mit zwei Hauptangelegenheiten zu beschäftigen, von welchen die eine das Mittel der andern ist; nämlich mit Einordnung und

*) Wir geben unsern Lesern aus dem so eben in Deutschland bekannt gewordenen Werke des Herrn v. Pradt über die Colonien, anstatt eines Auszuges, einige vollständige Kapitel, und wir haben gerade diejenigen gewählt, welche uns die wichtigsten zu sagen gelehrt haben. Herr v. Pradt bezieht sich auch in diesem Werke nicht. Wie in seiner Geschichte des Wiener Congresses, will er auch in seinen Abhandlungen über die Colonien der Zeit nicht Zeit lassen, sondern alles nach seiner Idee gestalten. Hierin den Revolutionenstrebenden Frankreich gleich, die, ohne zu ahnen, daß die Vernunft allen Menschen eigen ist, ihre Vernunft immer an die Stelle der allgemeinen brachten. Uebrigens gebietet Herr v. Pradt zu dem Schriftstellers, welche bei weitem weniger interessiren durch das, was sie sagen, als durch das, was sie anzeigen; ja, man möchte sagen, die Flüchtigkeit, womit er seine Gedanken darstellt, sey sein größtes Verdienst, da man nicht leugnen kann, daß er Gedanken hat.

Handel, Herrschaft und Geldbeutel nahmen ihrer Sorge gleich sehr in Anspruch.

Es und für sich ist es ein seltsames Ding um die Herrschaft einiger Völker Europa's über Gegenden, welche drei- bis viertausend Stunden von ihnen entfernt sind. Man kann nur errathen, wenn man diese Europäer Völker mißhandeln sieht, welche Europa nicht einmal den Namen noch kennen; welche den Bewohnern dieses Erdtheils nie das Mindeste zu Leide gethan haben; welche aber deshalb nicht weniger gemißhet, ja, im Widerspruchsgefalle, sogar geißelt werden, theils der Herrschaft und des Handels wegen, theils damit das Eine europäische Volk nicht hinter dem andern zurückbleibe. Was würde man in Europa sagen, wenn die Indianer diesen Erdtheil eben so behandelt hätten!

Aus diesem Zustande der Dinge ist zweierlei hervorgegangen: nämlich einmal die Nothwendigkeit, die Suveränität auszudehnen, um sie zu beschützen; zweiernd die Nothwendigkeit, sie zu beschützen, um den Handel Europa's in Indien auszudehnen.

Kriegerausgaben, welche auf Herrschaft abzielen, sind immer sehr theuer zu bilden und zu unterhalten. Selten sogar steht die von der Suveränität herrührende Einnahme im Gleichgewicht mit der Ausgabe, welche eben diese Suveränität erfordert. Was im Schooße Europa's wahr ist, wo beinahe alle Staaten ihre gewöhnlichen Ausgaben nicht mit ihren gewöhnlichen Einnahmen bestreiten können, dasselbe muß auch verfluchten Schaden für die Colonien wahr seyn. Ueberzeugen kann man sich davon, wenn man sieht, wie kostbar ein-

plaz Colonien für Spanien waren. Ohne Mexico würde es sich gänzlich gesehen haben, sie gänzlich aufgegeben; so sehr hat jenes Reich das ganze spanische Colonial-System zusammengehalten. Trächte man nun noch die außerordentlichen Kosten der Colonial-Kriege in Anschlag, so müßte man vollends verweisen an den Ruin, welchen Europa von seinen Colonien gezogen hat. Nicht, daß dies auf einem inneren Betröben solcher Hoffnungen beruht; die Schuld liegt nur in der Behandlung, welche Europa in Beziehung auf dieselben eingeführt hat, und gegen die Natur der Dinge noch immer aufrecht erhält.

Je größer die Colonien sind, je weiter sie von dem Mutterstaat entfernt liegen, je stärker der Widerstand ist, welcher theils von den Einwohnern, theils aus der Concurrenz der Europäer herbergeht: desto mehr Kosten verursacht die Behauptung dieser Colonien. Man bedenke nur, was sich in Ostindiengetragen hat. Alle Europäer haben sich daselbst zugleich niedergelassen; alle haben die Eingebornen zu bekämpfen gehabt; alle haben unter sich gekämpft. Die Kosten waren also doppelt, und indem die Aufgabe zugleich von Indien und Europa herrührte, hat die Zeit Einem Volke den Sieg versprochen. Es ist der ausschließende Herr und Gebieter geblieben; es allein hat daher alle Kosten zu tragen, welche ehemals unter Die vertheilt waren, welche von ihm verdrängt worden. Ganz allein trägt es die Last von dem Widerwillen Ostindiens. Es hat seine Verteidigungsmittel abwerfen müssen an den Mitteln des Angriffs, womit es bedrohet war. Es hat eingehen müssen auf

Eroberungen, um nicht vertrieben zu werden; denn jeder Krieg zwischen den Eingebornen und den Europäern hat von Seiten der ersten diesen Zweck gegen die letztern, zum Unterschiede von den Kriegen in Europa, die, zwischen den Eingebornen dieses Erdtheils geführt, nur einen politischen Zweck haben, und immer damit endigen, Jeden daheim zu lassen. Man erobert, aber man vertriebt nicht; und dies muß wohl ins Auge gefaßt werden, weil es die fortschreitende Ausdehnung erklärt, welche England seinem Reiche in Indien hat geben müssen.

In einer großen Entfernung von Europa, mitten unter einer überlegenen und feindlich gesinnten Bevölkerung, neben eifersüchtigen und reißbaren Europäern, haben die Engländer in Indien gerade so gehandelt, wie die Franzosen in den glücklichen Zeiten der Duplex und le Bourdonnaye: sie haben sich ganz in ihre Lage verfaßt; sie haben sich, wie die Franzosen, behauptet und vertheidigt. Jeder neue Angriff auf sie hat sie aufmerksam gemacht auf die Nothwendigkeit einer neuen Eroberung. Der Krieg mit Tippu-Saib hat sie also genöthigt, das Reich von Mysore zu zerstören. Es sprang in die Augen, daß dieser große indische Staat unverträglich sey mit einem, ihm zur Seite errichteten, großen europäischen Staat; es war nicht minder einleuchtend, daß diese Nachbarschaft dem Europäer den Besitz sehr vertheuerte, und daß zuletzt der eine, oder der andere, unterliegen mußte. Europa's guter Genius wollte, daß Tippu-Saib unterlag; denn hätte er abgefiert, so reinigte er Indien nicht bloß von den Engländer.

bern, sondern von allen Europäern zugleich. Was würde man in Europa mit besiegten Indiern machen, die dasselbe drei Jahrhunderte hindurch beunruhigt und geplagt hätten! Auf einer hohen Stufe von Macht bestehend, was thaten die Engländer? Alles forderte sie auf, um sich her zu schauen, um Das aufzufinden, was ihre Herrschaft sichern konnte. Drei Jahrhunderte hindurch hatten sie, wie alle übrigen Europäer, sich auf den Besitz der Küsten beschränkt. Durch die Eroberung von Mysore drangen sie in die Länder ein, und eröffneten sich unmittelbare Communicationen mit ihren Besitzungen auf beiden Küsten. Tippu's Fall hat die kleinen Fürsten Indiens in ihre Gewalt gebracht; denn diese Fürsten sehen sich gleichsam eingeschlossen in den weiten Umfang der Halbinsel, von allen Seiten mit englischen Besatzungen umgeben und von denselben beherrscht. Seit dieser Zeit sind die Engländer nur damit beschäftigt, sich auf denjenigen Theil der Halbinsel, welche von den Staaten des Moguls begrenzt wird, zu schließen: sie stützen sich auf die großen Flüsse und auf die hohen Gebirge, welche auf der Nordseite der Halbinsel die natürliche Grenze bilden. Um dies zu erreichen, haben sie sich in dem letzten Kriege mit Nepaul bis in das Tibetianische gewagt *).

*) Von den Mündungen des Ganges bis nach Cap Comorin, und von den Mündungen des Indus bis nach Serlen, hat die Compagnie unter ihrer Herrschaft diese ganze Küstenstraße, mit Ausnahme einer kleinen Niederlassung, welche den Portugiesen gehört, und mit Ausnahme der Maratten von Puna, welche durch Tractaten geschützt sind, in ihre Häfen nur Schiffe mit brittischer

Die europäischen Niederlassungen auf den beiden Rissen sind von keiner Bedeutung, und können nur als schwache Semboire betrachtet werden.

Das britische Reich in Indien ist demnach ausschließend sowohl für die Indier, als für die Europäer.

Diese können dasselbst nur zu ihrem Nachtheil Handel treiben; und die Gründe davon sind folgende. Erstlich, der rohe Arbeitsstoff Indiens sowohl, als Europa's — die Baumwolle und die Seide, ist bei weitem wohlfeiler in Indien, wo er wächst, als in Europa, wo er eingeführt werden muß. Zweitens, die Arbeit des indischen Handwerkers ist bei weitem wohlfeiler, als die des europäischen. Der Indier wohnt unter einem heißen, reinen Himmel, und auf einem fruchtbaren Boden, beinahe gar kein Bedürfniß. Nur in kalten Ländern und in einem feuchtem Himmelstrich wird die Wohnung theuer, vervielfachen sich die Bedürfnisse. Wen wie Vielem, was der Winter erfordert, befreit und der Frühling! Einige Bambus, ein wenig Reis, ein graben,

Flugge zugelassen. Der Nizam von Decan, dessen Gebiet sich in dieser Halbinsel befindet, ist durch Tractaten, noch weit mehr als durch seinen eignen Vortheil, verpflichtet, mit der Regierung der Compagnie im besten Einverständnisse zu leben. Der Nizam von Kats, der Gewalten einer andern Gegend, welche gleichfalls im Innern des Landes gelegen ist, können als Solche betrachtet werden, welche ihre Dispositionen unter dem Schutze der Compagnie gestellt haben. Eben so verhält es sich mit dem Nizam von Arcot und andern Fürsten. Die Maratten, deren Willkür-Macht und Gebiet meistens vermindert sind, leben gegenwärtig im besten Einverständnisse mit der Compagnie. S. Seligmann S. 117.

von eigenen Händen gewebter Stoff geben dem Indier Obdach, Nahrung, Bekleidung. Er wird gewissenmaßen von dem Klima bekleidet. Dabei ist er nicht weniger als lustern. Nur die Großen streben nach Genüssen: der Müßiggang ist das Glück dieser friedlichen Wesen. Spricht das Bedürfnis, so haben Gewebe, an Palmbäumen befestigt, sehr bald das Mittel zur Befriedigung desselben gegeben; und so kehrt man ya dem liebten Müßiggange zurück. Die Elemente einer solchen Fabrication sind wenig kostspielig. Europäische Werkstätten können die Concurrenz mit ihnen nicht aushalten. Man erträgt den Unterschied der Schätze, die in Europa so theuer sind, und bedenkt, wie verschwenderisch, faul, auf Genuß erpicht, unsere Handwerker sind! Indien, den Waffen Europa's unterworfen, unterwirft Europa seinen Künsten, in welchen Europa eben so sehr zurück ist, wie Indien in dem Gebrauch der Waffen.

Einen sehr langen Zeitraum hindurch wurde der Handel Europa's mit Indien beinahe gänzlich durch die Metalle geführt, welche Europa nach Indien für die Güter brachte, die es daselbst erhielt. Dieser Handel machte Europa arm, indem er Diejenigen bereicherte, die sich damit befaßten; ungefähr eben so, wie der Handel mit britischen Waaren den belgischen, französischen und deutschen Kaufmann bereichert, indem er Belgien, Frankreich und Deutschland armer macht. Alle diese Kaufleute sind die Factoren des Fremden, zum Nachtheil ihres Vaterlandes. So hat es sich zwei Jahrhunderte hindurch mit den Kaufleuten und Compagnien verhalten, die sich dem Handel nach Indien ergaben:

sie bereicherten sich, so bereicherten Indien, aber sie machten Europa arm. Die Holländer allein führten in einem Zeitraum von vierzehn Jahren eine Summe von 140,000,000 Fr. nach Indien.

Diesem Nachtheile aufzuweichen, giebt es zwei Mittel: 1) die Suveränität, 2) den Verkauf europäischer Waaren, im Austausch gegen die ostindischen.

Durch die Suveränität vermag man zweierlei: nämlich 1) die Kosten der Suveränität besetzen; die Einnahme bezahlt die Ausgabe: 2) mit dem Ueberschuß des Einkommens die Verluste des Handels decken. Wenn also die Compagnie die Summe von 100,000,000 Franken durch die Suveränität erhält, und nicht mehr als 80,000,000 ausgibt: so bleiben 20,000,000 übrig, um den Preis der Waaren zu berichtigen, die sie in ihren Handel aufnimmt. Auf diese Weise können die Suveränitäts-Rechte dem Handel zu Hülfe kommen.

Jetzt müssen wir untersuchen, welches für England die Vortheile der Suveränität und des Handels sind. Diese Abschätzung wird uns den Maßstab für den Werth des britischen Reiches in Ostindien geben, und uns zugleich in Stand setzen, das Problem seiner Dauer zu lösen.

Die Vortheile der Suveränität be-

laufen sich auf 460,000,000 Fr.

Die Ausgabe auf 483,000,000 .

Verlust 23,000,000 .

Hinzurechnen muß man den Aufwand, welcher dem britischen Schatz zur Last fällt: einen Aufwand, der in Kriegerzeiten nicht anders, als beträchtlich seyn kann;

so daß, wenn die Compagnie alles bezahlen sollte, ihre Mittel nicht ausreichen würden zu einer Zeit, wo, nach einem den 1ten Juni 1811 an die Kammer der Gemeinen abgestatteten, und auf deren Schloß gedruckten Berichte, die Schuld der Compagnie in Indien sich auf beinahe 700 Millionen Franken beläuft.

Diese Summe ist folglich mehr lästig, als nützlich. Die Vortheile des Handels belaufen sich, nach geschätzter Aufzählung, auf . . . 20,000,000 Fr.

Abziehen muß man davon die Zinsen des Capitals der Compagnie, welches sich beläuft auf . . . 140,000,000 Fr.

so daß die Zinsen zu 5 Prozent betragen 7,000,000 Fr.

Reinen als Handelsvortheile übrig 13,000,000 Fr.

Es ist billig, daß man hinzurechnet die Gewinne, welche von indischen Beamten jährlich nach England gebracht werden, nach Herrn Dundas geschätzt auf . . . 20,000,000 Fr.

Die Herrschaft der Engländer in Indien durch die außerordentlichen Mittel, durch unzählige Kämpfe und Mißthaten erlaugt, und bald bewundert, bald verachtet, gewährt also . . . 11,000,000 Fr.

Untersuchen wir nun den Stand des Handels zwischen Europa und Indien.

Herr von Humboldt, dessen Berechnungen sich immer auf den methodischen Zweifel stützen, welcher allein

die Vermuth befriedigt, soll unser Führer und Betrachtermann seyn.

Im fünften Bande seines ansehnlichen Werkes über Neu-Spanien, giebt er eine Uebersicht des Handels zwischen Europa und Asien, und bestimmt die über das Cap der guten Hoffnung angeführte Summe auf

96,000,000 Gr.

Demselben Autor zufolge, verschlingt

der Handel mit China die Sum-

me von 20,000,000 Gr.

Vorausgesetzt, daß fünf bis sechs

Millionen auf dem rothen Meere,

im persischen Meerbusen hängen

bleiben, erhält man die Summe

von 60,000,000 Gr.

womit Europa der Tributär von Indien ist.

Womit hat sich also die Entdeckung und der Besitz von Indien gerundet? Damit, daß es die Metall-Sendungen, welche Europa jährlich aus Amerika erhält, mit Europa theilt.

Aus dieser Berechnung ergeben sich zwei gewichtige Wahrheiten:

1.) Daß Indien dem gesammten

Europa eine Arbeit auflegt, wel-

che gleich kommt 60,000,000 Gr.

2.) Daß Europa gleichgültig gegen die Suberäni-

tät von Indien seyn kann, sobald es dahin gekommen ist, daß Indien für 60,000,000 Gr. europäischer Producte als Bezahlung für diejenigen annimmt, welche Europa bisher von Indien erhalten und mit barem Gelde bezahlt hat.

Hörtin löst sich das Problem von der Dauer der englischen Herrschaft über Indien; denn da England daselbst im Namen Europa's herrscht, so versetzen wir unter englischer Herrschaft eigentlich die europäische.

Daß England in Indien zum Vortheil seines Handels herrschen wollen, so kann es demselben seine Freiheit von dem Tage an zurückgeben, wo der Handel zwischen beiden gleich ist, wo Indien von Englands Produkten eben so viel empfängt, als es demselben von seinen eigenen giebt. Alsdann wird sich die Suberänität in bloße Handelsbeziehungen verwandelt haben; und diese ersparen alle die Ausgaben, welche Niederlassung, Krieg und Behauptung verursachen. Vergleichen hat England durch seine Trennung von den vereinigten Staaten gewonnen: sein Handel hat sich verknüpfet, und alle Kosten haben aufgehört. Die Verrechnung ist überall dieselbe. Sie stellt sich bei allen Colonial-Fragen dar, gleichsam am den Punkt zu bestimmen, bis auf welchen man einen Besitz dieser Art behaupten oder fahren lassen muß.

Aus diesem Zustande der Dinge ergeben sich zwei Betrachtungen: 1) Welches ist Europa's Interesse in Hinsicht der Suberänität von Indien? 2) Welches ist Europa's Interesse in Beziehung auf seinen Handel?

In dem Colonial-System, vorzüglich aber in Indien, hat die Suberänität nur Einen Zweck: nämlich das Produkt, nicht die Macht; denn die Colonien sind nur europäische Pachtböden, nicht direkte Wachsthumel, so wie es die Provinzen verschiedener Staaten in Beziehung auf diese Staaten sind. Die Produktion und

Handel will man Colonien; die Euxerndnerdt ist nur das Mittel zur Erhaltung oder Ausdehnung desselben.

Ist die Euxerndnerdt die Quelle dieses Handels, und dient sie zur Ausgleichung der Ungleichheit desselben: so verdoppelt sich ihr Preis. Er beht sich jetzt auf Diejenigen aus, welche keinen Theil daran haben, deren Capitale aber in gewisser Rücksicht erhalten werden. In dieser Beziehung nun beschätze die Herrschaft der Engländer in Indien die Vortheile Europa's. Vermöge der Euxerndnerdtsrechte, welche die Compagnie genießt, und vermöge der Ausdehnung, welche eben diese Euxerndnerdt dem Handel gewährt, erspart England dem übrigen Europa den Verlust der Capitale, welche nothwendig seyn würden, um die aus jenen beiden Quellen abfließenden Vortheile zu ersetzen. Wenn also die englische Herrschaft gleich wäre der Summe von 60,000,000 Franken, in Produkten, welche nach Indien ausgeführt werden: so würde der Theil dieser Summe, welcher nicht durch einen von der Euxerndnerdt unterstützten oder hervorgebrachten Handel gebildet würde, Europa zur Last fallen und die Masse seiner Capitale um eben so viel verringern; denn man müßte ihn, anstatt der Waaren, in barem Gelde nach Indien führen. In dem Zustande der Theilung, worin sich die Völker befinden, ist, in gewisser Hinsicht, aller Reichthum Gemeingut, und kein Theil Europa's kann verarmen, ohne daß die übrigen dies empfinden. Dem zufolge ist die Ausdehnung der Euxerndnerdt, welche ein Volk ausübt, das den Indiern die meisten Gegenstände des Genußes darbieten kann und dies vermöge der Euxerndnerdt bewirkt,

eben so anwendbar auf Europa, wie auf dies Volk selbst, und die Gesamtheit Europa's theilt die Vortheile dieses Volkes. Es kommt also gar nicht darauf an, zu wissen, wer dies Volk ist, und welchen Namen es führt, wesfern es nur ein Volk ist, welches die Fähigkeit hat, seine Herrschaft am weitesten auszu dehnen, und solche Bedürfnisse zu erzeugen, welche die Capitale Europa's ersparen: ein einfacher Calcul, bei welchem alles sich zum Vortheil Englands erklärt. Wie, wenn die englische Subveränität, sey es durch sich selbst, sey es durch den Handel, dem sie die von Europa nach Indien gesendeten 60,000,000 Franken leiht, diese Summe wieder auskumpert: sollte alsdann England nicht eben so sehr zu Europa's, als zu seinem eignen Vortheil erdbern? Denn für Europa ist es doch einmal besser, daß sein Geld sich in Europa und selbst in England befindet, woher die Handels-Transaktionen es immer zum Theil zurückziehen werden, als in Indien, wo es für immer bleiben würde. Wenn Einige lieber Indien, als England, bereichern möchten: so gesehen wir, daß wir nicht so indisch gesinnt sind.

Dies führt zu der Frage: ob die Herrschaft eines Einzigen in Indien für Europa nicht nützlicher sey, als die Herrschaft von Vielen.

Diese Frage beantwortet sich nach der örtlichen Entfernung, welche Indien von Europa scheidet, und nach der stilsichen Entfernung, welche den Indier von dem Europäer trennt.

Laßen wir nie aus den Augen, was Europa für Indien, und was der Indier für den Europäer ist.

Der Letztere ist ein aus der Ferne gekommenener Fremd-
ling, welcher Krieg, Unterdrückung und Sklaverei ge-
bracht hat. Welches können also die herrschenden Ge-
setzungen Indiens gegen diesen Fremdling sein? Keine
andere, als welche Europa haben würde, wenn In-
dier seine Herren wären. Man hat gar nicht nöthig,
zu sagen, was Indien thun würde, wenn es die Macht
dazu hätte. Der Indier leidet, was er nicht abändern
kann. Sanft, furchtsam, frei von allen den glühenden
Leidenschaften, welche das Blut des Weilaners siedend
machen, getrennt durch Scheidewände, denen die Göt-
ter Heiligkeit verliehen haben (ich meine die Caste), bie-
tet er dem Fache einen Kasten dar, den er seiner Art
von Sklaverei entgegen setzt. Die türkischen und per-
sischen Gesetze dieses Landes hatten die Herrschaft Eu-
ropa's längst dadurch verhindert, daß sie bei diesem
Volk alle Trübsalen des Widerstandes gebrochen hat-
ten. Indes, was in Beziehung auf Indien im Allge-
meinen wahr ist, das ist nicht eben so wahr in Beziehung
auf alle Völker und alle Souveräne Indiens. Diese so-
wohl, als jene, haben ihre Feindschaften, ihre Angelegen-
heiten, ihre Politik, und brauchen die Indier zu ihrem
Werkzeuge nach Maßgabe ihrer Willkürigkeit. Wie
haben diese Souveräne aufgehört, die feindseligsten Ge-
setzungen gegen die Europäer zu unterhalten. Die Mo-
ratten leben mit ihnen in einem unaufhörlichen Kriege.
Verbündet sie sich mit Einigen, so geschieht es nicht
aus Freundschaft, sondern um sich ihrer Unterstützung
gegen einen stärkeren Feind zu bedienen. Tragen sie
nun durch diese Unterstützung den Sieg davon — wie

kann man glauben, daß sie Die zu Erben der Macht einsetzen würden, die zur Zerstörung derselben beigetragen? Was würde Tippu-Saib gethan haben, wenn er mit Hülfe der Franzosen über die Engländer triumphirt hätte? — er, der einem seiner Abgesandten in Frankreich den Kopf abschlagen ließ, damit er ihm nicht länger beschwerlich fallen möchte mit den Nachrichten, die er ihm von diesem Lande mittheilte! Es liegt außer allem Zweifel, daß die Vertreibung der Europäer aus Indien der Grundstein aller Gedanken und Wünsche eines Indiers ist und seyn wird. In einem solchen Haße aber darf man kaum die Frage aufwerfen, ob eine einzige, stark begründete und kräftig gehaltene Herrschaft für Europa nicht eine bessere Verwaltung in Hinsicht Indiens sey, als die Trennung in mehrere Souveränitäten, deren Wesen immer darin besteht wird, daß sie sich verfeindeten, bekämpften und die Eingebornen zu Hülfe rufen, um sie den Gegnern entgegen zu stellen. Haben die Europäer während der drei Jahrhunderte, die sie im Besitze von Indien sind, etwas Anderes gethan? Indien ist unter sie getheilt worden. Was entstand daraus? Nichts weiter, als daß sie die Fürsten des Landes gegen einander hegten, sie in alle ihre Intrigen verflochten, so wie in alle Geheimnisse ihrer Politik, ihrer Taktik, ihrer Mordkünste, ganz vergessend, daß diese Fürsten neben ihrem Interesse für die Europäer noch ein anderes hatten; nämlich daß, die Hände aller der Fremdlinge zu seyn, die sich bei ihnen niedergelassen. Gesellte sich zu der Gesehe, welche eine, durch eine Handvoll Engländer zusammenge-

balteue

haltene Armee von Indiern für Europa in sich schließt, noch die zweite Befehl einer indischen Armee im Dienste Frankreichs, Holland und Portugal; so würde man bald sehen, wie lange alle diese indischen Armeen im Dienste der Europäer seyn, und ob die europäischen Nationen nicht sehr schnell durch indische ersetzt werden würden. Wohlan, hierin liegt das Gefährliche einer Vertheilung Indiens in mehrere Souveränitäten. Was thaten demnach die Europäer, als sie eine Masse von Indiern bemaxten und zu sich emporkamen? Sie bildeten die Nation Indier; sie betrieben ihre gemeinschaftliche Vertheilung; sie betrieben sich ein Schicksal, dem ähnlich, das sie in Japan erlebte. Anstatt der Herrschaft über Indien, würde man ihren Vater angewiesen haben, um ihr Geld in Empfang zu nehmen für Waaren, die man ihnen, mit allen Zeichen der Verachtung, des Mißtrauens und des Hasses, bewilligt hätte. Europa hat nicht Ursache, stolz zu seyn auf die Stellung, in welcher es in Japan und China erscheint; eine bessere aber hatte es in Indien nicht zu erwarten, wenn die Indier über die Engländer gestiegen hätten. Indem man den Arm der Indier gegen England bewaffnete, schmiedete man die Werkzeuge des allgemeinen Verderbens für die Europäer. Im Fall einer Vertheilung der sämtlichen Europäer würde entweder aller Handel mit Indien aufgehört haben, oder er hätte fortgesetzt werden müssen mit Mitteln, welche die Tribute der europäischen Souveränität über Indien ersetzt hätten. Also entweder ein Handels-Interdict,

womit man Europa belaste, oder eine Steuer, womit man es zum Vortheil Indiens belegte!

Die Herrschaft eines Einzigen begegnet allen diesen Rücksichten. Sie schließt alle Verbindungen, alle Intriguen mit den Fürsten dieses Landes aus; sie macht die einzige Kraft stark genug, um allen Anfällen zu widerstehen; sie ist in Indien die Schutzwehr Europa's, und die Gewährleistung für die Unabhängigkeit Indiens.

Außer wie lange wird England noch in dem Besitz Indiens bleiben?

Die Antwort ist einfach.

So lange, bis der Besizmaß Europa's Indien hinlänglich durchdrungen hat, damit der Handel zwischen beiden gleich sey.

Ist dieser Zeitpunkt gekommen, so giebt es keinen Beweggrund, es noch länger zu behalten. Wieviele ist ein sehr starker vorhanden, es sich selbst zu überlassen; denn man wird alles gewinnen, was die Kriege kosten, die man daphier geführt hat; auch die Verwaltungskosten, welche nicht durch ein sehr gleichbleibendes Einkommen gedeckt sind. Vorausgesetzt, daß die Europäer alsdann noch als Handelsleute in Indien aufgenommen werden, haben sie kein weiteres Interesse an Territorial-Besitz, so wenig in Indien, als in China und in der Türkei. Was schadet es Europa, daß es nicht suzerän in diesen beiden Ländern ist?

Der europäische Calcul, den England machen muß, beschränkt sich also auf Verbreitung europäischer Bedürfnisse in Indien, diese mögen nun vom Boden oder vom Kunstfleiß herrühren. Auf dieses große Resultat muß

Ich also seine Herrschaft beschränken. Ist es ihm gelungen, den Schmuck Europa's in Indien so einzuführen, daß sich zwischen beiden Ländern feste und gleiche Beziehungen bilden: alsdann laus England seine Sessel verlassen und nach Europa richten, mit sich nehmend seine Soldaten, seine Richter, seine Subalternen, seine Archive, alle Werkzeuge einer andern Ordnung und Zeit, zurücklassend friedliche Verrichter, gewerbetätige Kaufleute, die in ihren Comptoirs mehr Schätze sammeln, als zahlreiche Armeen und eine Regierung, deren vernichtendes Mißverhältniß die Beweglichkeit verloren hat. England wird alsdann von neuem gewinnen, was es schon einmal in America gewonnen hat *).

Diese Umwälzung wird beschleunigt werden durch den letzten Zustand, welcher dem indischen Handel vorgezeichnet ist: eines Zustandes, der hervorgeht aus dem vier Parliaments-Acten, welche den 17ten Dec. 1813

*) Ist das das einzige Naturgemittel für Indien, so wird die Sonne der Freiheit nie für daselbst aufgehen. Denn welche Wankenschwanken hat man, ein Volk zu reformiren, das Jahrhunderte sitzendem Glauben und Sitten ihre Fesseln anheftet, das ihm noch jetzt mit dem der Schwere lastet, wie vor drei Jahrhunderten, als die Europäer diese erste Versuchung machten, das ihnen durch die Macht der Wunden über so viele Entschlossenheit über sich, was welchen der Europäer gar nicht bekräftigt, wie man sie nicht haben kann! Aber den Entschloßen der Indianer lassen sich diese Triumphe davon tragen. Das wissen die Briten so gut, daß sie nicht einmal den Versuch wagen machen. Was ihnen Wunden: die Herrschaft der Engländer über die Indianer muß eine Folge sein, wenn ihr Eifer auf dem, von ihm Verfaßten geschehen, Wege erfolgen soll.

Anmerk. des Herausg.

bekannt gemacht worden sind. Nach ihnen werden, vom
zweiten April 1814 an, alle englische Unterthanen zu
dem indischen Handel hinzugelassen, und der Compagnie
bleibt nur der Irohandels und die Befuchung der Hä-
fen von China. Diese vier Acten haben, nach einem
ganz neuen System, Regelmäßigkeit in den indischen
Handel gebracht. Selbst Amerikaner sind hinzuge-
lassen worden. Sehr wahrscheinlich ist, daß das noch gegen-
wärtig existierende Verrecht der Compagnie das letzte
seyn werde, welches England zuläßt, und daß die He-
berlegenheit des nicht privilegierten Handels sich auf eine
Weise zeigen werde, welche alles Ausschließende, alles
Monopol, für die Zukunft entfernen. Man kann sich in
dieser Hinsicht auf die Geschichtschreiber und Oekonomie
verlassen, welche der persönliche Vortheil dem Kauf-
manne einflößt. Der ausschließende Handel Indiens war
der letzte Schlussstein dieser Art des Verkehrs, wel-
cher der Welt so viel Schaden gethan hat. Verloren
ist dieser Schlussstein. Man muß hierin die Fort-
schritte der Civilisation bewundern, welche allenthalben
die Willkürhaltungen angreift, die ihre Entstehung, zum
Nachtheil des menschlichen Geschlechts, den Vorurthei-
len der Unwissenheit verdanken. Sie hat Afrika von
den Sklavendauern gereinigt, welche die europäischen Meere
beunruhigten, und Europa verheeren, die Küste Afrika's
aufs Neue zu civilisiren. Sie kämpft in Amerika für
die Rechte eines ganzen Continents. Sie öffnet Indien
allen Wohlthaten eines Handels, welcher auf dem We-
stlichen Welt, die daran Theil nehmen, gestellt ist. Diese
Veränderung in den Handelsbahnen Indiens wird die

wichtigsten Folgen für England, für Europa und für Indien haben. Der Reichthum wird sich vermehren durch die Beziehungen, welche zwischen den Europäern und den Indiern entstehen. Diese, indem sie Theil nehmen an gesellschaftlichen Institutionen, von welchen sie bisher ausgeschlossen waren, werden zum ersten Male eintreten in die bürgerliche und politische Ordnung. Sicherheit und Eigenthum hatten sie bereits, wie die Europäer. Der Handel wird ihnen Reichthum und Macht geben, und durch die Kraft von beiden werden sie sich zu Indern erheben, die ihnen bis jetzt fremd waren. Die letzte Folge wird ihre Befreiung von fremder Herrschaft seyn. Dann aber werden Handelsverbindungen, auf echten Grundlagen gestützt, so vortheilhaft geworden seyn, daß sie den Pfah einer Soveränität einnehmen, die nicht Hunger aufrecht erhalten werden kann, einmal weil sie allzu losibar geworden, zweitens weil sie un-
 möglich ist *).

Die Eröffnung Indiens für den besondern Handel ist für Indien, was für Amerika die Eröffnung der Häfen von Mexiko und Peru, d. h. die Unabhängigkeit von Spanien, seyn würde. Sie liegt auf beiden Seiten gleich sehr in der Natur der Dinge.

*) Hieraus geht noch immer nicht hervor, daß sowohl die Zeitworte indessen vorteil, wo Oropentorianen der Soveränität von Orobentianen entzogen. Die Sache wird sich anders auf ihrem ganz andern Wege machen; nämlich dadurch, daß einer von den heimlichen Soveränen, um einer lästigen Herrschaft zu entgehen, für gut befindet, sich zum Soverän aufzusetzen, was, ob es gleich ebenfalls W. unter günstigen Umständen leicht gelingen kann.

*) Hieraus geht noch immer nicht hervor, daß sowohl die Zeitworte indessen vorteil, wo Oropentorianen der Soveränität von Orobentianen entzogen.

II. Was wird aus den vereinigten Staaten werden?

Die vereinigten Staaten sind seit vier und dreißig Jahren als frei und unabhängig anerkannt. Seit dieser Zeit haben sie gewonnen an Bevölkerung, Verdichtung und Reichthum. Ihr Aufstreben, rast und unauflassend, entspricht der Triebfeder, welche dieses schnelle Wachsen bewirkt. Mit Einem Worte: ihre Berechtigkeiten sind so bedeutend, daß die Geschichte nichts Aehnliches von wachsenden Völkern aus sagt, diese mögen der alten oder der neuen Welt angehören.

Es kann daher nicht anders als annehmend seyn, die wahrscheintlichen Ergebnisse dieses Wachstums zu untersuchen.

Gleich auf den ersten Blick erkennt man, daß sie dahin streben, das ganze Amerika in zwei Theile zu sondern, von welchen der eine, und zwar der nördliche, das Wesen der vereinigten Staaten und der Völker des nördlichen Europa, der andere das Wesen der Spanier und der südlichen Völker annehmen wird.

Canada und Mexiko gehören den britischen Völkern an. Die vereinigten Staaten selbst sind ein England in Amerika. Sie sind sogar noch etwas mehr; denn, da sie später gegründet worden sind, so haben sie, mit Benutzung der Aufklärung ihrer Zeit, sich nach besseren Plänen einrichten können, als England, dessen Institutionen, wenn gleich die besten in Europa, das Erzeugniß milderer aufgeklärter Zeiten sind, als die gegenwärtige.

Diese große Theilung Amerikas wird also unter dem Einflusse der Sitten und der Civilisation des nördlichen Europa gedeihen. Die ganze zweite Theilung, bevölkert von europäischen Südvölkern, wird hauptsächlich unter dem moralischen Einflusse des nördlichen Europa bleiben. Die Herrschaft wird sich verändern; aber die Sitten werden bleiben, und auf die Dauer geht das Schicksal der Nationen aus den Sitten hervor. Amerika wird sich demnach in zwei Sitten-Zonen theilen, gerade so wie Europa in zwei klimatische, heilige und heuchliche Zonen getheilt ist.

Seit dem Jahre 1776 hat sich das Gebiet der vereinigten Staaten verdreifacht, die Bevölkerung verdreifacht, und Handel und Schifffahrt haben noch bedauerlicher zugenommen. Die amerikanische Flagge weht allenthalben. Die britische allein ausgenommen, bietet sie den Flaggen aller europäischen Völker in deren eigenen Häfen Trost. Eine wahre Jesaßen!

Die Bevölkerung der vereinigten Staaten betrug den 1ten Dec. 1816:

an Weißen . . . 7,000,000

an Schwarzen 1,650,000

Die Ausfuhr, welche sich im Jahre 1794 auf 33,036,123 Dollars belief, erhob sich im Jahre 1806 auf 101,535,960 Dollars.

Die Zahl der Handelsfahrzeuge beläuft sich auf 12,000.

Das Einkommen beträgt 25,000,000 Doll.

Die jährliche Ausgabe . . . 19,500,000 .

Ueberschuß 5,500,000 .

und Wenn einige dreißig Jahre hingereicht haben, um dies Resultat hervorzubringen, wie wird es mit demselben nach hundert, wie nach zweihundert Jahren stehen? Die Zukunft Amerika's ist nicht zu berechnen. Es ist offenbar bestimmt, die Gesalt der Welt zu verändern: gewiss ist es aber bestimmt, daß nach Franklin's Berechnungen, die sich bisher als richtig bewiesen haben, muß sich die Bevölkerung Amerika's alle zwei und zwanzig Jahre verdoppeln. Man berechne, wenn man kann, die Wirkung dieser Progression in einigen Jahrhunderten. Hunderte von Millionen Menschen treten zum Vorschein *). Nichts vermag, dies zu verhindern. Was die erste Million geschaffen hat, wird auch die letzte schaffen; nämlich die Reichthigkeit der Existenz und die Geschäftigkeit, welche wachsen werden durch Alles, was alle Völker der Erde gewinnen. Denn durch die unter ihnen eingeführten Gesetze der Theilnehmung wird jeder Vortheil, den das eine dieser Völker erwirbt, zu einem gemeinschaftlichen für alle. Also sobald die Unabhängigkeit das spanische Amerika belebt haben wird, werden die vereinigten Staaten sich durch Theilnahme an seinem Handel an dasselbe

*) Hier folgt die Uebersicht der nachschätzlichen Bevölkerung in den vereinigten Staaten während einer Periode von 50 Jahren, welche gleich 10 Generationen:

im Jahr 1817	2,550,000	} Menschen
— — 1840	17,300,000	
— — 1863	34,800,000	
— — 1886	69,500,000	

oder vier Fünftel der Bevölkerung Europa's.

anschießen; Tausende von Schiffen, welche die bisherige Abhängigkeit von Mexiko's Häfen durchdringt, wenden ihren Lauf dahin richten. Zum Beispiel: je mehr Rußland in Aufnahme kommt, desto mehr werden die vereinigten Staaten dahin führen und daher begehren, auch, mit Rußland, in Flor kommen. Es ist ja immer diese Wirkung und Nachwirkung, diese Ede und Bluth der Beziehungen und Austauschungen, was die Bewegung vermehrt, und eben dadurch Bevölkerung und Reichthum vergrößert. Die vereinigten Staaten werden also durch das Glück der Welt wachsen und es zu benutzen verstehen. Man kann sich in dieser Hinsicht ganz auf sie verlassen. Die Quelle ist, wie man sieht, reichlich und groß.

Wann die Welt so viel Mühe hat, die Last von achtzehn Millionen Engländern zu ertragen, welche allenthalben die Macht als ein Mittel des Handels, und den Handel als ein Mittel der Macht verfolgen — was wird geschehen unter der Bürde einer nicht zu bestimmenden Zahl von Amerikanern, die, von denselben Triebfedern in Bewegung gesetzt, sich außerhalb des Bereichs der europäischen Regierfr. Kraft befinden, und nichts wissen von den Sängeländern, welche unter den Europäern die Entwicklung zwingen! Der Amerikaner ist nicht ein Amerikaner America's, sondern ein Amerikaner Englands, ein gereinigter Engländer, der in der Entfernung von seinem Vaterlande den Muth, den Geist, die Thätigkeit, die Anstrengung beibehalten hat, welche den Engländer Europa's auszeichnen. Der Amerikaner hat sich inständig dem Ocean zugewendet,

d. h. dem Handel und der Schifffahrt; und da giebt es große Gefahren. Er ist den Antrieben des Bluts gefolgt, welche ihn zu allen See- und Handelsverrichtungen bestimmten. Manahre nur fort, Feldschüsse zu haben und zu versetzen. Nicht verlangt der Amerikaner nicht, und man kann von ihm dasselbe sagen, was sonst von dem Holländer galt, nämlich: „Wichst nur der Handel, so wird es nicht an Holländern fehlen.“

Die vereinigten Staaten haben Louisiana erworben; sie haben sich erstaunlich hinter den Apalachen ausgedehnt, und strecken, bis zu den Küsten des Südmeers zu gelangen. Im Norden umfassen ihre Niederlassungen Mexiko; und es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie die Grenzen Louisiana's bis zu dem großen Fluß der Rorte hinführen streben werden. Als England die vereinigten Staaten besaß, sorgte es dafür, Madien und Florida mit denselben in Verbindung zu bringen; jenes durch den Tractat von Utrecht im Jahre 1713, dieses durch den Tractat von 1763. Durch diese doppelte Vereinigung vergrößerte England die Besiznahme der ganzen Ostküste Amerika's, von dem mexikanischen Meerbusen bis zum St. Lorenz-Flusse, und gleichzeitig trat es in den Besiz von Canada. Auf diese Weise hatte es dem Nachbarstaat geschenkt, auf den beiden Flanken seiner Colonie fremde oder feindliche Besizungen zu haben; es hatte diese beiden Arme an den Körper seines Domains befestigt, und dadurch die Absicht der Natur erfüllt.

Derselbe Plan wird der Besizsamkeit der vereinigten Staaten nicht mißgelingen. Schon haben sie ange-

sangen, sich mit den beiden Gleichen zu beschäftigen. Was Madien und Canada betrifft, so werden die vereinigten Staaten immer dahin streben, beide von England zu trennen, es sey nun auf dem Wege der Eroberung oder der Unabhängigkeit. Die schwache Bevölkerung der vereinigten Staaten hat den Engländern bisher diese Besitzungen erhalten; allein, wie will England dieselben vertheiligen, wenn eine ungeheure Masse amerikanischer Bevölkerung in die Thore einbringt! Von dem Tage an, wo die vereinigten Staaten ein Heer von 50,000 Mann auf die Seine bringen können, sind Madien und Canada für die Engländer verloren. Diese werden sich, in Hinsicht der Amerikaner, in einer Lage befinden, welche der gleichkommt, worin sie sich während in Frankreich befanden. Die Engländer werden in Canada seyn, wie sie in Frankreich waren, so lange sie die Gascogne und die Normandie besaßen; oder wie die Schweden in Finnland, seitdem es ein Poretsburg gab: wiewohl mit dem Unterschiede, daß die Gascogne und Finnland sich einige Meilen von England und Schweden befinden, anstatt daß die vereinigten Staaten vor den Eingebornen Canada's stehen, und England tausend Stunden davon entfernt ist. Kurzgedruckt muß man die Kosten, welche dieser Krieg für beide Staaten nach sich ziehen wird; denn es springt in die Augen, daß jeder Krieg in Amerika den Engländern unendlich mehr kostet, als den vereinigten Staaten. In der That, es würde wünschenswerth seyn, zu wissen, wie viel der letzte Krieg in Canada den Engländern gekostet hat!

Es ist demnach erwiesen, daß die vereinigten Staa-

ten über kurz oder lang den Norden von Amerika beherrschen werden. *)

Aber was wird aus diesem Bundesstaat werden? Wird er beisammen bleiben und die republikanische Form beibehalten? Ist er bestimmt, den alten Grundsatz zu widerlegen, daß die Republik in eben dem Maße verschwindet, in welchem sie sich vergrößert? Wird eine Regierung, welche sehr gut für eine Bevölkerung von vier bis acht Millionen paßt, auch für einen gleichzeitigen und zusammengezogenen Gebietsumfang, auch für eine weit größere Bevölkerung passen, und für eine unermessliche Ausdehnung? Wird, wenn ein sehr großer Theil dieses Bundesstaates sich hinter ungeheuren Gebirgsketten befindet, wie die Apalachen sind, der Theil, welcher auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge wohnt, nicht beisammen bleiben und unabhängig von jenem leben wollen? Die Nähe der vereinigten Staaten bei ihrer ersten Eiltung, ihre Lage am Meere, die ihre gegenseitigen Mittheilungen erleichterte, hat ungemein viel zu ihrer Vereinigung in einen einzigen Staatskörper beigetragen; allein gegenwärtig, wo diese Staaten sich tiefer ins Land hineinstrecken, wo die Entfernungen sehr bedeutend geworden sind, wo man, um zu einem andern zu gelangen, schwindige Gebirge übersteigen muß — gegenwärtig werden sich die vereinigten Staaten zu einander verhalten, wie Italien und Spanien zu Frankreich. Durch die Kraft der Dinge müssen die gegenseitigen Bande erschlaffen; wie stark ein Tau auch sey, es bricht in seinem Wendepunkt, sobald es allzu lang wird.

Die vereinigten Staaten sind keine ausgebildeter

Staat. Sie wachsen; und dieß ist alles, was man mit Sicherheit von ihnen sagen kann. Wo dieß Wachsthum endigen und was es hervorbringen werde, wer vermag das zu bestimmen? Amerika's Bevölkerung bewegt sich mit Leichtglut durch die größten Räume, und allenthalben erkundet sie sich nach den besten Mitteln, sich auszubilden und zu fixiren. Ihr Namen ist noch nicht gemacht. Aber er wird sich machen und ausfüllen, und wenn er ausgefüllt ist, wird er sich theilen. In jetzt verlassenen Gegenden werden sich Städte erheben, wie Philadelphia und Boston. Wie diese sich vor 150 Jahren auf dem wilden Strande Amerika's bildeten, so werden auch jene sich bilden; und wenn die Bewohner der letzteren in ihrem Schooße alles das finden, was Boston und Philadelphia fanden, als sie sich von London losrissen: so werden sie sich auf gleiche Weise von Boston und Philadelphia trennen; denn man sucht nie in der Weite, was man in der Nähe hat. Allzu große Staaten, wie Rußland, das spanische Amerika und die vereinigten Staaten bleiben zusammen, weil sie nicht hinlänglich bewohnt sind; bewohnt man sie, so trennen sie sich. Wo ist die Regierung, welche den Angelegenheiten von hundert Millionen Menschen genügen kann! wo das Auge, welches der Bewegung einer solchen Masse folgen, der Kopf, welcher sie leiten, der Arm, welcher sie zusammenhalten könnte! Von dem Tage an, wo Rußland hundert Millionen zählt, theilt es sich, und die bedauernden Schritte, die es in Europa und in der Civilisation that, sind eine Vorbereitung zur Trennung in mehrere Staaten. China macht ein

Ausnahme von dieser Regel; aber es macht sie nur, weil dies Nicht überhaupt eine Ausnahme bildet. Die Regierung liegt mehr in den Sitten, als in den Menschen, mehr in den Ceremonien, als in den positiven Gesetzen; und in China thut man mehr aus Nachahmung, als auf Befehl.

In dem entgegengesetzten, aber von aller Wahrscheinlichkeit entbloßten Falle, daß sich der Verein erhalten sollte, würde sich die Regierungsform verändern, aber es müßten sich die Begriffe von allem, was die Menschen regiert, verändert haben. Es scheint aber allen Regeln der Wahrscheinlichkeit angemessen, daß die vereinigten Staaten thun werden, was England hätte thun sollen, um Amerika zu retten; nämlich einen Thron errichten, anstatt hundert tausend Mann und zwei Mil. Har den (Franken) daran zu setzen, gegen alle Vernunft und Wahrscheinlichkeit. Die vereinigten Staaten werden thun, was auch Frankreich hätte thun sollen, um Canada zu behaupten; ein französischer Prinz, in Canada anseßig gemacht, würde dies Land für Frankreich erhalten haben, anstatt daß die französische Regierung es den Engländern zuwarf, weil sie wollte, daß es zu Frankreich gehören sollte. Es ist an den vereinigten Staaten, diese beiden Schögriffe gut zu machen. Sie haben das Königthum in große Gefahr gebracht durch die Nachahmung ihres Congresses, die sich über ganz Amerika ausdehnt. Es kann dasselb mit Spanien scheitern; und dieses große Schauspiel, der Welt von einem Lande gegeben, das die edlern Metalle liefert, ist wohl geeignet, auf den Geist der Menschen einen

Eindruck zu machen, wodurch alle Regeln der Weisheit verstoßen werden, und um jeden Preis *).

Man muß abwarten, wie gut Die, welche so wenig vorhergesehen haben, Alles wieder zurecht bringen werden, wenn der Schaden geschehen ist; aber abdann wird man nicht weniger Beschrei erheben, als wenn es unter der Schutzhut der Unmöglichkeit selbst zu Stande gekommen wäre. Gibt es noch etwas Auffassenderes, als dieses Schauspiel selbst: so ist es die Unermesslichkeit Derer, welche ihm beistehen, als ob sie nichts haben verstanden **).

*) Es handelt sich hier um eine Sache, die sich in weiter Fern liegt. Ein Vorgesetzter scheint es nicht nöthig, darüber mehr Nachs zu machen. Wir bemerken nur, daß das Königthum sich abzuheben von sich selbst stellt, wo es Diktator wird, d. h. wo die Gesellschaft sich vollständig entscheidet, um Befehle zu erlassen. Mit einer Verdünnung von 30,000,000 werden die vortheilhaften Erzeugnisse des Goldes, eines Kinos haben, er können, mehr er wollen. Im französischen Reichthum bringt die Verbesserung vom Hinterlande die sogenannte Republik mit sich, allein diese wird in Mexico und Peru nicht lange bestehen.

Kamerl. des Herausg.

**) Die letzten Worte sind freilich sehr dankbar; unferntig aber will der Verfasser sagen: „man muß abwarten, welche Leistungen der Dinge möglich sind, nachdem die bisherigen aufgegeben ist; insofern ist nicht so unbedacht, als die Unmöglichkeit, wo mit die künftigen Vorkommnisse Europa's, vergrößert aber England, dem Vorrath der spanischen Colonien geben.“ Ist dies, wie wir nicht zweifeln, der Sinn, so läßt sich darauf folgendes anmerken: „Im hohen Grad, wo dieser Vorrath steht, war Europa viel zu sehr mit seiner eigenen Kultur beschäftigt, als daß es seine Aufmerksamkeit auch auf Amerika hätte richten können; und als

es im Jahre 1814 seine Unabhängigkeit von einem andern Staat erlangt hatte, da hatte das Volk eben so sehr um sich gegriffen, daß alle Hülfe vergeblich war. Ganz anders können die spanischen Americaner ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande nicht erlangen, ohne daß, wenigstens mit der Zeit, sich alle Veränderungen in Europa verbinden. Aber der Untergang des Königthums in spanischer America wird nie einen solchen Einfluß erfahren, daß ihn derselben der Untergang des Königthums in Europa zu vergleichen wäre; und zwar deshalb nicht, weil man dahin gekommen ist, zu begreifen, daß das Königthum zum Behn der Regierung gerade so steht, wie diese zum Behn der Gesellschaft. Selbst für das spanische America kann der Untergang des Königthums nur vorübergehend seyn. Es muß sich nämlich wieder zeigen, daß in der Person eines Präsidenten, und dann mit ihm nur getheilt Richter und Befehlshaber, wie das päpstliche Vorkaufsrecht der Gesellschaft es erfordert. Unendlich mehr das spanische America in ihm so viele Staaten zerfallen, als es ehemals eines Königreichs glich. Dies ist es und für sich sein Nachtheil. Will daraus aber ein großer Vortheil entspringen, so muß gleich ein sonst die Anlage zur Erblichkeit gemacht werden. Mit der neuen letzten Verfassung wird sich die Einheit des amerikanischen Gemeinwils ganz von selbst finden, nicht so sehr auf dieselbe Weise, wie in Europa; denn es läßt sich nicht verkennen, daß America gegenwärtig mehr als eine Gesellschaft mit jenem Europa hat, welches die Geschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts darstellt.

Anmerk. des Herausg.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Constantin der Große.

Der Beinamen des Großen wird nur von solchen Regenten erworben, die, indem sie durch ihre persönlichen Eigenschaften die ganze Gesellschaft mit sich fortreißen, bleibende Wirkungen hervorbringen, welche als eben so viele Denkmäler ihres Ruhmes bestehen. Nichts kann also weniger usurpirt werden, als dieser Name; und wenn die Kritik nach Tausenderten Anwendungen gegen die Rechtmäßigkeit eines solchen Gespinnstes macht, so kann doch nur daher rühren, daß sie sich nicht gehörig in die Zeiten versetzt, worin er erworben wurde. Zugesehen, daß ein Unterschied Statt findet unter den Regenten, welche in der Geschichte den Beinamen der Großen führen: so rührt dieser Unterschied doch niemals von den Mäxeln her, welche sie angewendet haben, daß Gebäude ihrer persönlichen Größe aufzuführen;

den diese Mittel waren wenigstens in so fern dieselben, als sie die Gerechtigkeit Anderer, sich ihnen unterzuordnen, nach ihrem ganzen Vermögen benutzten, um in dem Reichthum der Welt als die einzigen Reichbaren dazustehen.

Was den Imperator Constantia betrifft, so vergaßen Die, welche, durch Anführung minder lobenswerther Handlungen, seiner Monarchengröße Abbruch thun wollten, daß diese Größe auf einer dreifachen Schöpfung beruhet, die in den Zeiten, wo sie zu Stande gebracht wurde, gewiß höchst bewundernswürdig war. Diese dreifache Schöpfung war: 1. die Gründung einer neuen Hauptstadt; 2. die Einführung einer in sich selbst zusammenhängenden Verfassung, wie das römische Reich sie vor ihm nie gehabt hatte; 3. die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Dies alles hat die wichtigsten Folgen gehabt: Folgen, welche noch jetzt forsdauern, und Constantius Namen den entferntesten Jahrhunderten eben so zuführen werden, wie sie ihn dem unsrigen zugeführt haben; Folgen, die seine großen persönlichen Eigenschaften in einem solchen Glanze darstellen, daß die einzelnen Tugenden derselben nicht in weitere Betrachtung kommen. Eben deswegen nun wird es nöthig seyn, bei diesen einzelnen Momenten von Constantius Größe zu verweilen.

1. Es ist im letzten Abschnitte dieser Untersuchungen auseinander gesetzt worden, weshalb Rom nicht der Sitz der Regierung seyn konnte, wenn diese sich mit einiger Freiheit bewegen wollte; die großen Schwierig-

heiten, welche der Depositär der Einheit fand, seinen Willen als den allgemeinen aufzutragen, mußten um so mehr entscheiden, da sie seit zwei Jahrhunderten durch die geistliche Entfernung, worin sich die Imperatoren von Rom gehalten hatten, und durch das, in der engsten Verbindung damit stehende, moralische Versinken des römischen Volks erhöht waren. Es fanden für Constantin in dieser Hinsicht eben die Beweggründe Statt, welche Peter den Großen bestimmten, Moskau zu verlassen, und den Sitz der Regierung nach Petersburg zu verlegen. Bedenklich war die Sache allerdings; sie war es vorzüglich durch den Umstand, daß, da das römische Reich mehr Länge als Breite hatte, vor allen Dingen untersucht werden mußte, was weniger gefährlich sey, der Andrang der Hellenen, oder der der nördlichen Völker; es läßt sich auch nicht leugnen, daß durch die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Syzigie den letzteren ein bedeutender Vortheil gestiftet wurde: ein Vortheil, aus welchem alle die Veränderungen hervorgegangen sind, denen Europa seine gegenwärtige Gestalt verdankt. Allein es läßt sich eben so wenig leugnen, daß, wenn Rom der Sitz der Regierung geblieben wäre, die zunehmende Kraftlosigkeit der Regierung jene Umwälzung, von welcher sie bedrohet war, höchstens aufzuhalten, nicht hindern haben würde. Im Leben besteht die Weisheit sehr oft darin, daß man von zwei Uebeln das kleinere wählt; und darf der Erfolg entscheiden, so ist man berechtigt zu der Behauptung, daß Constantin, in der vollen Ueberzeugung, daß die Grundlagen des Reichthums sich nicht länger behaupten lassen,

es nur auf Rettung Dessen angelegt habe, was sich noch retten ließ.

In dieser Hinsicht war die Wahl des Ortes, den er zum Sitze der Regierung bestimmte, in der That bewundernswürth. Seligen in dem ein und vierzigsten Grade der Breite, beherrschte die neue Residenz von ihrem sieben Hügelu die entgegenstehenden Ufer Europas und Asiens. Das Klima war gesund und mild, der Boden fruchtbar, der Hafen sicher und geräumig, und der Zugang vom festen Lande her von geringer Ausdehnung und leichter Vertheidigung. Den Bosporus und den Hellespont kann man als die beiden Thore von dem gegenwärtigen Constantinopel betrachten. Aber in dem Besitze derselben war, konnte sie leicht gegen alle Angriffe zu Wasser verschließen, und sie eben so leicht den Handelsflotten öffnen; und da die dem Poros Euginus umwohnenden Barbaren alle die Küstungen einstellten, welche sie in einer früheren Periode nicht selten durch den Hellespont in das mittelländische Meer geführt hatten: so ist zu glauben, daß Constantins politischer Blick die vorzüglichste Ursache dieser Erscheinung, so wie der Erhaltung des östlichen Römerreiches bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhundert, gewesen sey. Waren die Thore des Bosporus und des Hellespont verschlossen, so schloß es der Hauptstadt noch immer nicht an den Mangel, welche das Bedürfniß, oder auch den Luxus ihrer zahlreichen Bewohner befriedigen konnten: die Seelüßen von Syrien und Babylonien hielten noch jetzt, wie östliche Asien über ihnen waltet, den Anblick üppiger Weinberge und reicher Kornfelder dar;

und die Propentis ist von jeher berühmt gewesen wegen ihrer unerschöpflichen Fülle an Fischen, die zu gewissen Jahreszeiten ohne Mühe und Arbeit gefangen werden. Dem Handel geöffnet, führten die beiden Meeresengen aus dem Norden und Süden alle natürlichen und künstlichen Erzeugnisse herbei, ohne welche eine Hauptstadt nicht das volle Leben gewinnen kann, das zu ihrem Wesen gehört. Mit Einem Worte: wie die Lage von Constantinopel einzig ist, war der Gedanke, es zur Hauptstadt des römischen Reiches zu erheben, umfassend und groß.

Die Schwierigkeiten, welche Constantin zu überwinden hatte, ehe er als Sieger dastand, scheinen ihn erregt zu haben; denn, obgleich der Wunsch, der römischen Regierung einen festen Sitz zu geben, gewiß schon früher in seiner Seele war, so hing die Erfüllung dieses Wunsches doch ungetrennt mit Ansichten zusammen, welche der längere Aufenthalt in diesen Gegenden gewährte. Wie sich selbst darüber im Reinen, daß er der Erbauer einer neuen Hauptstadt werden müsse, sah Constantin Alles daran, um seinen Zweck in der möglichst kürzesten Zeit zu erreichen. Um die Bemühten für seinen Plan zu gewinnen, trug er kein Bedenken, denselben das Werk einer göttlichen Eingebung zu nennen; und obgleich er selbst sich nicht weiter darüber erklärte, so schloß es doch nicht an Personen, welche ausgaben, der Imperator habe, als er zum ersten Male in den Mauern von Byzanz geschlafen, eine Erscheinung gehabt, nämlich die des Schutzgeistes dieses Ortes, der sich vor seinen Augen aus einer bejahrten und schwäch-

lichen Matrone in eine blühende Jungfrau verwandelt habe *). Der Imperator selbst, an der Spitze einer feierlichen Procession, bestimmte den Lauf und die Gestalt der Stadt, so, wie beide noch jetzt sind, wenn man die Verstädter Pera und Galata abschneet. Constantin erbaute dreißehn Kirchen, von welchen zwölf ausgebaut, die dreizehnte mit Säulenhainen besetzt wurde. Erleichtert wurde der Bau durch die Nähe der Materialien, indem die Wälder, welche die Hüte des Pontus umgaben, das Holz, die Strauchbrüche der kleinen Insel Proconnesus den Marmor lieferten. Nähe hatte Constantin, in dem großen Reichthum so viele Baumeister zu finden, als nöthig waren, seine Angebots zu befriedigen: ein sicherer Beweis von dem Verfall des gesellschaftlichen Zustandes in diesem Reiche. Einen Maassstab für die Kosten, welche das große Werk erforderte, giebt die, auf die Erbauung der Mauern, Thulengänge und Wasserleitungen veranschlagte Summe von ungefähr sechs Millionen Thalern. Die Kunstschätze, welche die neue Hauptstadt erhielt, verbauchten ihrer Entstehung einer früheren

*) Dies ist indess nur die Ausgabe heidnicher Schriftsteller. Theophrast und Plutarch, welche den Zeiten am nächsten leben, erklären sich über die göttliche Eingebung nur in allgemeinen Ausdrücken. Aufserdem kannte Constantius kein Zeitalter. Für solche goldenen Zeitalter war er nicht mehr, und die Dummheit hat es nicht, „daß die Vergelt das Verricht habe, den Heiligen der Erde durch die Verurteilung des Bösen mit dem Bösen zu machen.“ entzog sich noch mit vieler Umwendung.

Zeit; denn, da es unmdglich war, den Genius eines
Phidias und Kysippos zum zweiten Male zu erzeugen, so
blieb nichts anderes übrig, als die Bedrte Griechi-
lands und Asiens ihrer Zierden zu berauben. Hierbei
ist nichts so merkwürdig, als die Gleichgültigkeit, wor-
mit sie sich von denselben trennten: eine Gleichgültig-
keit, welche nur das Werk einer langen Unterdrückung
und der gänzlichen Trennung des bürgerlichen Rechts
von dem Staatsrechte seyn konnte. Die Hilsakulen
von Dichtern und Heroen, von Helden, Dichtern und
Philosophen, wanderten nach Konstantinopel, wo sie
theils auf öffentlichen Plätzen, theils in den Palästen
der Großen aufgestellt wurden; und, nach der Bemerk-
ung des Eudemos, „sah ich in den Ringmauern die-
ser Stadt alles wieder, bis auf die Geister Dorer, die
nen solche Denkmäler errichtet waren.“ Kein Wunder!
Denn was einem großen Manne, wie Konstantin war,
auch immer gelingen möge, so kann ihm doch nichts
von Dem gelingen, was sich nur im freien Aufschwunge
der Gemüther erhebt. Hundert Jahre nach Konstanti-
nepels erster Gründung zählte man dafelbst ein Capitol
(worunter ein Universitäts-Gebäude gedacht werden
muß), einen Circus, zwei Theater, acht öffentliche und
hundert und fünf und dreißig Privat-Bäder, zwei und
fünfzig Schenkungsläge, fünf Magazine, acht Wasserleitun-
gen, vier geräumige Häfen, in welchen sich der Senat,
oder die Gerichtshöfe versammelten, vierzehn Paläste,
und viertausend dreihundert und acht und achtzig Hän-
ser, welche sich durch Größe und Schönheit von den
Häusern gemeiner Bürger unterschieden; und diese

Schöpfung war die unmittelbare Folge des von Constantia gegebenen Antriebes.

Außerordentliche Mittel mußten angewendet werden, um der Hauptstadt eine angemessene Bevölkerung zu geben, da Constantia seine Schöpfung gestiegen wollte. Nun fehlte es freilich nicht an Vornehmen, welche sich bereden ließen, ihren bisherigen Aufenthalt in einer von den großen Städten des Reiches gegen den von Constantinopel zu vertauschen; allein falsch ist die Behauptung, daß vorzüglich der römische Adel dem Imperator gefolgt sey: denn gerade in ihm war die Abhänglichkeit von der alten Hauptstadt des Reiches vorherrschende Neigung, und außerdem war dem Imperator an dessen Erwerbung gemäß das Wenigste gelegen. Nichts unbedeutend waren übrigens die Vortheile, die man durch eine Niederlassung in Constantinopel gewann; denn nicht genug, daß der Imperator seinen Bedlingen die von ihm erbauten Paläste schenkte, statete er sie auch mit Ländereien oder Gehalten aus, ohne ihnen eine andere Bedingung aufzulegen, als die Erhaltung ihres Hauses in der Hauptstadt. Auf diese Weise kam ein großer Theil von den Staatsdomänen schon in die Hände der Vornehmen. Außer diesen aber wanderten aus allen Provinzen des Reiches viele Wohlhabende in Constantinopel ein, überzeugt, daß sie daselbst eines höhern Maßes von Freiheit genießen würden, als in den Provinzial-Ordnern, wo sie der Willkür der Prefecten Preis gegeben waren. Unendlich war die Zahl Deter, die keine andere Bestimmung kennen, als Erwerb und Gewinn: der Kaufleute, der Künstler, der

Handwerker und der Bedienten; denn wo eine Regierung ihren Sitz aufschlägt, da geht ein großer Theil des öffentlichen Einkommens auf die arbeitende Classe über, welche eben deswegen in den Hauptstadtten am besten gebeliet. Dies nicht gehörig erkennend, oder auch fortgerissen von dem Wunsche, seine Hauptstadt in der möglich-kürzesten Zeit ausblühen zu sehen, fügte Constantin seinen übrigen Begehren auch noch die hinzu, daß er den jährlichen Korn-Tribut, welchen Aegypten bis dahin hatte an Rom entrichten müssen, seiner Schöpfung zuwenden: ein Verfahren, wodurch er der neuen Hauptstadt viele von den Schrecken einsperrte, welche bisher nur der alten eigen gewesen waren. Am Tage der Einweihung erhielt das alte Aegypten die Benennung von Neu-Rom; ein Edict des Imperators, auf eine Säule von Marmor eingegraben, sollte diese Benennung verewigen. Gleichwohl wurde in der Folge die Stadt nach ihrem Erbauer benannt, indem die Dankbarkeit der Zeitgenossen den Ausschlag über seine Befehle gab *).

2. In der neuen Hauptstadt beabsichtigte Constantin einen festen und bleibenden Sitz für die Regierung, nachdem eine zweihundertjährige Erfahrung gelehrt hatte, daß Rom einen solchen nicht abgeben könne. Die Ausbildung der Regierung selbst schloß sich an die Erbauung

*) Diese Benennung hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten; denn das *Constantin* oder *Constantinopol* der Lateiner ist nur eine Uebersetzung von *neue rom*, wodurch Constantinopel bezeichnet wird.

bisher Hauptstadt an. Hierbei nun handelte es sich um nichts Geringeres, als der Monarchie eine Stütze zu geben, welche sie bisher nicht hatte gewinnen können. Was auch Diocletian für diesen Zweck geleistet haben mochte, so hatte seine Schöpfung doch den Fehler in sich geschlossen, daß die ideale Einheit in ihr nicht zur Wirklichkeit geziehen war; denn die wirkliche Einheit ist nur da vorhanden, wo alles, was Macht genannt zu werden verdient, in den Händen eines Einzigen zusammengefaßt ist. Jener Fehler war dadurch beseitigt worden, daß Constantin, nach und nach, über alle seine Mitregenten und Nebenbuhler gesetzt hatte. Um ihn für immer zu verbannen, mußte man auf Mittel denken, dem Staats-Chef eine Stellung zu geben, worin er sich ohne große Mühe behaupten konnte; möglich war dies aber nur in so fern, als es eine Auflösung der Gewalt, eine Staats-Demarchie gab, in welcher jedes Mitglied der Regierung einen Platz einnahm, der es eben so abhängig von dem Staats-Chef, als unschädlich, oder auch nützlich, für denselben machte.

Zu diesem Endzweck wurde vor allen Dingen das Reich in vier große Präfecturen getheilt, von welchen jede ihre Diöcesen hatte, die wiederum in Provinzen zerfielen. Die vier Präfecturen waren die des Orients, Illyricums, Italiens und Galliens. Von ihnen war die des Orients die bedeutendste; denn sie umfaßte fünf Diöcesen, welche, acht und vierzig Provinzen in sich schließend, von den Katarakten des Nil bis zu den Ufern des Rheins, und von den Gebirgen Thraciens bis zu den Grenzen Persiens reichten, und die Benennungen

der Diöcesen des Orients, Aegyptens, Syriens, des kaiserlichen Pontus und Thraciens führten. Die zweite Praefectur umfaßte die beiden Diöcesen Macedonien und Thracien, und zerfiel in die Provinzen, welche zusammen Asien, Macedonien, Griechenland und Creta in sich begrieffen. Die dritte Praefectur hatte ihr Machtgebiet nicht bloß in Italien, sondern auch in Rhodien bis zu den Mündungen der Donau, in den Inseln des mittelländischen Meeres, und in demjenigen Theile von Afrika, welcher zwischen den Strömen von Cyrene und denen von Zingirama liegt; sie enthielt drei Diöcesen: nämlich Italien, Syrien und Afrika, und in diesen neun und zwanzig Provinzen. Die vierte Praefectur endlich, Gallien, Britannien, Spanien und die keltischen Inseln umfassend, hatte drei Diöcesen, und in diesen neun und zwanzig Provinzen.

Beim Uebergange dieser Eintheilung nahmen diejenigen Beamten, welche an die Spitze der Praefecturen gestellt waren, den ersten Rang nach dem Imperator ein; mit dem größten Rechte, da sie ehemalige Königreiche verwalteten. Sie führten den Titel von Praefecten der kaiserlichen Wache (*praefecti praetorio*), waren aber von aller Militär-Gewalt geschieden und in sich selbst nur Civil-Regenten. Unabhängig von ihnen waren die Praefecten der beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel, weil der Ursprung derselben und die enge Verbindung, worin alle Verhältnisse einer starken Bevölkerung liegen, dies mit sich brachten. Die Beschränkung der Praefecten auf die Civil-Regierung hatte ihren Grund in dem Mißbrauche, welchen viele von ihnen, so lange sie das

Minde mit dem Reich vermaigten, von ihrer Gewalt sich erlaubt hatten. Als Stellvertreter des Monarchen führten sie die Oberaufsicht über die Gerechtkeitspflege und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Die Wäpse, die Sicherheit der Heerstraßen, die Posten, die Vorrathshäuser, die Manufacturen, mit Einem Worte, alles, was die allgemeine Wohlfahrt anging, war ihrer Sorge vertraut. Dabei hatten sie das Recht, die Edikte des Imperators zu erklären und, den Umständen nach, sogar abzuändern. Alle Appellationen von untergeordneten Behörden gelangten an sie, und sie entschieden in letzter Instanz. Ihr Gehalt entsprach ihrer Würde, und gefährlich konnten sie nur in so fern werden, als sie, vom Volkgez, gehiert, ihren hohen Posten zur Verwässerung benutzten, vorzüglich indem sie sich besleichen ließen.

Nach ihnen kamen, der Rangordnung nach, die an die Spitze der Didresen gestellten Beamten. Sie führten den Titel der Vicarien oder Vic. Praefecten; und schon diese Benennung zeigt, daß sie den Praefecten untergeordnet waren. Da es im Reiche nur dreizehn Didresen gab: so gab es auch nur dreizehn Vicarien.

Auf sie folgten die Provincial-Gubernäre unter verschiedenen Benennungen. Da das ganze Reich in hundert und sechzehn Provinzen getheilt war, so stand an der Spitze jeder einzelnen Provinz zwar ein Gubernäre, aber in dreien führte er den Titel eines Praefecten, in sieben und dreißigen den eines Consularen, in

fürsten den eines *Correctors* *), und in ein und sechs-
 zig den eines *Präsidenten*. Die Mannichfaltigkeit die-
 ser Titel hatte ihren Grund ausschließlich in der Eifersucht
 und Feindschaft der kaiserlichen Räte. Zur Erhaltung
 des Friedens und der Ordnung waren die *Gubernäre*
 in den Provinzen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit
 betraut; allein sie hatten weder das Recht eine ge-
 fällte Sentenz zu mildern, noch dem verurtheilten Ver-
 brecher die Wahl seiner Hinrichtung zu überlassen: die-
 ser Vorzug gehörte den *Präsidenten*, welche zugleich die
 schwere Geldstrafe von 50 Pfund Gold auflegen durf-
 ten, während ihre *Secrarien* auf Geldstrafen von weni-
 gen Unzen beschränkt waren. Allgemeines Gesetz für
 die *Provincial-Gubernäre* war, daß sie nicht in der
 Provinz, an deren Spitze sie gestellt worden, gehoren
 sein durften; und ein positives Gesetz verbot ihnen und
 ihren Söhnen, sich mit einer Eingebornen zu vermählen
 und innerhalb des Umkreises ihrer Jurisdiction Sla-
 ven, Ländereien und Häuser zu kaufen: Beschränkun-
 gen, deren Zweck nicht zu verkennen ist, die aber nie
 das Mindeste leisteten, weil die Geringheit jener Beschrän-
 kungen sich überall Bahn bricht, wo sie nicht durch die
 Achtung für die öffentliche Meinung gestützt wird.
 Das Schrecklichste bei diesen Anordnungen war und
 blieb, daß die Jure des Vaterlandes gänzlich ausging
 in der Jure des Fürsten, und daß den ersten Staats-

*) Dahn hat noch jetzt in Spanien ähnliche Titel eines *Co-
 regidor*.

beamtet keine andere Tugend gestattet war, als die des blindesten Gehorsams gegen den Imperator.

Durch die Absonderung des Militärs vom Civil entstanden ganz neue Militär-Ämter. Es gab einen Generalissimus, der den Titel eines *magister utriusque militiae* führte. Unter diesem standen die *magistri peditum* und die *magistri equitum*, oder Generale des Fußvolks und der Reiterei. Anfangs beschränkte sich die Zahl derselben nur auf zwei; allein sie wurde erst verdoppelt und dann vervierfacht, weil die Beschäftigung der Truppen am Rhein, an der Ober- und Nieder-Donau und am Euphrat dies zu erfordern schien. Unter diesen Generalen standen die *comites* und *duces*, welche, der Zahl nach fünf und dreißig, sehr ungleich vertheilt waren; denn drei von ihnen standen in Britannien, sechs in Gallien, Einer in Spanien, Einer in Italien, fünf an der Ober-, vier an der Unter-Donau, acht in Asien, drei in Aegypten und vier in Afrika. Der Titel *comes* hatte den Vorrang vor dem Titel *dux*, indem dieser schlechtweg einen Befehlshaber im Militär, jener hingegen einen von dem Imperator benannten und ausgezeichneten Befehlshaber bezeichnete *). Nach unterschieden sich die *comites* von den *duces* theils durch einen goldenen Gürtel, theils durch eine Befestigung, die sie in den Stand setzte, hundert und neunzig Bediente und hundert und fünf und achtzig Pferde zu un-

*) Auch diese Eigenthümlichkeit hat sich am längsten in Spanien erhalten, wo der *Conde* bis ins 17te Jahrhundert über den *Duque* stand.

verhatten. Verbieten war ihnen, sich in die Verwaltung der Justiz und des öffentlichen Einkommens zu mischen; dafür aber waren sie auch unumschränkt in dem Befehl über ihre Truppen.

Man sieht hieraus, daß für das Milite und für das Civil dieselbe Abtheilung Statt fand. Die Rangordnung noch genauer zu bestimmen, wurden Benennungen geschaffen, die, ob sie gleich in der römischen Sprache begründet waren, einen Cicero zum Lachen bewegen haben würden. Dies waren die von Illustri, Spectabilis und Clarissimus: Praedicate, von welchen das erste den Praefecten und dem Generalissimus, das zweite den Vice-Praefecten und den Generalen des Fußvolks und der Reiterei, das dritte den Provincial-Gouverneuren und den Comitibus und Ducibus zulang. Die Rangordnung selbst war das Fußgestell für den Imperator. Auf dem Forum von Constantinopel stand auf einer Unterlage von Marmor eine porphyrene Säule, welche aus zehn Säulen zusammengefaßt war, deren jedes zehn Fuß Höhe und umgefaßt von und dreißig im Umfange hatte; und auf dem Gipfel dieser Säule, hundert und ein und zwanzig Fuß von der Erde, befand sich eine Colossal-Statue des Apollo, welche für ein Werk des Phidias galt, und den Gott des Tages mit dem Scepter in der Rechten, mit der Erdkugel in der Linken, und mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte darstellte. Dies Kunstwerk veranschaulichte die politische Schöpfung Constantin.

Die Sicherheit, welche für ihn aus der Trennung des Militärs vom Civil hervorging, wurde noch ver-

mehrt durch die Art und Weise sich zu umgeben. Diocletian hatte in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen; indem er sein Kaiser von dem persischen Hofe entlehnt hatte. Constantin bildete Diocletians Schöpfung weiter aus, indem er seinen beständigen Aufenthalt zu Constantinopel zur Einführung morgenländischer Sitten benutzte. Seinen Minister, von welchen jeder das Prädicat *Majest* führte, waren die unantastbaren Werkzeuge des Imperators, und ihrer Treue waren sein Leben und seine Sicherheit empfohlen *). Oben an stand der *Comes S. Palatii*, nach gegenwärtigem Sprachgebrauch der Oberkammherr oder Oberhofmeister; er war ein Eunuch, der dem Imperator nie von der Seite wich und ein Heer von *Officiarios* unter sich hatte, von denen die, welche für die Tafel und die Kleiderkammer des Imperators Sorge trugen, die Vornehmsten waren. Auf ihn folgte der *Magister Officiorum*. Dieser empfing alle Appellationen von Personen, welche die Autorität gewöhnlicher Richter nicht anerkannten; und dabei führte er die Correspondenz zwischen dem Kaiser und dessen Unterthanen durch vier Büreau's oder so genannte *Scrinia*, in welchen hundert und acht und vierzig Schreiber arbeiteten, die von vier Directoren beschäftigt wurden. Die Correspondenz wurde in römischer und griechischer Sprache geführt,

*) Orosius giebt zwar an, dass der Kaiser, da diese letzten Zeitraum hindurch auch in Deutschland fortgedauert haben, zuletzt in der Gestalt der sieben Kurfürsten,

führt, und unter den Angestellten gab es Dolmetscher, welche gebraucht wurden, so oft die Abgesandten barbarischer Völker in Constantinopel erschienen. Doch war der *magister officiorum* am wenigsten durch die aufdringlichen Angelegenheiten des Reiches beschäftigt; denn im vierten Jahrhundert gab es keine Spur von einem Gleichgewichts-System, das jeden Augenblick beruhen will, wenn es fortauern soll. Bei weitem mehr war seine Sorge auf die vielen Anwesenheiten des Reiches gerichtet, weil in vier und dreißig Städten regelmäßige Compagnies von Arbeitern unterhalten wurden, die unablässig die Zeughäuser mit Waffen und Maschinen anfüllten. Der dritte Minister führte den Titel eines Quästors, was sein Geschäft war, die Reden für den Kaiser aufzulegen: ein Geschäft, welches ihn zum Urheber aller Edicte, zur Urquelle aller Civil-Jurisprudenz, und zum Vertreter der gesetzgebenden Macht erhob (um den Sprachgebrauch der Neuteren anzudeuten). In mehr als Einer Hinsicht könnte man ihn mit einem modernen Kaiser vergleichen, wiewohl es am Hofe von Constantinopel noch kein großer Siegel gab. Der Finanz-Minister am Hofe Constantins führte den Titel eines *comes sacrarum largitionum*; unstreitig, weil alle Zahlungen als etwas betrachtet wurden, das aus der freien Güte des Imperators abfließe. Sein Bureau zerfiel in elf Abtheilungen, und wurde von mehrern Hundert Personen bearbeitet: eine Zahl, welche in eben dem Maße anschwell, worin man zu der Einsicht gelangte, daß es weit bequemer sey, den Schatz leeren, als ihn füllen zu lassen. Außer dem

Verwalter des öffentlichen Schatzes gab es auch einen *comes rei privatae principis*, welcher die allgemeine Aufsicht über die Domänen des Staats-Erbes in allen Theilen des Reiches führte: Besitzungen, unter welchen die von Cappadocien von so großer Bedeutung waren, daß sie einen eigenen *comes* beschäftigten. Zuletzt in der Reihe der Minister kamen die beiden *comites domestici*, d. h. die Oberbefehlshaber der Handtruppen, welche zusammen dreitausend Mann ausmachten, und in sieben so genannte Schulen oder Corps getheilt, die aus lauter Armeniern bestanden. Unter diesen Schulen gab es zwei, welche den Titel der beschützenden hatten, weil sie den Dienst in dem Innern des Palastes verrichteten und von Zeit zu Zeit in die Provinzen gesendet wurden, um die Befehle ihres Herrn mit Eile auszuführen.

Es bezieht sich mit dem Organismus der Regierung von Constantinopel; und man bemerkt leicht, daß darin alles nur auf die Sicherheit des Monarchen, und auf die Unbedenklichkeit des Antriebes berechnet war. Auch Constantin schaffte das Consulat nicht ab, sey es aus Achtung für die alte Würde dieses ersten Staatsamtes, sey es, um neben den Consuln dieselbe Herrlichkeit hervorzurufen. Wie Rom, aber zugleich auf Roms Namen, erhielt auch Constantinopel jährlich seine beiden Consula, nur daß sie keine andere Bestimmung hatten, als dem Kaiser seine Besennung zu geben. Der Imperator selbst ernannte sie. In einem purpurnen Gewande, das mit Gold und Seide gestickt war, erschienen sie, am Morgen des ersten Januar, in

Begleitung der vorerwähnten Beamten, auf dem Forum. Hier ließen sie sich nieder auf einen eisenen Sitz, welcher nach alter Form gearbeitet war; und nachdem sie einem vorgesetzten Sklaven die Freiheit gegeben hatten, zogen sie sich in den Schatten des Pfeilvorhangs zurück, um, wenn sie wollten, ein ganzes Jahr hindurch eine leere Stube zu genießen. Selbst das Patriat wurde durch Constantin aufs Neue belebt, wenn gleich nicht als eine erbliche Würde, und als ein Mittel zur Vertheidigung des Monarchen. Es wurde auf Lebenszeit ertheilt, und gewährte seinen Inhabern den Rang über alle Großbeamten des Reiches und einen freien Zutritt zu dem Imperator. In der Regel bekleideten abgetriebene Könige diese Würde; und dies war meistens die Ursache, weshalb die Abkürzung des Wortes in einem so hohen Grade verachtet wurde: denn man dachte sie sich als die adoptirten Väter des Imperators und der Republik. Was in Rom einen Sinn gehabt hatte, verlor denselben durch die Verpflanzung nach Constantinopel; alsdaß wenn man den Geist verschiedener Jahrhunderte mit einander vergleicht, so macht man leicht die Entdeckung, daß in dem Bildungsgange des menschlichen Geschlechtes Erscheinungen vorkommen, welche denen nicht unähnlich sind, die man an Wesen weit tieferen Ranges wahrnimmt, wenn sie, von Verwandlung zu Verwandlung fortwährend, zuletzt etwas ganz anderes werden, als sie in ihrem ersten Ursprunge gewesen sind. Auf wie manchem Polypen geschlecht mag in der That im Verlaufe der Zeit eine bewunderbare Zahl geworden seyn!

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Constantins Schöpfung die letzten Keime der Anti-Monarchie aufgeht wurden. Da man aber zur Erhaltung des politischen Lebens weit mehr darauf bedacht seyn muß, die Gegenkraft zu regeln, als sie zu vernichten: so konnte es nicht fehlen, daß eben diese Schöpfung den Untergang des Reiches beschleunigte. Wie die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Constantinopol dahin wirkte, ist eben bemerkt worden. Es wurde aber dieselbe Wirkung auf vielen anderen Wegen hervorgebracht. Die strenge Sonderung des Civils vom Militär hatte die traurige Folge, daß beide sich auf mannichfaltige Weise bekämpften; zum Verderben des Soldaten, der in eben dem Maße unverschämter wurde, in welchem seine regelmäßigen Beibrungen unersüllt blieben *), und zum noch größeren Verderben des Bürgers, der, von der Last der Einquartierungen erdrückt, wo nicht die Lust zu leben, doch allen Patriotismus verlor. Nachtheiliger noch war die Verminderung der Legionen, die, nachdem sie sich so viele Jahrhunderte hindurch auf der Zahl von 6000 gehalten hatten, nicht auf ein Sechstheil zurückgebracht werden konnten, ohne alles Selbstvertrauen einzubüßen. Bald wurde der Dienst so verhaßt, daß man sich durch Verschömelungen von denselben zu befreien suchte. Die Aufnahme von Sklaven in denselben fand

*) Ammonius Marcellinus, dieser Litterat seiner Zeit, schiltet die römischen Soldaten des vierten Jahrhunderts sehr treffend mit den Worten: *Ferox est miles in pace et rapax, ignavia vero in hostes et hostes.* Lib. XXII, c. 4.

keine Schwierigkeiten mehr; ohne Bedenken aber nahm man Barbaren an, weil man fühlte, daß sie die meiste Sicherheit gewährten in einer Zeit, wo es unendlich geworden war, für zwei und vierzig Goldstücke Den zu finden, durch welchen man sich zu erlösen hoffte. Schon spielten Ausländer die ersten Rollen im römischen Militär; denn die Namen der Tribunen, der Comites und Duces, und selbst der Generale, verrathen einen barbarischen Ursprung, den man nicht mehr zu verhehlen suchte. Nicht selten mußten diese ihre eigenen Landeskrieger bekämpfen, welches sie immer nur mit halbem Herzen thun konnten, und nie ohne den Verdacht, sie eingeladen, oder auf ihrem Rückzuge verschont zu haben.

Allen diesen Ursachen des Verfalls kam eine erschöpfende Finanzverwaltung zu Hülfe. Die Bedürfnisse der Regierung nahmen in eben dem Maße zu, in welchem sie alles umfassen, alles nach ihrem Willen leiten wollte. Ein allzu zahlreiches Personal in allen Zweigen der Verwaltung verzehrte also das Mark des Landes; das ganze römische Reich wurde in einen Oligarchen-Staat umgeschaffen; und mit dem Verschwinden aller der Freiheit, worauf vernünftige Wesen Anspruch machen dürfen, verschwand die Begehrtheit, um der Herrsch Platz zu machen. Überall zeigte sich, daß die Regierung nicht für die Gesellschaft, sondern diese für jene da seyn sollte. Eine feile Gerechtigkeitssphäre vermehrte die Uebel; und die Einführung der Gelder tödtete den letzten Ueberrest von edler Besinnung und Aufschwung des Gemüths. Nur die Größe des Reiches machte den Verfall desselben unsichtbarer, eher

daß er deshalb minter Staat gefunden hiet. Das einzige Lebende lag im Christenthum; und da Constantin sich um die Welt das bleibende Verdienst erworben hat, es zur Staats-Religion erheben zu haben: so ist es Zeit, daß wir, in dieser Würdigung seiner Schöpfung, diesen wichtigen Punkt berühren.

1. Es scheint eine mößige Frage zu seyn: was den Imperator Constantin bewegen habe, sich erst zum Beschützer des Christenthum aufzuwerfen und, als unumschränkter Monarch, eben dieses Christenthum zur Staats-Religion zu erheben. Jedes Jahrhundert hat seinen eigenthümlichen Geist und Charakter; und nur derjenige Regent kann des Erfolges gewiß seyn, der diesem Geiste und Charakter gemäß handelt. Selbst wenn man annehmen wollte, Constantin sey gegen die Lehren des Christenthums persönlich gleichgültig gewesen: so würde seine Lage, als Cäsar von Gallien, Britannien und Spanien, ihm nicht gestattet haben, in dieser Gleichgültigkeit zu verharren. Die Nothwendigkeit eines Aufhebungspunktes für einen Monarchen beachtet es mit sich, daß Constantin sich einer Parthei annahm, die, nach dem Aufsteigen Diocletians aus der Reihe der Imperatoren, die unterdrückt war. Die neue Haltung, welche sie in seinem Schutze fand, wurde von ihr reichlich zu rückgezogen; und diese Haltung war gerade das, was der Sohn des Constantius in seinem Verhältnisse zu dem Galerius am meisten bedurfte. Die Vortheile also, welche das Christenthum gewährete, waren an und für sich hinreichend, den Constantin für dasselbe zu gewinnen. Nur durch eine fluge Verrechnung der Gegenkräfte

konnte er abgehalten werden, sich beim ersten Vorzuge seiner Regentenbahn über seine wahren Absichten zu erklären: erst mußten die Christen ihm zur Unumschicklichkeit verhelfen, wenn er es wagen sollte, um theuerwillen allen dem Vorurtheilem Lenz zu bieten, welche den Polytheismus noch immer vertheidigten. Das Kirchenfürstthum, dem eigenen Leidenschaften halber, von seinen Träumen und Visionen erpölet, mag auf sich beruhen; genug, daß Uebergänge aufgefunden werden mußten, um einen Schritt zu rückzuführen, der, unvorbereitet, ohne Erfolg geblieben seyn würde. Als nun nach der Besitzung des Reichthums alle Zwecke des ehrsüchtigen Monarchen erreicht waren, und es nur darauf ankam, die glücklich ererbte Herrschaft zu sichern: da fehlte es nicht an guten Gründen, dem Christenthum einen blühenden Vorzug vor dem Polytheismus zu geben. Die mildesten lagen gerade in der Form, welche Konstantin seiner Regierung gab. Nicht, als ob man annehmen könnte, er sey aufgeklärt genug gewesen, um zu begreifen, daß die reine Monarchie keine Stütze in sich habe, und dieselbe immer nur durch das Daseyn einer geschwächlichen Gegenkraft gewinnen könne; von einem solchen Gedanken war er gewiß nur allzu weit entfernt. Allein, wenn von einer Stütze für sein politisches Gebäude die Rede war, so konnte er, nach allen ihm zu Scholtz stehenden Erfahrungen, sich nicht verhehlen, daß der christliche Cultus als Stütze bei weitem mehr leiste, als der polytheistische. Der letztere passte nur für eine Staatsform, wie die des früheren Roms, nicht für ein Reich von so großem Umfange, wie das

seinsge; und dauerte er fort, so ließ sich mit Sicherheit erwarten, daß er auf die Zerstörung der Monarchie, wie bisher, hinarbeiten würde. Der erstere hingegen paßte für ein großes Reich in allem, was zu seinem Wesen gerechnet werden konnte. Der leidende Beherrscher, welchen er in sich schloß, war nicht sowohl eine Folge seiner Lehren, als der Autokratie, welche seine Vorstufen ausübten, und der unersättlichen Liebe, worin sich seine Bekenner zu einer Zeit befanden, wo ihrer politischen Rechte noch gneißhaft waren; aber dieser leidende Beherrscher war nun einmal da, und, wenn er sich selbst gleich blieb, so waren die Christen die zuverlässigsten Unterthanen, welche es im Römerriche geben konnte. In dem Lichte einer bloß politischen Justification betrachtet, leistete das christliche Reichenthum des vierten Jahrhunderts etwas, das auf keinem anderen Wege zu erlangen war; denn es unterdrückte alles Verwundstete, und machte die Unterwerfung unter den Befehl des Vergeordneten zu einer heiligen Pflicht. Dies erwägend, konnte Constantiu, nachdem er in einer früheren Periode den Christen ihre, unter Diocletians Regierung verbotenen, Rechte zurückgegeben und eine ungehinderte Religionsübung verheißten hatte, schwerlich umhin, durch ein fremliches Erwasgesetz den christlichen Euland über den polytheistischen zu erheben und dieser neuen Schöpfung dadurch, daß er sich selbst taufen ließ, das Siegel aufzudrücken. Wenn also Iosimus versichert, der Imperator sey den Gottheiten Nemo und seiner Vorfahren nicht eher ungetreu geworden, als bis er seine Hände mit dem Blute seines Sohnes gefärbt habe: so irr er eben

so sehr, als Valentinian und Theodosius, welche eben diesen Abfall edirten, oder auch übernatürlichen, Beweggründen zuschreiben. Constantius Beschäftigung des christlichen Kirchenthums, und sein endlicher Uebertritt zur christlichen Gemeinde, standen mit seiner Lage in der Römernwelt, und mit dem politischen System, wodurch er dieselbe zu sichern suchte, in der engsten Verbindung, und waren Handlungen einer unabweidlichen Consequenz, durch welche in der Folge der Zeiten immer mehr geklärt wird, als man berechnet hat.

Im nächsten Abschnitte werden wir auch einander sehen, durch welche, mit dem ursprünglichen Christenthume vorgegangene Veränderungen, dasselbe zur Staatsreligion herangerafft war. Jetzt verfolgen wir unsere Aufgabe; wenige Bemerkungen werden sie berechtigen.

Constantius Schöpfung, so wie wir sie hier dargestellt haben, mußte auf ihn selbst auf eine Weise einwirken, die das Ende seines politischen Lebens dem Anfange desselben sehr ungleich machte. Durch die Absonderung des Monarchen war alles geklärt, was die Sicherstellung seines Daseyns forderte; aber diese Absonderung bewirkte zugleich einen Ueberfluß und Elend, der nur in Fühllosigkeit und Tyrannei ausarten konnte. Hauptsächlich von Einem Eunuchen beherrscht — wie hätte der Imperator es vermeiden können, die menschenseindliche Besinnung desselben zu theilen! Bis auf Polygamie hatte der Hof von Constantinopel die Form des persischen angenommen. Kein Wunder, wenn die Wirlungen dieser Form bis auf die jüngsten Erscheinungen, welche nur der Damm giebt, an beiden Höfen die-

selben waren! Das beklagenswerthe Opfer aller dieser Einrichtungen wurde der älteste Sohn des Imperators — eben der Endspatz, dessen Ausfengungen in dem Hellepont er den Sieg über den Maximus verdankte. Dieser junge Prinz, der seit seinem sechzehnten Jahre dem Kaiser-Diel führte und allgemein als der Erbe des Reichs betrachtet wurde, sah sich durch Hof-Labalen, die verächtet von seiner Stiefmutter angespannen waren, zurückgesetzt; und es sey nun, daß er sich durch seine Empfindlichkeit zu weit führen ließ, oder daß einige unbehutsame Aeußerungen seiner Freunde Verdacht gegen ihn erregten: gewiss, kaum hatte der Hof den Befehl einer Verschöndung gesandt, welche gegen das Leben des Imperators im Gange sey, als alles aufhoben wurde, was diesem Gedanken den Schein der Wahrheit geben konnte. Während nun Constant, von seinem Sohne begleitet, sein zwanzigstes Regierungsjahr zu Rom feierte, wurde der Jüngling mitten unter den Festlichkeiten verhaftet, und, mit Vermeidung alles Aufsehens, nach Pola in Istrien geschickt, wo er erdrosselt, oder durch Gift hingerichtet wurde *). Der Kaiser Di-

*) Die wahre Ursache dieser Einrichtung ist nicht vollständig zur Kunde gebracht worden. Nach Zosimus hatte sich Constantine gegen Gensetia, die Tochter Maximian's, in ihrem Einflusse verliert und, weil sie ihre Macht nicht wieder konnte, die Rolle der Medea wiederholt. Diese Erzählung hat indess sehr wenig für sich; um so weniger, weil hinzugefügt wird, daß die Mutter des Caisar, weil Banger über die Einrichtung ihres Sohnes, nicht eher geruht habe, als bis sie vom Kaiser abklingende Befehle von der Antone seiner Gemahlin gegeben, worauf sich die

cinand, ein Jüngling von dem lebendwürdigsten Charakter, wurde in das Schicksal des Eriepus verwickelt; und so sehr hatte Constantin alle väterliche Zärtlichkeit bei Seite gesetzt, daß selbst die Thronen seiner Lieblings-Schwester, die für das Leben der beiden Prinzen bat, ihn nicht zu erreichen vermochten. Ein bloßer Verdacht hatte diese grausamen Anstöße herbeigeführt; und dieser Verdacht beruhete wesentlich darauf, daß man sich nie für sicher hält, wenn man das Außerordentlichste gethan hat, um es zu seyn.

Durch den Hinstritt des Eriepus fiel die römische Krone den Söhnen der Galla zu. Ihre Namen waren Constantin, Constantius und Constanz. Sie wurden, nach und nach, zu Cäsaren ernannt; und, hiermit noch nicht zufrieden, ertheilte der Imperator denselben Titel gegen seiner Vessin, dem Valerianus und Hannibalius. Nichts war seit der Verlegung der Residenz nach Constantinopel leichter, als die Thronfolge auf eine Weise zu ordnen, welche allen Streit ausschloß. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß dieser Gedanke dem Constantia fremd blieb: ihm, der über sein eigenes Schicksal nicht nachdenken konnte, ohne die Entscheidung zu machen, daß die Nothwendigkeit der Einheit etwas ist, womit sich nicht spie-

lassen lassen darf erkläre. Die Parochheit geht daraus hervor, daß es unter den christlichen Fürstenthümern dieser Zeit das Beste gibt, wenn die Gemahlin bei Imperator, als bei dem Besten seines Geschlechtes, welche bei Vater nach dem Tode sich mit Kaiser erklagen macht, standhaft, dargestellt wird,

len läßt. Auf der andern Seite ist die unbestimmt gebliebene Thronfolge ein Beweis, daß Constantin sein Verhältniß zu der Gesellschaft, an deren Spitze er stand, eben so wenig aufgefunden hatte, als irgend eine seiner Vorgänger, und daß er mit aller Kunst, die er in sein Regimentsleben verflocht, doch weit davon entfernt blieb, sich mehr als ein Kunst-, denn als ein Naturwesen zu betrachten. Wie werden weiter unten sehen, welche Folgen dies hatte, und wie die geschehene Eintheilung des Reiches sich in der Person des Constantius wieder herstellte.

Seit dem Siege über den Maximian hatte Constantin, während seiner dreißigjährigen Regierung, nur einen Kampf mit den Ostgothen zu bestehen, die, indem sie über die Sarmaten herrschten, dem Römer leicht gefährlich werden konnten. Constantin trug kein Bedenken, sich der Sarmaten anzunehmen; was obgleich der erste Kampf mit den Gothen so unglücklich ausfiel, daß er sich zurückziehen mußte, so gewann er doch in einem zweiten Angriff alle Vortheile wieder. Die Gothen wurden mit bedeutendem Verluste in ihre Wohnstätte zurückgetrieben. Römer trug dazu so viel bei, als der Verstand der Oberen, d. h. der Bewohner der römischen Halbinsel, welche, auf den Wunsch des Imperators, den Gothen in die Seite drangten, und dafür königlich belohnt wurden. Hierüber erbittert, machten die Sarmaten, nach wiederhergestelltem Frieden, häufige Einfälle in das römische Gebiet. Constantin, ohne dieselben persönlich zu rächen, gestattete dem gothischen König Sigmund die Fortsetzung des Krieges mit den Sar-

maßen. Bald war es um die Freiheit desselben geschehen; denn ihr König fiel in der Hauptschlacht, und die junge Mannschaft der Freien starb unter dem Schwerte der Sieger. Da alles verloren schien, so griffen die Familien-Häupter zu dem letzten Rettungsmittel: sie befreizten ihre Sklaven und Knechte, einen kräftigen Menschenschlag, der allein im Stande war, die Volkssunabhängigkeit zu vertheiligen. Auf allen Seiten angefallen und durch unregelmäßige Angriffe unablässig gedrängt, verließen die Gothen das eroberte Land; doch nur zum Vortheil der Sklaven und Knechte, von welchen sie vertrieben waren. Dürfen schien nichts näher, als in den Besitz eines Landes zu treten, dessen Freiheit sie erhaben hatten. Sie wendeten also die ihnen ertheilten Waffen gegen ihre Herren; und diese, unfähig, einer solchen Gewalt zu widerstehen, zogen die Verhöhnung der Tyrannei ihrer Sklaven vor. Ein Theil nahm seine Zuflucht zu den Gothen; ein zweiter ließ sich jenseit der Karpathen bei den Quaden nieder, die ihre alten Bundesgenossen waren; der bei weitem größte, dreimal hunderttausend Familien-Alter, suchten und fanden die Vergebung des römischen Imperators, der ihnen in Pannonien, Thracien, Macedonien und Italien Wohnorte anwies. So endete sich diese Revolution, die letzte, von welcher Constantin Zeuge und Theilnehmer war.

Er hatte ein Alter von vier und sechzig Jahren erreicht, und — glücklicher als alle seine Vorgänger, den Oceanus Augustus allein ausgenommen — dreißig Jahre regiert, ohne einen andern Unfall zu erleiden, als je-

nen, welcher die Hinrichtung seines ältesten Sohnes und seines Vaters nach sich zog. Gewohnt, jedes Jahr während seiner Regierung in Rom zu sehn, begab er sich zum dritten Male nach der alten Hauptstadt des Reichs; doch überlebte er dies Fest nur zehn Monate. Um seiner erschütterten Gesundheit noch einmal aufzuhelfen, veranlaßte er seinen Aufenthalt zu Constantinopel gegen den von Nikomedien; doch weder das sanftere Klima, noch die warmen Bäder Bithyniens vermochten die Er schöpfung aufzuhalten. Er endigte sein thronmüdes Leben den ersten Mai des Jahres 337 unserer Zeitrechnung in dem Palaste, den er in einer von den berühmten Nikomedien besaß. Sein Gemüth wurde im ganzen Reich betrauert, ohne daß die Liebe irgend einen Antheil an dieser Trauer hatte. Man forderte seinen Leichnam, erhielt ihn aber nicht, weil Constantia sich verweigert hatte, daß man ihn zu Constantinopel bestatten sollte. Christliches Ceremoniel wurde auch bei seiner Leichenschau beobachtet. Denn, geschmückt mit den Symbolen der Gerechtigkeit und Hohen (dem Purpur und dem Diadem), war sein Reichthum in einem von den Zimmern des Palastes auf goldenem Bette aufgestellt; und so lange dies dauerte, erschienen zu bestimmten Stunden die vornehmsten Beamten des Palastes, des Staats und des Heeres, mit geknieten Knien dem Verstorbeneu ihre Aufbahrungen darzubringen. Die Schwächler vermengten nicht, zu bemerken, daß Constantia allein auch nach seinem Tode regiert habe. Ja wie fern dies der Fall war, wird sich weiter unten zeigen. Jetzt schreiten wir zu der oben versprochenen Untersuchung:

durch welche mit dem ursprünglichen Christenthum ver-
bundenen Veränderungen dasselbe zur Staats-Religion
gerafft war.

XIX.

Wie bildete sich das Christenthum zu einer Staats-
Religion aus, ehe es vorherrschend wurde?

Von allen Handlungen Constantins ist keine so
folgenreicher gewesen, hat keine ihm Einfluß auf alle
nachfolgenden Jahrhunderte mehr bewirkt, keine über-
haupt größere Wirkungen hervorgebracht, als seine Er-
hebung des Christenthums zur Staats-Religion. Welches
von gegangen ist die Frucht seiner Siege, und ganz ver-
schluckt hat er dem römischen Reiche, durch die Verle-
gung der Residenz nach Constantinopel, und durch die
Verstärkung der Monarchie zur Unumschränktheit, ewige
Dauer zu geben versucht: das Reich ist jetzt im We-
sten, und tausend Jahre später auch im Osten unterge-
gangen. Aber die kirchlichen Einrichtungen seiner Re-
gierung dauern noch immer fort, wenn gleich zum Theil
in einer andern Gestalt; ja, sie dauern nicht bloß fort,
sondern haben sich sogar über Erdtheile verbreitet, wel-
che viele Jahrhunderte nach seinem Tode zuerst entdeckt
wurden. In diesem Betracht nun hängt Constantia
noch immer mit einem großen Theile des menschlichen
Geschlechtes zusammen; und so erhält die Frage, welche
die Ueberschrift dieses Kapitels bildet, ihre unverbrun-
bare Wichtigkeit.

Soll sie aber der Wahrheit gemäß beantwortet werden, so ist vor allen Dingen nöthig, eine Bemerkung über das Wesen der Staatsreligion im Allgemeinen vorauszuschicken.

Religion, als das reinste Eyzugniß der Anschauung des Ewigen und Heiligen, als Mittelpunkt des Glaubens und Wissens, der Theorie und Praxis, kann nie Vermengung werden, eben weil sie auf Anschauung beruht, welche nicht mitgetheilt werden kann. Darum nun ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Religion und Staats-Religion. Die letztere könnte man das Eyzugniß des bürgerlichen Denkens nennen, weil dadurch allein eine Wirklichkeit möglich ist. In ihr werden gewisse Sätze als Wahrheiten aufgestellt, die ihren Beweis nur in dem Glauben finden, welchen man ihnen schenkt. Nicht als ob diese Sätze nicht Wahrheiten enthielten; daran ist nicht zu zweifeln. Allein, weil die Nachweisung dieser Wahrheiten mit allen vollen Schwierigkeiten verbunden seyn würde, wenn es auf Hervorbringung einer allgemeinen Ueberzeugung ankäme: so muß es der Fähigkeit eines Jeden überlassen bleiben, ob er durch sich selbst die Wahrheiten zu finden weiß, oder nicht. Alle Staats-Religion ist also ihrer Natur nach positiv, und, in so fern sie sich in einem Cultus offenbart, nichts weiter, als eine Zurückführung jedes Einzelnen zu der Quelle, von welcher sie abgesehen ist, d. h. zur Religion, nicht Religion selbst.

Wirft man nun die Frage auf, wie das Christenthum sich jemals zu einer Staatsreligion habe entbil-

den Können: so ist die Beantwortung dieser Frage schwer oder leicht, je nachdem man sie aufstellt. Sie ist leicht, sofern man nur zu sagen braucht: ein unumstößliches Bedürfniß in dem ungeheuren Römerrreiche habe dies bewirkt, nachdem in dem Untergange aller Particular-Verfassungen die einzelnen Staats-Religionen ihre Endschast gefunden. Sie ist schwer, so fern es darauf ankommt, daß nachgewiesen werde, warum das Christenthum sich gerade so, wie wir es noch gegenwärtig haben, zur Staatsreligion ausgebildet. Nur durch eine genauere Bekanntschaft mit der Philosophie in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung läßt sich dies Räthsel lösen.

Oben, als von dem zunehmenden Verfall der Staats-Religionen, und von der Entstehung einer Weltreligion die Rede war *), haben wir gesagt, wie der Urheber des Christenthums, indem er an die Stelle des jüdischen National-Gottes einen Vater aller Menschen brachte, nichts anderes bezeichnen konnte, als eine Idee auszusprechen, wodurch das menschliche Geschlecht in dem ungeheuren Römerrreiche mit sich selbst verknüpft, und die Fortdauer des jüdischen Staats gesichert werden sollte. Diese Idee, wie die mit ihr in der engsten Verbindung stehende Sittenlehre, war aber also einfach, als daß sie nicht an der Klippe des Nationalstolzes, so wie dieser sich noch allenthalben offenbarte, hätte scheitern sollen. Was den Juden als

*) Zu dem Anfang der ersten Abtheilung dieser Untersuchungen.

Ehoreit erschien, dasselbe erschien den Griechen als Einfalt; und sollte die vortreffliche Lehre von einem Gott, der der Vater aller Menschen ist, sich jemals der Gemüther bemächtigen: so konnte dies nur durch gegenwärtige Unbequemung geschehen.

Von allen philosophischen Systemen der Vorwelt aber hatte sich keins so vollständig erhalten, als das des Platon. Seine Theologie war in den Köpfen aller Denker, welche Anspruch auf höhere Geistbildung machten; und indem Alexandrien der Hauptsitz aller Gelehrsamkeit war, hatten die Dogmen des Platon durch die Verbindungen, welche der Handel stifft, eine Verbreitung erhalten, die sich selbst über einzelne Juden erstreckte *). Die platonische Philosophie war es also, was sich der Verbreitung des Christenthums am bestimtesten entgegen stellte: sie mußte überwunden oder gewonnen werden; und da das Christenthum nicht, wie der Muhamedanismus, mit dem Schwerte in der Hand seine Ausbreitung betreiben konnte, so blieb denen, welche sich mit dieser Ausbreitung befaßten, nichts anderes übrig, als sich der platonischen Philosophie anzuschließen.

So sehr nun ist der menschliche Geist auf die Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes der Erscheinungen beschränkt, daß er, sobald es eine Erkennung der

*) Es hatte sich Philo, dessen Schriften auf uns gekommen sind, in der Alexandrischen Schule gebildet; und das Buch der Weisheit, das von Salomon herrühren soll, das unrichtig einem andern Ursprung zugehört, da die Spuren von platonischer Philosophie in denselben unverkennbar sind.

Ursache derselben gilt, jenes auf diese zu übertragen geneigt ist. Indem Platon das Daseyn der Welt zu erklären suchte, suchte er das Wesen der Gottheit, die er als die Ursache derselben betrachtete, aus der erzeugenden Kraft und dem Logos oder der höchsten Vernunftigkeit zusammen, deren innige Vereinigung in einem Dritten, dem eigentlichen Erzeugniß der Vereinigung, die Trias gab. So fand die Theologie schon seit vier Jahrhunderten da; und der Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes, wie moralisch sie immer seyn mochte, reichte offenbar nicht an die Vollkommenheit der platonischen Erscheinung. Glücklichster Weise aber hatte sich der Urheber des Christenthums im heiligen Roden mehr als Einmal den Sohn Gottes genannt. Er war es im vollsten Sinne des Worts, so fern er der Urheber der Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes war. Doch nicht also wollten es die Platoniker des ersten und zweiten Jahrhunderts nehmen. War er nicht der Logos, so war er in ihren Augen nichts. Die ersten Missionarien gaben sehr willig über einen Punkt nach, der ihre Lehre noch geheimnißvoller, noch ansehender machte; und dadurch wurde der erste Grund zu der Dreieinigkeitstheorie gelegt, so wie die christliche Kirche sie noch gegenwärtig aufstellt, nur daß in ihr die Begriffe in förmliche Personen verandelt wurden, wodurch freilich dem Verstande an Klarheit entzogen werden mußte, was die Einbildungskraft an Baulichkeit gewann. Auf diese Weise verstand sich der Platonismus mit dem Christenthum

auf eine so bleibende Weise, daß es zweifelhaft ist, ob Die, welche sich gegenwärtig Christen nennen, nicht vielmehr Platonisten zu nennen wären.

Was überhaupt aus dem christlichen Lehrbegriff geworden seyn würde, wenn die Idee eines Sacraments des menschlichen Geschlechtes nur von Juden wider verarbeitet worden, läßt sich schwerlich bestimmen. Die ersten Gläubigen vereinigten das mosaische Gesetz mit der Lehre Christi, und waren daher nichts anderes, als jüdische Freigeister, denen die engen Begriffe ihrer Landeskulte mißfielen. Von ihrem Lehrbegriff läßt sich wenig sagen; und will man annehmen, daß die rechtgläubige Kirche in ihnen und durch sie bestanden habe, so muß man zugleich eingestehen, daß die Verbindlichkeit zur Beschneidung noch immer fortdauerte; denn die ersten fünfzehn Bischöfe von Jerusalem waren beschchnittene Juden. Die nazarenische Kirche von Jerusalem erhielt aber den ersten Stoß durch die Eroberung dieser Stadt; und obgleich eine neue Bildungs-Periode für sie anheb, sobald sie sich, jenseits des Jordans, zu Pella niedergelassen hatte: so erreichte sie doch ihrer Endschafft, als Hadrian, gereizt von dem Empörungsgelüste der Juden, Jerusalem gänzlich von ihnen reinigte, auf dem Berge Sion eine neue Stadt unter der Benennung von Aelia Capitolina anlegte, und dem Ueberreste des jüdischen Volkes unter den härtesten Strafen verbot, sich dieser Colonie zu nähern. Vendeckigt zu einer peinlichen Absonderung, auflegte jene dem mosaischen Gesetz, um Aufnahme zu finden in der Colonie; und die Benennung der Ediciden (Ätmen) beweist, daß Die, welche als

Nachgeläubige im Pella zurückziehen, nur nicht die Mittel hatten, andere Wege einzuschlagen.

Unerwartet hatte sich das Christenthum auch jenseits der Grenzen von Judäa verbreitet, und in Syrien unter den sogenannten Heidenchristen die merkwürdigsten Veränderungen erfahren. Bei dem Abscheu, den man auch im Arianismus vor den Juden hatte, konnte eine Lehre, welche von ihnen herrührte, nicht viel Eingang finden. Was hätte die Erbsitten Syriens bewegen können, den Anschauungen zu entsagen, nach welchen die Ewigkeit der Materie, das Daseyn zweier Principien, von welchen das eine das gute, das andere das böse genannt wurde, und die geheimnißvolle Hierarchie der unsichtbaren Welt unumgößliche Lehren waren! Die Enesiriter, welche Platons Philosophie mit Zoroastres Anschauungen vereinigten, waren die entschiedensten Gegner des Christenthums, nicht sowohl in der Hauptidee — denn die Idee eines Vaters des menschlichen Geschlechtes konnten sie sich gefallen lassen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen —, als vielmehr in allem, was sich von jüdischer Theologie an dieselbe angeschlossen; die ganze Schöpfungsgeschichte, so wie sie in den Büchern des alten Testaments enthalten ist, war ihnen ein Schmel, und nicht minder verabscheuten sie den Gott Israel, als ein leidenschaftliches Wesen, voll Eigensinn in seinen Empfindungen, voll Eifersucht in Hinsicht einer vorgeschriebenen Verehrung, voll Parteilichkeit gegen ein einzelnes Volk. Ihren edleren Begriff von der Gottheit beibehaltend, konnten sie dem Urheber des Christenthums nur in so fern zu einem Ge-

großande ihrer Verehrung erheben, als sie sich denselben als einem Ausfluß der Gottheit dachten, dessen Erscheinung auf Erden die Befreiung des menschlichen Geschlechtes von Irrthümern und Wahnbegriffen, und die Einführung eines neuen Systems von Wahrheit und Vollkommenheit bezeugt habe. Auf diese Weise boten sie eine Seite dar, durch welche man sich an sie anschließen konnte; und der Erfolg bewies, daß die christlichen Missionarien dieselbe nicht unbezogen ließen. Lebend und annehmend verbreitete sich also das Christenthum, nicht ohne seine ursprüngliche Gestalt auf's Wesentlichste zu verändern; und nur ein einziger Punkt wurde von allen Seiten festgehalten, nämlich die Unparteilichkeit des Eigendienstes, in welchem Lichte man den Polytheismus betrachtete. Den Kosmismus besiegte das Christenthum; dagegen wurde es von dem Platonismus besiegt, neben welchem es nur dadurch fortdauern konnte, daß es sich ihm anschmiegte *).

*) Wenn irgend etwas im Stande ist, Achtung für abgeworfene Jahrhunderte zu erregen: so sind es die Aufstellungen der Griechen und Römer über den Wahnwitz. Wer sich mit den Titeln eines Valentin, Valentin und Marcian befaßt machen will, wird in Bruckers Werke das Seltsame finden. Wir führen hier nur einige Sätze aus Wands Aphorismen an.

„Der Eigenthum der ist die heilige Welt und die Materie, als Object gedacht, da. Zwei ist die Welt aller Geister und Wesen; diese die Welt aller Materien und Wesen. In der heiligen Welt liegen die Elemente des Heiligen, Guten, Rechten, Schönen und Wahren, wie in der Materie die unentwickelten Keime des Bösen, des Falschen, der Lust, des Feinds, des Unreinen und der, jedem Elemente entsprechenden Leidenden oder

Kieser man die Urkunden des zweiten Jahrhunderts, so überzeugt man sich leicht von den Ansirungen, welche die Christen dieser Zeit zu machen hatten, um

erstirbenden Dinge. Die höchste Heiligkeit, Wahrheit, Edele, Macht und Stärke ist in einem armen, unerschütterlichen, selbständigen Wesen gedacht, erzeugt die Zeit des Grundwesens der intelligiblen Welt, die Zeit der Gottheit. Gott ist, seiner vollkommenen Natur nach, das Licht, welches die ganze intelligible Welt durchdringt, wie die Sonne das Planeten-System: die Welt, das Licht von dem Linsen empfunden, sondern das im Verstande gedacht werden kann. Die Heiden und Juden hatten keine Kenntniß der intelligiblen Welt; nur die Gottheit verstand sie, die sie zu erlangen, nicht der Juden-Gott, sondern die Weltgottheit eines einzigen wahren Gottes hat die ganze sichtbare Welt als die Abbildung der intelligiblen, wackeligen Welt erkannt, damit in der selben das Widerspiegeln von dem Wackeln der Natur sich erhebt und zum Leben in der eigentlichen und wahren überweltlichen Welt sich selbst macht. Da das große Weltgebilde in seinem Verfall, in seiner Leere und Bewegung, gesammelt werden mußte: so übertrug Gott die Zusammenfassung einer lebenden Welt, Amorphos (Ungeformt-Geist) genannt. Damit die aber nicht wackelte, so gab er ihr den festen Grund der Welt, den Splendorem (Licht-Geist) bei. Der höchste Zustand, in welchem die himmlischen Geister und die ganze Welt durch die Vereinigung mit Christus, wie durch die Vereinigung mit Licht mit der Finsterniß, gesammelt waren, sollte einen neuen Weg machen. In diesem Zustand stand der höchste Christen, der wahren Natur, mit dem reinen Licht Gottes erleuchtet, wie an himmlischer Gottheit und ungetrennt mit der Gottheit vereinigt. Seine Leere hatte einen heiligen Geist: der die Augen sich auf den Amorphos, auf die Unordnung der physischen unter die himmlische Weltordnung, durch welche der Verstand die Ungeordnetheit der sichtbaren Welt erkennen sollte; der andere befiel das Wackeln der Welt. Er stand vor, sich zu machen und Licht zu sein; und das geschah durch Offenbarung des göttlichen Lichts und durch heiligen Geist.

sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen sie ausgesetzt waren. Abweichungen von dem herrschenden Glaubens-System sind zu allen Zeiten missfällig bemerkt worden; und so wie man selbst in unsern Zeiten mit der Verurtheilung von Christen freigebig gegen Diejenigen gewesen ist, die von der herrschenden Kirche abgingen: so war man es auch vor sechzehn Jahrhunderten gegen die frühesten Christengemeinden. Die Werke eines Justinus Martyr, eines Athenagoras, eines Lactantius und Theophilus, haben kaum einen andern Zweck, als die Christen gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen. Die Absendung brachte das Geheimniß, dieses aber den Verdacht mit sich *); und da dieser nicht entsehen kann, ohne über die Grenzen der Wahrheit hinaus zu schweifen, so suchte sich leicht an die Idee der Gottlosigkeit die des Lasters und der Ausschweifungen. Werthwürdig ist der Geist der Duldung, welcher aus den Worten der frühesten Kirchenschriftsteller spricht. Justinus Martyr trägt kein Bedenken, Diejenigen als Christen zu bezeichnen, welche der Vernunft gemäß leben, wenn sie auch Ketzer genannt werden, wie unter den Griechen Sokrates, Heraclit und Andere **). Eine ähnliche

*) Die ersten Christengemeinden waren nicht mehr und nicht weniger, als geheime Gesellschaften, die ihr bestimmtes Geheiß und Aberglauben hatten. Zu den letztern gehörten Etrier, auf welche das Wort Ketzer gegeben war, weil dies Wort in ihren Gesetzbüchern das Glaubensbekenntniß der Christen enthält; nämlich lauter Ketzer Jesus nicht verzag.

**) Diese Auslegung ist sehr auffallend, als daß man eine Wegführung des Logos übersehen kann. Justin's Worte

Sprache führt der Philosoph Athenagoras, indem er in seinem Sendschreiben an den Imperator Marcus Aurelius sagt: „Wir sind keine Atheisten, indem wir als Gott das Wesen anerkennen, aus dessen Verstande (λογος) die Welt hervorgegangen ist, und durch dessen Geist sie zusammen gehalten wird“).“ Anders, wenn gleich in ihren Anschauungen abweichend, stehen in der Duldung nicht zurück. Erst mußte sich das Christenthum zu einer Macht erhoben haben, ehe es unantastbar werden konnte. Zu einer Macht aber erhob es sich vorzüglich im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in der Periode von Commodus bis auf Diocletian, durch den zunehmenden Verfall des politischen Systems der Römer. Es geschah damals, was sich seitdem mehr als einmal, im Großen wie im Kleinen, wiederholt hat; nämlich, daß das Kirchenthum, als Stütze des politischen Systems, nicht das Mindeste für die Erhaltung desselben leistet, aber den Verfall und Untergang des politischen Systems desto eifriger zu seinem eigenen Vortheile beugt, wenn die Umstände nur einigermaßen günstig sind. Da, wo das bürgerliche Gesetz nicht geachtet wird, muß das Einkerkelge an dessen Stelle treten, damit die Gesellschaft vor einer gänzlichen Auf-

fuß: *ὁ μὲν λόγος θεοῦ ἐκείνου ἐστίν, ἐκ οὗ πάντα ἐκινήθησαν, καὶ ὁ λόγος πρὸς τὸν θεὸν ὡς υἱὸς καὶ ὡς ἀληθὴς.* Apol. 1. §. 30.

*) Gleich Dionysius hat es mit der Behauptung des Athenagoras, welcher sagt: *ὅτι οὗτος λόγος ἐστὶν ὁ θεὸς ἀληθὴς, καὶ ὅς ἐστιν ὁ θεὸς πρὸς τὸν θεὸν ὡς υἱὸς καὶ ὡς ἀληθὴς.* Log. pro Chris. Cap. VI.

lösung bewahrt bleibe; und so immer das griechen-
männ, da werten die Hellscher des Sittengesetzes den
ersten Rang einnehmen, und sich auf den Trümmern
der politischen Macht erheben. Die christlichen Bischöfe
des dritten Jahrhunderts, unterstützt von den Predig-
tern, waren wesentlich zu Magistrats-Personen gewor-
den; und als solche hatten sie alle Ursache, die höchste
Consequenz in ihr Verfahren zu belangen. Dies fühlend,
beachteten sie schon früher die Synoden in Gang, auf
welche die ersten Grundlagen zu einem bleibenden Kir-
chen-System geworfen wurden, das, in Befestigung
und Vollziehung gleich schwer zu verändern, sich eben
bedwegen leicht von einer Generation zur andern fort-
pflanzte.

Eine, drei Jahrhundert lang fortgesetzte Richtung
des menschlichen Geistes auf einen und denselben Ge-
genstand, kann nicht verschlen, diesem alle Ausbildung
zu geben, dessen er fähig ist. Die platonische Philoso-
phie war allmählig in das Lehrgebäude der christlichen
Kirche eingetrunken und hatte nicht wenig zur Befesti-
gung desselben beigetragen. Dennoch dauerte das Exten-
siven aus einem sehr begreiflichen Grunde fort. Wenn
nämlich der menschliche Geist die ihm für sein Erken-
nen von der Natur selbst gesetzten Schranken überschrei-
tet, um sich in Dinge zu verlieren, die er nicht ergrei-
fen kann: so theilt sich die Meinung, und eine Ueber-
einstimmung ist nur in so fern möglich, als sie glimpf-
licher, oder unglimpflicher, erzwungen wird. Unfähig,
seiner eignen Natur, so fern sie eine geistige ist, anders
als durch Schlüsse zu erkennen, sollte er die Weltseele

lieber anbeten, als erkennen wollen. Doch dies liegt nicht in der Denkmungsweise Derer, die den Glauben für sich haben, von übernatürlichen Dingen mehr zu verstehen, als Andere. Für die Theologen des vierten Jahrhunderts war das Räthsel der Gottheit um so weniger zu lösen, je mehr sie dabei den Unterschied aus der Sicht ließen, welchen das an die Stelle der Idee gebrachte Bild verursachte. Der Logos des Platon vertrat sich mit der schaffenden Kraft, die man sich als die wesentliche Urheilerin der Welt dachte, ohne ihr den mindesten Abbruch in ihrem Wesen zu thun. Nicht so der Sohn mit dem Vater. Hier mußte an Personen gedacht werden, von welchen jede ihren Charakter vertheidigte. Die ganze Lehre des Platon war also für Denjenigen verändert, welcher nicht die Fähigkeit hatte, zu begreifen, Einmal, wie Platon selbst zu seiner Anschauung gelangt war, zweitens, wie sich diese Anschauung im Verlaufe der Zeit verändert hatte. Daher der heftige Streit über die Dreieinigkeit: eine Lehre, welche der Eine so, der Andere anders erklarte, indem ein Jeder gerade Das übersah, was sie in ihrer höchsten Allgemeinheit vertheidigte. Verschiedene Methoden wurden versucht, das Geheimniß aufzuheben; aber die Methode des Einen mißfiel dem Andern, und so konnte es nicht fehlen, daß Entzweiung und Irretractat entstand, die zu Parteilungen führte. Ein freierer Disputirgeist lehrte zu Alexandria. Hier war es denn auch, wo der Streit wüthend nachdrückte. Arius, ein Presbyter, geriet mit seinem Bischofe in Wortwechsel über den rechten Ausdruck, durch welchen die Natur und Würde des

Sohnes Gottes bezeichnet werden müßte; seiner Behauptung zufolge war derselbe das edelste und erste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, nicht erzeugt aus dem Wesen des Vaters. Die Autorität des Bischofs und des Presbyteriums vermochte nicht, ihn zu belehren; und als eine Kirchenversammlung zu Alexandria den Neuerer mit allen seinen Anhängern verbannte, gewann der Streit über die Natur des Sohnes nur desto mehr Umfang und Stärke. Vergeblich mischte sich Constanlin mit Ermahnungen zur Eintracht in denselben. Urtius, die sogenannten Trutheissen und Sabellus trieben den Streit so sehr über alle Gränzen der Vernunft, daß die christliche Welt mit mehr als Einer Spaltung bedroht war. Sollte die Einheit derselben gerettet werden, so mußte man die Partheien an einander bringen, um sie, wo möglich, zu versöhnen; und dies that Constanlin dadurch, daß er das Concilium von Nicäa gestattete *).

Das römische Reich zählte um die Zeit, wo das Concilium von Nicäa eröffnet wurde, nicht weniger als achtzehnhundert Bischöfe, in deren Händen die geistliche Jurisdiction lag. Ein tausend derselben gehörten den griechischen, die übrigen achthundert den lateinischen Provinzen an. Nicht jeder von ihnen hatte ein gleiches Machtgebiet; denn während einige über eine ganze Provinz herrschten, waren andere vielleicht auf ein einziges Dorf beschränkt. Allein, indem Alle dieselben Machtvollkommenheiten und Vorrechte von den Aposteln, von den Bischöfen und von dem Volke herleiteten, be-

*) Im Jahr 325.

saßen sie auch Alle einen und denselben Charakter als geistliche Vorfeser. Von diesem nun versammelte Con-
 stantia dreihundert zu Nica, zur Entscheidung eines
 Streites, der zu Antiochien zwischen einem Bischof und
 einem Presbyter entstanden war und, trotz seiner Sub-
 stanz, eine Menge Theilnehmer gefunden hatte. Es
 scheint für die Größe menschlicher Leidenschaften gleich-
 gültig zu seyn, wie tief oder wie hoch der Gegenstand
 liegt, welcher den Streit erregt; die Herrschaft des
 Verstandes hört nothwendig da auf, wo er nichts mehr
 unterscheidet. Arianer, Eutychen und Sabellianer
 setzten sich über einen Punkt vereinigten, der allen gleich
 banal war, und erst durch die Leidenschaft ins Klare
 gesetzt werden mußte. Ein neues Licht schien den ver-
 sammelten Kirchenvätern aufzugehen, als der Bischof
 von Antiochien, Eusebius, ein leidenschaftlicher Anhänger
 des Arians, unumwunden sagte, daß die Arianer
 keine Homousie (Gleichheit des Wesens) gegeben
 hätten. Dagegen von den Arianern verlangten Gleich-
 heit des Wesens stand nicht der Ungleichheit, wohl
 aber die Abweichheit des Wesens, durch Homousie
 aufgedrückt, entgegen; und so war denn Das aufzufin-
 den, was den eigentlichen Gegenstand des Streits aus-
 machte, und, durch das Aufsehen des Imperators ent-
 schieden, der kaiserlichen Kirche für mehrere Jahrhun-
 derte ihren Charakter geben sollte. Der Unterschied zwi-
 schen einigen Buchstaben war es, was die Einigkeit der
 Welt für einen langen Zeitraum entfernte, Verbannun-
 gen über Verbannungen nach sich zog, und zuletzt damit
 endigte, daß es in dem westlichen Theile der Römer-

recht angenommen wurde, weil man sich hier Entscheidung williger gefallen ließ, als in dem östlichen Theile, wo der Verstand, unterstützt von einer biegsamen und höchst abgeschliffenen Sprache, Subtilitäten schärfer aufsaßte und festhielt.

Nicht, daß es dem Constantine gelungen wäre, die Einheit des christlichen Lehrbegriffs über jeden Widerstand zu erheben; daran fehlte so viel, daß die Arianer unter seinen nächsten Nachfolgern das Ubergewicht erhielten. Aber der Versuch war gemacht und nicht ganz erfolgloschlagen. Das Merkwürdigste bei demselben war, daß Constantin um die Zeit, wo er sich in den Streit der christlichen Theologen mischte und denselben zum Vortheil der von ihm begünstigten Partei entschied, durch sein Glaubensbekenntniß der christlichen Welt angehörte. Seine Taufe erfolgte elf Jahre später, nicht lange vor seinem Hinsicht, als durch diesen feierlichen Akt nichts mehr weder zu gewinnen, noch zu verlieren war. Die Festsetzung des Lehrbegriffs, verbunden mit dem später erfolgten förmlichen Uebertritt zum Christenthum, hatte die Folge, daß dieses den Ausschlag über den Polytheismus zu geben begann. Zwar wollte Constantin dem letztern keine Gewalt anthun; diese aber fand sich ganz von selbst, sobald er sich so entschieden für das Christenthum erklärt hatte. Nicht ganz mit Unrecht hat die griechische Kirche den Imperator den Aposteln gleich gesetzt. Von einer stillosen Gleichheit unter ihnen kann freilich nicht die Rede seyn; aber wenn man sich an der Zahl der Befehlungen hält, so ist nicht zu läugnen, daß Constantin mehr zur Verbrei-

tung des Christenthums beigetragen hat, als alle Apostel zusammen. Das Beispiel des Argenten wird in solchen Fällen immer um so mehr entscheiden, je unumschmeiblicher er ist. Wo die Annahme einer Glaubensformel zu Ehrenstellen und Reichthümern führt, da haben die Massen es nicht der Mühe werth zu widerstehen; und wo die ersten Classen der Gesellschaft voranschreiten, da folgen die übrigen entweder aus Nachahmungstrieb, oder auch aus Eifersucht. Melchior Constantin, wie erzählt worden ist, den Uebertreter zum Christenthum mit einem weißen Zuge und prächtig Goldstücken *); so that er etwas eben so Ueberflüssiges, als Privilegien für eine Hauptstadt zu setzen pflegte.

Nach Constantins Zeiten verbreitete sich das Christenthum, selbst jenseits der Gränzen des römischen Reichs. Die Gothen und Germanen, welche in den römischen Legionen dienten, konnten das Kreuz nicht verwerfen lernen, ohne auch ihre Landeskulte damit aufzugeben. Iberia's und Armeniens Könige dienten dem Gotte ihres Beschützers, weil sie dies für ihre Pflicht hielten. In Arabien widerstanden sich eingewanderte Juden den Missionarien, die das Christenthum verbreiten wollten; doch vergeblich, bis jene Revolution ausbrach, welche den Juden und den Christen gleich verderblich wurde. Wohin wir die römischen Waffen gebrungen waren, dahin drang das Christenthum, nämlich nach Aethiopien; und Asienien verheert noch jetzt das Andenken des Trümmers, der unter der Regierung Constantins sein Lo-

*) So die kirchlichen Annalen des Baronius vom Jahr 326.

ben der Befestigung in diesen Gräben wohnte. Selbst
die Küsten Judenthums wurden von den Strahlen des Evan-
geliums erleuchtet, das nach mannichlei Verwandlungen
zu ihnen zurückkehrte, nachdem es, vielleicht vor mehr
als einem Jahrtausend, von ihnen ausgegangen war.
Aber die Vornehmen Roms, noch immer der Idee einer
Republik getreu, verabscheuten das Christenthum, und
verabscheuten es um so mehr, je größer der Abbruch
war, welchen die neue Hauptstadt der alten that.
Doch hierden wird sich weiter unten das Nöthige sagen
lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Kapitel aus de Pradts Werke von den Colonieen.

(Bechluss.)

3. Kann Spanien seine amerikanischen Colonieen wiedererobern?

Alles Vorhergegangene ist nur Einleitung zu dieser großen Frage. Von der Art und Weise, wie sie beantwortet wird, hängt die Fortdauer des Colonial-Systems ab. Bleibt Amerika in dem Kampfe mit Spanien unabhängig, so werden es alle übrigen Colonieen. In der That, wer sind diese Colonieen? Die Kariben und Canada. Während ganz Amerika frei wäre, würde das letztere abhängig bleiben, und zwar nicht vor den Thoren der Vereinigten Staaten, trotz dem Interesse, welches diese haben oder erhalten können, es der allgemeinen Unabhängigkeit Amerika's beizugehen, trotz den Bewachungskosten, welche dieser Zustand fortwährender Feindschaft und heftigster Trennung dem theuersten Reiche verursachen würde. O, könnte man doch erfahren, wie viel Canada diesem Reiche während des letzten Krieges mit Amerika gekostet hat! Man übertriebt nicht, wenn man annimmt, daß die Ausgabe die Einnahme um das Zehnfache überstiegen habe. Mit

den Antillen würde es nicht anders gehen. Umgeben von großen unabhängigen Colonien, könnten sie gegen dieselben nicht vertheidigt werden. Es würde nicht der Mühe werth seyn, sie noch länger zu behaupten; um so weniger, da sie in dem Zustande der Abhängigkeit mit den unabhängigen Colonien nicht in der Zukunft mithelfen könnten. Man schlägt sich jetzt von der Magellanischen Meerenge bis nach Californien, d. h. auf einem Erdreich, welches neunhundert Stunden lang und mehrere hundert Stunden breit ist; und indem man sich erwirgt und vertilgt, geschieht dies in dem ungebürsteten Erabe, das jemals die Wuth des Menschen für ihn selbst ausgeübt hat. Jetzt zum zweiten Male seit drei Jahrhunderten vertilgen die Spanier Amerika's Bevölkerung: sonst, weil sie ihnen nicht gewachsen war; gegentheilig, weil sie die Verwegenheit hat, ihnen gleich seyn zu wollen.

Schon mehrere Male, unter andern im Jahre 1768, hatten die Eingebornen versucht, die Herrschaft über ihr Eigenthum wieder an sich zu nehmen und ihre Gebieter aus demselben zu vertreiben. Wäre Tupac-Amara's Unternehmen gelungen, so würde es um die spanische Herrschaft in Amerika geschehen gewesen seyn. Jetzt stehen die Sachen anders. Nicht die Eingebornen verfolgen ihre Gebieter mit den Waffen in der Hand; wohl aber bekämpfen Spanier, vereinigt mit Eingebornen, den Mutterstaat, indem sie die alten Amerikaner bitten, ihnen bei der Abschüttelung des spanischen Joches Beistand zu leisten. Der Ausruf hat sich ver Paidet, wie man sieht, und die Handlung steht ei-

nam ganz andern Ausgange entgegen. Von dem Königreich Terra firma ausgehend, hat sich die Bewegung in einem Nu über dieses ungeheure Gestland ausgedehnet: so sehr war alles reif für diese Begebenheit! Um dieselbe zu Stande zu bringen, hat man die Verlegenheiten braucht, worin sich Spanien in Europa befand. Kaum von denselben befreiet, hat dieses sich mit seinen amerikanischen Colonien beschäftigt; doch es ist auf ein Wort geschlossen, daß, nachdem es die Herrschaft Japans zurückgewiesen hatte, auch Spaniens Herrschaft zurückwies, und mit diesem eben so wenig etwas zu schaffen haben wollte, wie Spanien selbst mit Frankreich.

Spanien hat sich seine Colonien vorgestellt mit seinen alten Gesetzen, und mit Truppen, die denselben Annahme verschaffen sollten. Unerschütterlich in seinen Eigenthums- und Ausschließungs-Grundsätzen (welche der Rath von Indien bewacht, wie der Drache die Säulen der Hesperiden) hat es den Vorschlag gethan, daß Amerika sich für jeden Andern schliesse, und nur dem Mutterlande dienen soll. Um solche Forderung zu unterstützen, hat es einige Tausend Mann nach Amerika geschicket, die es als bewaffnete Widerhersteller seiner Herrschaft betrachten. Es rechnet auf die Pionierheute, welche die Königlichen zu seinem Vortheil machen werden; es rechnet vor allem auf die Geistlichkeit in Amerika, die, wie allenthalben, eine Freundin der unumschränkten Macht ist. Es hat Carthagena zu seinem Wasserplatz gemacht; denn von hier aus können seine Truppen sich leicht nach den Küsten des Süd-Meeres begeben, und Mexiko und Peru in den Händen nehmen.

Berg, unerlässlich ist dies ein Theil des Plans, dessen Ausführung dem General Welles anvertraut ist. Die Wiederherstellung des Aufschließenden ist bekannt gemacht, und allenfalls, wo seine Anhänger die Oberhand behaupten, wird dieses Aufschließende wieder gemeines Gesch, damit das Ende der Freiheit des Landes auch das Ende der Freiheit des Handels werde, und damit Amerika nicht bloß Spanien, sondern auch den Häfen dieser Halbinsel unterwerfen sey. Dies ist ein Punkt, den man bei dieser Frage nicht aus den Augen verlieren darf. Vermöge dieser Verfügung sind alle Europäer in dieselbe Sache verflochten; denn es gibt keinen Einzelnen, der nicht auf das Engste damit dadurch berührt würde. Man sieht wohl, daß ein Verbot dieser Art, indem es an die Stelle des freien Handels tritt, eben nicht geeignet ist, widerspenstige Colonien zum Mutterstaate zurück zu führen. Auch hat sich in den letzten Zeiten offenbart, wie die Spanna ihren Vize-König in Schrecken setze, um ihn zur Zurücknahme des Aufschließenden, womit er die Colonie belastet hatte, zu bewegen. Er hat dem Gewarte einer Colonie nachgeben müssen, welche Gewohnheiten angenommen hatte, die mit den Maximen des Reichs von Indien und mit dem Monopol von Cadix in einem allzu großen Widerspruche standen, als daß derselbe auf einen bloßen Befehl des Mutterstaats gehoben werden konnte.

Aus diesem Zustande der Dinge ergeben sich zwei Fragen:

1. Kann Spanien seine amerikanischen Colonien wiedererobern?

2. Könnte es dieselben behaupten?

Die beste Art und Weise, diese Frage zu entscheiden, besteht unzweifelhaft darin, daß man die Angriff- und Vertheidigungsmittel vergleicht, wie auch die Behauptungsmittel mit ihren Schwierigkeiten und den Erhaltungskosten dieser Colonien.

Spanien zählt elf Millionen Einwohner.

Amerika funfzehn Millionen.

Galien zum Vortheil der Colonie, vier Millionen.

Spanien hat fünf und zwanzig tauſend Quadrat-Meilen.

Amerika viermal hundert und acht und ſchzig tauſend.

Spanien kann Amerika nur mit dem kleinſten Theile ſeiner Bevölkerung angreifen, gerade ſo wie England in Hinſicht der Vereinigten Staaten; es könnte nicht einmal gegen Amerika die Hälfte ſeiner Truppen ſenden, womit England die Vereinigten Staaten bekämpfte, Truppen die man damals die Indianten nannte. In dieſem Kampfe mit ſeinen Colonien wird alſo Spanien auf ſeine eigenen Kräfte beſchränkt ſeyn. Es wird demnach, wie bisher, mit ſchwachen Truppenkörpern operiren, die aus der Ferne in die Ferne geſandt worden, und deren Vereinigung, Abfahrt, Ueberſetzung und Aufbruch alles mit ſolchen Unternehmungen unausſprechlich verbundenen Nachtheilen unterworfen ſind, hauptſächlich aber bei einem Volke, das langſam iſt, die zu großen Ueberſetzungen erforderlichen Mittel nicht beſitzt, und ſeine Sorge trägt, weder für die Zuſammensetzung der Mannſchaft, noch für die Erhaltung der Menſchen, noch

endlich für das Einzelne, das zur richtigen Leitung solcher Nüßungen so wesentlich beiträgt. Welch ein mächtiger Unterschied zwischen einer Expedition dieser Art, die von Spaniern, und einer, die von Engländern geleitet wird! Die Nüßungen Spaniens werden also immer schwach und von der Beschaffenheit der spanischen Verwaltung gehemmt seyn. Und was sind diese Nüßungen in Vergleich mit einem Lande, wie Amerika, wo es so schwer hält, mit einem Armeecorps verweilt zu kommen, wo es keine Landstraßen, keine Uebergänge über breite und zahlreiche Ströme giebt, wo die Städte durch große Entfernungen von einander getrennt sind, wo man unermessliche Räume durchlaufen muß, um irgend ein Ziel zu erreichen, wo es an Meereshäfen, Sicherheitshäfen und Hospitiern fehlt! Amerika wird durch sein Klima vertheidigt werden, dessen Einflüssen die Europäer nicht ohne die größte Gefahr trohen können. Ehe ein Corps von zehntausend Mann in Cadix gelandet, eingeschifft, gelandet und im Dienste gebraucht worden ist, muß man wenigstens ein Drittel davon abziehen. Von allen diesen Nachtheilen ist kein einziger für die Eingebornen vorhanden: sie befinden sich bereits auf dem Schlachtfelde, sie sind des Klima's gewohnt, und hundert gegen Einen. Die Ungleichheit springt in die Augen. Freilich ist die Fertigkeit in den Waffen und die Wissenschaft des Kampfes auf Seiten des aus Europa angelangten Soldaten; doch auf wie lange? Alle diese Vorzüge hatten auch die Engländer vor den Bewohnern der Vereinigten Staaten, und doch trat der Sieg auf die Seite der letztern. Die spanischen Ame-

risaner werden eben so kriegerisch gekannt werden, wie die englischen Amerikaner; und sind sie heute die Schwächeren, so werden sie morgen die Stärkeren seyn. Um zu siegen, brauchen sie nur zu fliehen; um die Oberhand zu gewinnen, brauchen sie nur den Kampf zu vermeiden, den National-Krieg an die Stelle des regelmäßigen Krieges zu bringen, ihre Gegner allenthalben zu umschwärmen, ohne ihnen die Stürze zu bieten, sie zu ermüden, zu erschöpfen, und das durch Ermattung zu erzwingen, was sich auf dem Wege der Macht nicht bewirken läßt. Man spricht vom Kriege immer als von einer Wissenschaft, und in Beziehung auf die Ehre, welche in einem Turnier erworben wird, wo man sich nach allen Regeln der Kunst und nach allen, für diese Art des Kampfes verordneten Einrichtungen unter die Augen stellt. Man sollte aber den Krieg nur seinem Zwecke nach anschauen. Dieser ist die Vernichtung des Feindes, und nach diesem wird er, darauf kann man sich verlassen, gegen die spanischen Truppen in Amerika geführt werden. Ihre Gegner werden sie nicht von vorn angreifen, wohl aber einzeln. Sie werden fliehen, um die Spanier zu ermüden, zu erschöpfen; werden diese aber dadurch zu Grunde richten. Mit einem Worte: man wird in Amerika thun, was die Spanier in Spanien gegen die Franzosen gethan haben, und Ferdinands Truppen wird es in der Colonie gerade so ergehen, wie es Napoleon's Truppen in seinem Königreiche ergangen ist. Das Spiel ist gegeben; es wird befolgt werden, sogar von denen, welche in Spanien so viel davon gelitten haben: denn, wie könnte man daran zweifeln, daß das

Menge französischer und fremder Officiere sich hin begeben werden nach dem Felde der Ehre und des Glucks, welches sich der Unruhe, dem Streben nach Reichthum und nach Ruhm, dem Abscheu vor dem Müßiggange, zu welchem die Friedenskluge Europa's verdammt, endlich der Sehnsucht nach höhern Dingen, welche dem Militärstande so eigen ist und jetzt so wenig Befriedigung findet, eröffnet hat!

Das spanische Amerika wird in den Kämpfen, welche es mit dem Mutterlande zu bestehen hat, von den alten Anführern französischer und deutscher Soldaten geleitet werden. Die, welche in den Ebenen von Castilien gekämpft haben, werden sich noch einmal in den Ebenen Paraguays, Mexiko's und Neu-Granada's begegnen. Miranda, der Waffengefährte Dümouriez's, hat die Bahn eröffnet; Tausende werden sie beitreten. Der Engländer Brown hat mit den Schiffen von Buenos-Ayres die Küsten von Peru in Schrecken gesetzt; der Führer einer Handvoll Franzosen in Irland, Humbert, hat Mexiko's Regionen organisiert. Aber möchte daran zweifeln, daß eine lange Reihe von Männern, von denselben Beweggründen belet, denselben Begierden, denselben Kämpfen, denselben Ruhm, denselben Glück, denselben Ziele eines läßigen Müßigganges, eines herabwürdigenden Elendes, einer eckeligen langen Weile, denselben Genuß, sich, für die Freiheit der ganzen Welt kämpfend, einem großen Volke anschließen, entgegen eilen werde! Gab es jemals eine größere, eine vortheilhaftere Unternehmung? Die Tage der ersten Entdeckung Amerika's sind für Europa jundge-

lehrt: es ist eine neue Welt entdeckt worden. Wenn in der ersten Epoche die Spanier allein sich in dieselbe stürzten, so rührte dies daher, daß jeder mit seinen Colonien genug hatte, daß die Straße nach Amerika wenig gekannt und die Schifffahrt für den größten Theil Europa's ungemächlich war. Doch jetzt, wo der Weg nach Amerika eben so besucht ist, wie der nach Paris und London, und wo das Meer bemohnt wird, wie die Erde — jetzt werden Tausende von Europäern nach Amerika gehen, um es zu vertheidigen, wie im sechzehnten Jahrhunderte Spanier dahin gingen, um zu plündern. Das spanische Amerika wird die Pizarro's und Almagro's aus allen Theilen Europa's anlangen sehen; es hat bereits seinen Kaiser gehabt, der Buenedi-Ayres yermal gerächt und erhalten; es wird deren unter allen Europäern finden, welche einen Ruhm und ein Glück, die in Europa nicht mehr anzutreffen sind, in Amerika suchen. Warum es nicht heraussagen? Die Milder dieser beiden Vorseiten sind in Europa, wo nicht ungeschätzt, doch wenigstens herabgemindert. Nur in Amerika lassen sie sich wieder aufrichten, und zwar nach colossalen Verhältnissen, welche nur großen Völkern und Ländern angemessen sind, wo alles noch erst gemacht werden muß. Spanien, auf seine eignen Kräfte beschränkt, welche denen von Amerika nachstehen, wird also auch noch die verwegenen und waghalfigen Männer aller Länder zu bekämpfen haben; und wer weiß denn nicht, daß sie das Gefährlichste sind, was es auf Erden giebt! Allerdings kann es, indem es der Bevölkerung Amerika's geregelte Truppen entgegenstellt,

vermüthe taktischer Ueberlegenheit Anfangs einige Vortheile haben tragen, wie England im amerikanischen Kriege; und außerdem beengt die Natur des Krieges es mit sich, daß die glücklichen Erfolge wechseln. Allein die Ungleichheit und die Nachtheile eines solchen Krieges sind allzu sehr in die Augen fallend, um nicht auf die ungünstigste Weise gegen Spanien zu wirken. Unfälle, die sich nicht vermeiden lassen, werden den Muth der Feinde schwächen, die Anhänger zum Schweigen bringen, den Soldaten zaghaft machen. Bald wird das Vaterland keine Truppen mehr überlegen lassen, aus Furcht des Gegners neue Streitkräfte zuzuführen. Was könnte es auch diesen Truppen anbieten, um den Beweggründen zum Abfalle, welche die Feinde zu geben vermögen, das Gegengewicht zu halten! Das Gold und Silber ihrer Minen, die Klodereien, womit man ausfüllen, die Weben, die man wählen lassen kann — wie viele Mittel, um spanische Truppen von der Bahn der Flucht abzulenken und zum Abfalle zu bewegen, da es dem Menschen einmal eigen ist, seinen Zustand verbessern zu wollen! Gedenkt man dies alles, und erwägt man zugleich, daß, mit dem doppelten Beispiel des Feldzugs von Moskau und des in Spanien selbst geführten Krieges vor Augen, die spanische Regierung in Amerika einen Krieg führt, welcher die Nachtheile dieser beiden unglücklichen Expeditionen in einem so hohen Grade vereinigt: so begreift man durchaus nicht, wie sie sich dazu hat entschließen können. Ist denn die Erfolge immer für die Menschen verlorren? Doch noch mehr. Spanien hat gar nicht

mehr die Mittel, den Krieg gegen Amerika fortzusetzen, und Amerika seinerseits gewinnt an Widerstandskraft in eben dem Maße, in welchem es kämpft.

Der Grund davon ist sehr begreiflich.

Amerika ist die Erde und gewissermaßen die Ernährerin Spaniens geworden, wie in Familien-Verhältnissen das groß und reich gewordene Kind den Eltern Lagen seiner Eltern zu Hülfe kommt. Woher röhren die Reichthümer Spaniens, sey es als Tribute, sey es als Einkünfte von Privat-Personen, welche ihrerseits die öffentliche Wohlfahrt nähren? Doch wohl aus Amerika. Dieses sendet Jahr für Jahr die Summe von 60 Millionen in den königlichen Schatz nach Madrid, und mehr als 150 Millionen nach Cadix zur Saldirung seines Handels. Diese, nach Spanien geführten und daselbst verzehrten Einkünfte vermehren den öffentlichen Schatz durch directe und indirecte Auflagen; denn in Spanien, wie allenthalben, schließt der Verzehr eine Auflage in sich. Nun sind aber alle diese Quellen ver trodnet, und dieser Umstand vermehrt den Jammer, in welchem Spanien sich durch die Ereignisse befindet, die es ertragen hat. Ein solcher Verfall würde diesem Reiche zu jeder andern Zeit empfindlich gewesen seyn; um wie viel mehr aber jetzt! Mit welchen Mitteln wird Spanien also diesen Krieg fortsetzen? Etwas mit den gezwungenen Anleihen, die es in den Handelsstädten ausgeschrieben hat? Allein dies Mittel hält nicht lange vor, und mehr den Financien, welche man so durch aufrecht erhalten will! Spanien, welches nicht einmal so viel hat, daß es die Ausgaben für sein Ju-

zweck bestanden kann *), vermag noch weit weniger, die Kosten eines amerikanischen Krieges zu decken. Noch im Besitz von Amerika hatte es sein Deficit. Wie will es ohne Amerika gegen Amerika bestehen! Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß seine Truppen-Entsendungen dahin sich immer mehr vermindern werden, bis es außer Stande ist, einen einzigen Mann zu senden. Selbst wenn man annehmen wollte, es besitze die Mittel, welche ihm fehlen — wie wollte es wohl seine Entsendungen den veränderlichen, und vermöge der großen Entfernung des Schauplatzes der Begebenheiten durchaus unberechenbaren Bedürfnissen anpassen? Würden diese Entsendungen, im Augenblick ihrer Ankauf, noch dem Zweck entsprechen, um dessenwillen sie gemacht worden? Um den Begebenheiten gewachsen zu seyn, um die Frucht der ersten Auslagen nicht einzubüßen, müßte Spanien immer drei Armeen und drei Flotten in Bereitschaft haben; die erste in Amerika, die zweite auf dem Meere, die dritte in Spanien. Noch fordert der Umfang der spanischen Colonien Anstrengungen, welche demselben angemessen sind. Spanien bedürfte also eigentlich fünf Armeen, um die fünf großen Abtheilungen Paraguay, Mexiko, Peru, Terra firma und New-Granada in Zaum zu hal-

*) Man weiß, daß das geschehliche Einkommen Spaniens, welches sich auf 240 Millionen Fr. beläuft, nicht hinreicht hat für die Ausgaben dieses Landes in Friedenszeiten, selbst wenn die Einkünfte Amerikas, die auf 60 Millionen Fr. geschätzt wurden, zu Hülfe kamen. Die Schuld hat sich allerdings auf 700 Millionen an angehäuft: die Verbindlichkeiten zu den Einkünften, welches noch schlimmer ist, als das in Frankreich.

ten. Hierbei sind Chili, die Havanna und Puerto Rico gar nicht in Anschlag gebracht. Spanien also müßte seinen Zusatzen nach Hunderttausenden in Ansehung der Menschen, und nach Milliarden in Ansehung der Goldkräfte machen. Es hat sich durch die erste Eroberung Amerika's entpölkert; es wird sich vollends entpölkern durch die zweite, welche das Werk der ersten ist, wenn gleich ohne einen ähnlichen Erfah: denn, wenn diese ihm die Colonien brächte, so wird jene sie ihm entreißen.

Die allgemeine Bewegung, in welche Amerika durch die Losfagung von dem Joche des Mutterlandes gerathen ist, hat den vereinigten Staaten eine Stellung gegeben, welche von Seiten Spaniens sehr viel Schutzsamkeit erfordert. Alles in ihnen begünstigt die Unabhängigkeit; und daher die Einfisterungen, die Lieferungen an Waffen und Kriegsbedürfnissen, die persönliche Theilnahme am Kriege. Die Jugend der vereinigten Staaten nimmt ihren ersten Ausflug nach Mexiko, und die amerikanischen Schiffe drängen sich in die dem freien Handel geöffneten Häfen. Wie lange kann dies dauern, bis es zu einem förmlichen Bruche kommt? und, wenn dieser eintreten sollte, wie toll Spanien dem neuen Ressen gemacht sein bleiben! Diese Dogniskenkunft der vereinigten Staaten würde dem eben so unmenschlichen, als für die ganze Welt, vorzüglich aber für Spanien, verderblichen Kampfe ein Ende machen: denn jeder Amerikaner, den ein spanischer Soldat tödtet, ist ein Verräther weniger für Spanien, und jede verlorene Stadt ist eine Verringerung des Reichthums und der in Asien gemachten Besitzungen. Gerade so,

als wenn der König von Frankreich Lyon zerstören und
Loudun und Sedan abtrennen lassen wollte! Was
wird Spanien gewonnen haben, wenn es sich erschöpft
hat, um seine Colonien zu vertheuern und zu verlieren?
Und thut es wohl etwas anderes? So wie es sich be-
nimmt, sollte man glauben, es gebe in der Welt nichts
weiter, als Subordination und Eigenthum, und wenn
man nur herrsche und besitze, so komme es nicht weiter
darauf an, ob man Vortheil davon ziehe oder nicht, ob
der Besitz fruchtbar oder unfruchtbar sey; mit Einem
Worte: man sollte glauben, es handle sich nur um den
nothigen Besitz eines Gegenstandes, während sich bei tau-
send Gelegenheiten gezeigt hat, daß Handelsverbindun-
gen weit einträglicher sind, als das Eigenthum jemals
werden kann. Nichts entscheidet hierüber so sehr, als
das Beispiel Englands, das nach dem Verluste der
Colonien, welche jetzt die vereinigten Staaten genannt
werden, seine Handelsvortheile verknüpfacht hat, ohne
noch länger die Lasten des Eigenthums zu tragen.

Kann Spanien Amerika nicht mehr erobern, und
ist dies, wie wir zeigen werden, gegen seinen Vortheil:
so kann es Amerika noch weit weniger als Eigenthum
behaupten.

Nach allen, über die comparative Bevölkerung der
Mutterstaaten und der Colonien, so wie über die Na-
tur und die Wirkungen des ausschließenden Handels
festgestellten Grundsätzen, ist man zu der Behauptung
berechtigt, daß die neue Eroberung Amerika's durch
Spanien, wenn sie möglich wäre, nur vorübergehend
seyn, und daß Spanien, über kurz oder lang, sich in

Hinsicht seiner Colonien in eben der Stellung befinden, daß es folglich der zweiten Eroberung eine dritte, und dieser eine vierte hinzuzufügen gendebigt seyn würde, bis es für immer unterläge. Eine unabweisliche Folge dieser wiederholten Zusammenstöße!

Das gegenwärtige Amerika verhält sich zu dem Amerika der nächsten hundert, zweihundert, dreihundert Jahre, wie das Amerika zur Zeit der Eroberung zu dem gegenwärtigen Amerika. Die Fortschritte der ersten Epoche, wie die der zweiten, sind die Ursache dieser Erscheinung. In sehr geringer Anzahl lassen sich die Spanier in Amerika nieder, und nach Verlauf von drei Jahrhunderten bilden sie schon eine Bevölkerungs-Masse von mehreren Millionen. Ihrer eigenen Vermehrung fügen sie eine Einfuhr von Menschen hinzu, welche sich ihrerseits in allen Zweigen der Colonial-Bevölkerung betheiligen. Sie vermischen sich mit den Eingebornen, und in kurzer Zeit übertreffen sie die Bevölkerung des Mutterlands, trotz allen Verlusten, welche sie durch den Einfluß des Klimas, durch die Ausdünstungen eines mörderischen Bodens, und durch den Aufenthalt in Ländern und unter Menschen leiden, die ihnen gleich unbekannt sind. Es fehlt ihnen an allen Erhaltungsmitteln, welche die Zeit und die Wissenschaft zu geben pflegen; dennoch nähert sich ihre Zahl schon der Summe von youngs Millionen. Was wird geschehen, wenn sie von dem Punkt ausgehen, den sie bereits erreicht haben, wenn die Barge ihrer Bevölkerung die schon vorhandene Bevölkerung ist, vertraut mit allen Eigenthümlichkeiten des von ihr bewohnten Bodens, im Genuß

alles Dessen, was die Vermehrung eines Volkes begünstigt!

Die Bevölkerung in den spanischen Colonien muß mit der Zeit noch schneller zunehmen, als selbst die der vereinigten Staaten, weil sie größeren Spielraum hat, weil sie mit größeren Meeren, mit bei weitem größeren Strömen, und mit zahlreicheren und geschützteren Häfen ein unendlich fruchtbareres Land vereinigt, und weil die Subsistenzmittel, welche überall die Bevölkerung bestimmen, in diesem Lande weit reichlicher sind. Das spanische Amerika muß, vermöge des letzten Umstandes, mit seiner Bevölkerung weit hinausgehen über die, welche den vereinigten Staaten jemals zu Theil werden kann. Bedenkt man, daß einige Jahre hinreichend gewesen sind, in Mexiko Städte zu errichten, welche, wie Guanaxuato, dessen Name in Europa kaum genannt wird, achtzigtausend Seelen zählen: so kann man sich eine richtige Vorstellung von der Bevölkerung machen, zu welcher es bestimmt ist. Daraus folgt nur allzuviel, daß der Mutterstaat eines gleichmäßigen Anwachses fähig wäre. Spanien wird sich nie zu zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Millionen Seelen, d. h. zu einer Bevölkerung erheben, deren Größe sich nicht angeben läßt. Mit der kleineren Zahl hat die Colonie angefangen; aber sie hat sich bis zur Größe erhoben, und nach kurzer Zeit wird keine Vergleichung möglich sein. Wie will aber Spanien in diesem Zustande der Dinge seine Colonie in Schranken halten? Wenn es sich in Aufzählung der Bevölkerung schon gegenwärtig seiner Colonie unterordnet — was wird es thun, wenn diese

diese noch weit zahlreicher geworden seyn wird? Man
 zeigt doch, wenn es möglich ist, die Beherrschungsmittel
 an, welche zwölf bis fünfzehn Millionen Spanier
 gebrauchen müssen gegen vierzig Millionen Amerikaner,
 die zwei- bis dreitausend Stunden von ihnen ent-
 fernt leben! Wenn Oshindia halb so viele Engländer
 zu Einwohnern hätte, als Amerika Spanier hat, so
 würde es frei seyn. Die Spanier Amerika's sind keine
 Indianer, die von einem Handvoll Engländer gepflegt wer-
 den; es sind nicht mehr die Unterthanen der Kapiten
 oder der Indas; sie sind dies eben so wenig, als Fremd-
 linge in den Königen Europa's. In allem Uebrigen den
 europäischen Spaniern gleich, haben sie noch alle Vor-
 theile Dessen, der seine Freiheit vertheidigt, vor Dem,
 der sie angreift. Was schlägt es dem größten Theile
 von Morillo's Soldaten, ob Amerika frei sey, oder
 nicht! Greifen sie in ihren eigenen Busen, so werfen
 sie sich in die Arme Deter, die sie bekämpfen sollen.
 Ihre Anführer und Die, welche diese senden, können
 glauben, ihr Vortheil bringe es mit sich, der Freiheit
 entgegen zu wirken; allein, wie könnten Jene eine solche
 Gesinnung theilen! Dagegen giebt es keinen Amerika-
 ner, der unempfindlich wäre gegen die Begehrungen der
 Unabhängigkeit, und diese nicht mit aller der Wärme ver-
 theidigte, welche die eigene Sache zu geben pflegt. Dies
 hat man in dem Kriege der vereinigten Staaten gesehen.
 Sehr bald machten die Engländer die Entdeckung, daß
 sie es mit Menschen zu thun hatten, die ihrergleichen
 waren, die, als Bewohner der neuen Welt, die Sachen
 eben so gut verstanden, als die Bewohner der alten;

die, weil der Kampf fortbauerte, sich im Herrn einmal gefaßten Entschlusse befänden, während in England die Gegner sich von dem Gegenstande des Streits entfernten, und der Arm der Edmollinge, welche ihn aufrecht erhalten sollten, in der Vertheidigung einer Sache erkrankte, die ihn gleichgültig ließ, sowohl dem Princip, als dem Zwecke nach. Hiermit verband sich die zweite Entdeckung, daß die Amerikaner sich immer enger an einander schlossen, wie dies denn ganz gewöhnlich ist in Kämpfen, deren Gegenstand der angreifende Theil nicht deutlich faßt, während der vertheidigende ihn in aller nur möglichen Klarheit schaut und mit Beharrlichkeit behauptet. Wahrlich, es macht einen wesentlichen Unterschied, ob man aus Spanien nach Amerika kommt, um dessen Freiheit zu verhindern, oder ob man in Amerika frei seyn will, wenn man es begehrt! Der Grad von Thätigkeit, den man von beiden Seiten an die Sache bringt, um den Ausschlag zu geben, wird durch nichts so sehr bestimmt, als durch den Grad des Interesses.

Spanien würde also offenbar zu schwach seyn, um Amerika nach einer zweiten Eroberung zu behaupten. Es würde aber dazu um so unfähiger seyn, je überwiegender in der Colonie die Neigung zur Unabhängigkeit, die es erziehen möchte, würde. Nun aber würde diese Neigung durch dreierlei gemehrt werden; nämlich einmal durch die Erinnerung an die Vergangenheit, zweitens durch den ausschließenden Handel, drittens durch das Beispiel und die Nähe Brasiliens und der Vereinigten Staaten.

Haben sich die Ideen von Freiheit und Unabhängigkeit nie in den Köpfen eines Volkes abgepiegelt, und ist dasselbe immer dem Laufe der Dinge, so wie derselbe durch Verkommen und Genußhaftigkeit gezeichnet ist, gefolgt: so ist Unterwerfung sein natürliches Zustand; und diese Unterwerfung kann, wie alles von der Gewohnheit Herührende, ohne große Mühe unterhalten werden. Hat aber eine große Erschütterung den Geistern eine andere Richtung gegeben, und sie von der bisher befolgten Bahn abgelenkt, und betrifft die Veränderung die wichtigsten und größten Angelegenheiten, die ein Volk haben kann: wie will man also dann verhindern, daß eine Erinnerung bleibt, daß der gemachte Verlust bedauert wird, daß man nach Wiederherstellung strebt? Weil man in einer schlimmen Lage gewesen und in eine bessere gekommen ist, so will man sich in dieser behaupten. Auf solche Weise hatte England das nördliche Amerika beßsen, ohne von dieser großen Colonie den geringsten Widerstand zu erfahren; es hatte sogar in den Kriegen mit Frankreich vom Jahre 1740 und 1756 Beweise von Treue und bedeutende Dienste von ihr erhalten. Doch wenige Jahre darauf hatte sich die Gesinnung eben dieser Colonie aufs Wesentlichste verändert: sie wollte frei seyn, und forderte die Freiheit mit den Waffen in der Hand. Hatte England auch die Oberhand behalten, so war doch der Kampf nicht beendet, sondern nur aufgeschoben; denn was ihn erzeugt hatte, das würde ihn auch erneuert haben. Had eben dies würde im spanischen Amerika geschehen, wenn Spanien, gegen alle Erwartung, in einem neuen Ja-

zusammenstoß die Oberhand gewinnen sollte. Wie! die Natur der Dinge sollte Amerika nicht bestimmen, den Kampf so oft zu erneuen, als sich eine schließliche Beilegung dazu darbietet? Die Freiheit ist, vorzüglich für große Colonien, ein so großes Gut, daß sie nicht aufhören können, nach demselben zu streben, sobald sie es einmal kennen gelernt haben.

Der ausschließende Handel würde das Streben nach Unabhängigkeit nur verstärken können. Weit mehr gegen ihn, als gegen die Herrschaft Spaniens, hat Amerika sich bewehrt. Da es nun gelangt hat, um Handelsfreiheit zu erhalten, ehe es die Vorzüge derselben genossen hatte: wie sollte es nicht kämpfen, um diese auf Neue zu gewinnen, vorzüglich, wenn der ausschließende Handel nach aller Einnahme wieder hergestellt würde, wie Spanien es bereits versucht hat und noch weit mehr thun würde, wenn es die Oberhand behielte! Schwerlich giebt es einen Handelsvertrag, der für Amerika nicht ein Reizmittel, eine Zurückweisung an Unabhängigkeit, wäre. Jeder Vertrag, welchen die Ausländer in der Bahn der Wettbewerbsfähigkeit machen, ist für seine Bewohner ein Beweggrund mehr, diese Unabhängigkeit zu erstreben, welche ihnen erlaubt, sich diesen Wettbewerbern anzuschließen, und die Früchte derselben zu theilen, während die Beschränkung ihres Handels auf Spanien ihnen verbietet, die Güter zu genießen, die in ihren Händen liegen.

Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und Brasiliens ist ein Leuchtthurm, welcher dem spanischen Amerika so nahe steht, daß es ihn nicht aus den An-

gen verlieren kann. Wie könnte es sich diesem Verhältnisse verweigern! wie diesem Einflusse widerstehen, der seiner Wirkungen eben so wenig beraubt werden kann, als das Sonnenlicht der feinigsten!

Also wird Amerika seine Freiheit als möglich zu bewahren hat, wird es sich dieselbe zu jeder Zeit so denken. Die Bewegung, welche ihm mitgetheilt worden ist, wird nicht zum Stillstand kommen, und sich in jedem Augenblicke erneuern durch das vorhaltige, oder vielmehr unaussprechliche Gefühl der Handlung, welche diese Bewegung herbeiführt.

Erachtet man aber von der Freiheit oder von der Unterwerfung Amerika's, so muß man, um sich gehörig zu verstehen, drei Dinge nicht außer Acht lassen.

1. Eine allgemeine oder partielle Unterwerfung.

Ist die Unterwerfung allgemein, so steht die große Frage von der Unabhängigkeit des Handels zurück. Das Ausschließende stellt sich gleichzeitig mit der Herrschaft Spaniens ein; denn dieses kennt keine andere Art zu regieren. Wenn dies Ausschließende, dessen Härte die erste Empörung herbeigeführt hatte, wird in den Augen der Amerikaner nicht erträglicher, nicht angenehmer geworden seyn. Es wird daher zur Ursache neuer Aufstände werden, und dies ist ein verheißter Entschluß, aus welchem man gar nicht heraus kann. Ist der Handel frei, so ist man unabhängig; ist er ausschließend, oder will er es um jeden Preis werden, so mußte sich daran ein unvermeidlicher Nachtheil folgender Art. Mancher, der sich mit der Herrschaft Spaniens vertragen möchte,

verträgt sich nicht eben so gut mit dessen Ausschließen-
dem; Mancher, der Spanien trenn bleiben möchte, ist
weit entfernt, sich durch seine Treue an den Verstand
bringen zu wollen. Wird der Vortheil zu Rathe ge-
geben, so nehmen die Meinungen eine andere Rich-
tung. Hat man erst die Süßigkeiten des Wohlhandels
genossen, dann kann man sich nicht versucht fühlen, sich
in die engen Grenzen des spanischen Handels einflie-
men zu lassen. Was gerade ist die Betrachtung, welche
die ganze Gestalt der Frage verändert, so wie jede
Frage, die sich auf Colonien bezieht. Wenn Spanien,
gegen die Weisheit seines Rathes von Indien, den aus-
schließenden Handel setzen läßt, dann kann es seine
Colonien fahren lassen. Die Wohlhabenheit, welche
die unvermeidliche Folge dieses Verfahrens seyn würde,
könnte nicht verschulen den Colonien eine Stärke zu ge-
ben, welche die Behauptung derselben unmöglich machen
würde. Sehr unrichtig urtheilt man, wenn man an-
nimmt, daß die Aufhebung des Ausschließenden, indem
es die Hauptgeschwörden der Colonien beschwichtigt,
zugleich alle übrigen Voreingriffe zu einer Trennung
von dem Mutterlande entkräftet. Es würde sich gerade
das Gegentheil einstellen. Die Menschen in Masse, die
Wölker, bestimmen sich nie durch die Betrachtung Dessen,
was sie bereits gewonnen haben, wohl aber durch Das,
was sie noch gewinnen können. Sie wollen, sobald sie
können, und sie wollen alles, was sie können. Gerade
das was würde den spanischen Colonien in Hinsicht
des Mutterlandes beugen, sobald es sein Ausschlie-
sendes aufgegeben hätte. Nicht durch den Bruch und

durch den Einmiß des freien Handels, würden sie in ihren Forderungen weiter gehen. Sie würden sich nicht dabei aufhalten, die fortgeschafften Uebel zu betrachten, sondern ihre Blicke auf die noch vorhandenen richten; nicht bei den erworbenen Gütern würden sie verweilen, sondern bei den zu erwerbenden. Das bringt der Gang des menschlichen Herzens mit sich. Befreit von dem Ausschließenden würden die spanischen Colonieen verlangen von Verwaltern befreit zu werden, welche aus Spanien kommen, ohne sie gekannt zu haben, und sie verlassen, ohne sie mehr als oberflächlich zu kennen. Sie würden befreit seyn wollen von jener Menge von Agenten, welche sich bei ihnen einstellen, um sie auszuquetschen, und um Andern Platz zu machen, welche nichts Besseres thun. Sie würden befreit seyn wollen von einer solchen Regierung, welche nothwendig langsamer ist und den Bedürfnissen der Amerikaner von keiner Seite her entspricht. Mit Einem Worte: die Colonieen würden ihre Forderungen an den Vernachlässigungen abmessen, die sie bisher erfahren haben.

Wird das Ausschließende aufrecht erhalten, so führt es zur Empörung und zur Unabhangigkeit, als dem einzigen Mittel sich von einem verabscheuten Joch zu befreien.

a. Ist die Unterwerfung Amerika's nur partiell, so wird dadurch nichts bewirkt. Das Feuer, welches an dem einen Orte brennt, entzündet sich an dem andern, weil Das, was den Brand erregt, nicht aufgehört hat. Der Colonist, der noch unter den Waffen ist, wird der Weisand des entlassenen; und weil die

fer nicht aufhört hat zu wünschen, daß er selbst frei seyn möge, so wird er auch nicht aufhören zu wünschen, daß Der, welcher es ist, es auch bleiben möge, theils als Roster für die Gegenwart, theils als Roster für die Zukunft. Vermöge der Natur der Dinge werden er ihm sein Herz zu; sein Arm wird ihm bei Gelegenheit zu Statten kommen. Wird also das spanische Amerika nicht gleichzeitig zur Unterwerfung vermocht, so wird der nicht gelöschte Brand das Bestimmte auf Neue entzünden; er wird zum zweiten Male auflodern, wie zum ersten Male, und zwar in Folge eines lebhaften und allgemein gefühlten Bedürfnisses. Wie kann man sich aber mit dem Gedanken schmökeln, daß ein so großes Land, wie das spanische Amerika, daß ein Festland, wie dieses, dessen Theile so auffallende Contraste und Trennungen mit sich bringen, auf einmal und wie auf den Schlag einer Hundstuthe, in allen seinen Theilen werthe zur Unterwerfung vermocht werden! Wie kann man sich einbilden, daß Mexiko, Peru, Chili, Paraguay, Terra firma, Neu-Granada den Forderungen Spaniens nachgeben werden, vorzüglich bei der Hartnäckigkeit, welche die Grundlage des spanischen Charakters ausmacht!

Als die Engländer die vereinigten Staaten bekämpften, um sie in der alten Abhängigkeit zu erhalten, hatten sie bei weitem nicht mit so vielen Nachtheilen zu ringen, wie Spanien in seinem Kampfe mit Amerika antrifft. Jene Staaten waren, in Vergleichung mit der Ausdehnung von Amerika, was Ein Departement in Hinsicht Frankreichs ist. Die vereinigten Staaten pas-

den unter einer gemeinschaftlichen Leitung, Regierung genannt, während Amerika solcher Regierungen sehr viele zählt. Statt des Einen Congresses der vereinigten Staaten, hat Amerika deren nicht weniger als zehn; denn jede Abtheilung hat den ihrigen. Selbst wenn man mit dem Einen zu Stande gekommen wäre, so würde man deshalb noch nicht mit dem andern im Reinen seyn. Dieser Zustand von allgemeiner Störung macht die Stärke der Insurrectionen und die Verwerflichkeit der Gegner Amerika's aus. Es sind nur Glieder, deren man habhaft werden kann, nicht der ganze Körper. Anstatt daß bei einer regelmäßigen Insurrection, wie die der vereinigten Staaten war, etwas vorhanden ist, wozu man sich festhalten kann, nämlich ein Kopf, mit welchem übereinkommen nicht unmöglich ist, giebt es im spanischen Amerika eine Autorität, die zugleich allenthalben und nirgends ist; und eine Bevölkerung von Freiwilligen in allgemeiner und unregelmäßiger Störung verträgt sich nicht mit allgemeinen und blühenden Verabredungen, besonders nicht bei panischen Völkern, wie die Spanier sind, bei welchen der Aberglaube die Gewissenhaftigkeit verdrängt. Bei Völkern dieser Art kann man auf Treu und Glauben nur in so fern rechnen, als die Gegenwart der Macht die Vollziehung der Uebereinkünfte sichert. Was in Amerika geschieht, was in jedem Dorfe Spaniens geschehen ist, bestätigt diese Behauptung. Zwei Mal des Tages ließte dasselbe Dorf durchziehenden Boten den Eid, der am Abend vergessen war; und auch in Amerika haben dieselben Boten nicht aufgehört, den dem Ungehorsam

zum Gehorsam, und umgekehrt, überjugen. Der Spanier hat das mit dem Afrikaner und dem Orientalen gemein, daß er sich als Demjenigen verpflichtet glaubt, welcher stärker ist.

Es ist oben behauptet worden, daß Spanien seine Colonien nicht verteidigen kann.

Man giebt es zwei Arten, Colonien zu verteidigen: die eine für sich selbst, die andere gegen den äußeren Feind.

Vor der Umwälzung hatte Spanien in Amerika nur eine geringe Anzahl regulirter Truppen, die aus Europa herkamen. Die Bewachung des Landes war den National-Truppen anvertraut *).

Spanien rechnete darauf, daß diese Truppen hinreichten gegen den einzigen Feind, der irgend einen Punkt seiner weitläufigen Colonien angreifen könnte. Dieser Feind war England; und da sich auswirkte

*) Im Jahre 1804 zählte Klaproth an Truppen aller Art:

Spanien-Gesamtheit . . .	2,200 Mann
Wägen	11,000 —
Spanien-Gesamtheit . . .	4,500 —
Wägen	11,300 —

Zusammen 32,200 Mann.

Darunter waren Höchstzahl 9,500 —

Diese Truppen bestanden zu WIL. Franklin. Eigentlich Klaproth der großer Theil dieser Truppen gegen Spanien.

Man kann die regulirten Truppen mit Wägen der übrigen Theile Amerikas nach denen beurtheilen, die sich in Klaproth befanden. Sie sind, wie die meisten, größtentheils zu den Insurgenten übergegangen und helfen folglich nicht Spanien.

Klaproth des Verfassers.

ließ, welche Kräfte diese Macht gegen Amerika in Bewegung setzen konnte, so brauchte man allerdings die Vorsicht nicht weit zu treiben. Die beiden Expeditionen gegen Buenos-Ayres haben die Richtigkeit dieses Calculs bewiesen: denn beide Male ist es durch die Veröthlung des Landes gestoppt worden. Das amerikanische Festland in seiner Ausdehnung konnte England nicht angreifen; es würde geschehen, indem es gegen eine solche Masse anrannte; in mehreren Gegenden würde Amerika sogar durch das Klima vertheidigt werden. Spanien, das sich vermöge des Familien-Pacts auf Frankreich verlassen konnte, und weder die Vereinigten Staaten, noch Portugal fürchtete (sich nicht, weil sie ja viel mit sich selbst zu thun hatten, dieses nicht, weil es in Europa allzu sehr Spaniens Nachbar war, um nicht in Amerika auf seiner Huth sitzen zu müssen) — Spanien, sag' ich, hatte für die Epoche, auf welche sich diese Vertheilung seiner Macht bezog, sehr gut gerechnet. Jetzt aber hat sich alles verändert. Nicht mehr gegen England, oder überhaupt gegen einen auswärtigen Feind, braucht Amerika vertheidigt zu werden; gegen Amerika muß man Spanien vertheidigen, und gerade Dem, welche die Sorge für die Schauptung der Herrschaft anvertraut war, muß man diese entziehen. Der Zustand hat sich, wie man sieht, wesentlich verändert. Spanien müßte also, nachdem es den Amerikanern die Waffen entriß, 1) ihnen dieselben nicht länger vertrauen, 2) sie fortwährend unter der Obhut europäischer Truppen erhalten. Wie aber könnte es mit seiner geringen Bevölkerung auferstehen für eine

solche Verfassung und für den Nachwuchs, den dieselbe erfordern würde? Welche Macht in der Welt wäre groß genug, Amerika mit angemessener Besatzung zu versehen, vorausgesetzt, daß diese Besatzung im Verhältniß stehen soll mit der zunehmenden Bevölkerung dieses Landes! Und selbst wenn Spanien der Menschen hätte, die ihm fehlen, woher würde es die Kosten ihres Unterhalts nehmen! Sie müssen nicht nur abgehalten, sondern auch in großer Zahl vorhanden seyn. Ist diese gering, so reicht man nicht aus; ist sie groß, so ruht man sich. Wenn die mexikanische Wölfe einen großen Theil von den Produkten Mexico's verschlang — wie viel würde nicht ein regelmäßiges Heer kosten, das, aus der Ferne herbeigeführt, in allen seinen Theilen auf Kosten Spaniens unterhalten werden müßte! Es leuchtet demnach ein, daß Spanien keine Mittel besitzt, seine amerikanischen Colonien für sich zu behalten.

Aber es hat eben so wenig ein Mittel, sie gegen Anstrengungen zu verteidigen.

Spanien hat in Amerika zwei Feinde vor seinen Thoren: die Vereinigten Staaten und Brasilien. Zwar sind die Regierungen im Frieden; aber die Natur der Dinge liegt im Streit, und dies wird fort dauern bis zu einer neuen Ordnung der Dinge. Gehörte die Hälfte Europa's zu Amerika: würde alsdann die andere Hälfte nicht alles aufbieten, nicht aus allen Kräften dahin streben, einen Zustand zu beendigen, der ihr nur als eine Umkehrung der natürlichen Ordnung erscheinen könnte? Wehlen, man mache die Anwendung dieses Princips auf Amerika! Noch mehr. Wäre der von

Amerika befeßte Theil Europa's der fruchtbarste und reichste dieses Erdtheils — würde alsdann dieser Umstand nicht ein Sporn mehr seyn, ihn von Amerika loszureißen, um ihn der andern freigeblichenen Hälfte zurückzugeben? Nun gut, in diesem Falle befinden sich die vereinigten Staaten und Brasilien in Ansehung Amerika's. Man muß vor allen Dingen ihre geographische Lage in Betrachtung ziehen, vermöge deren sie die spanischen Besitzungen im Norden und Süden umfassen.

Die vereinigten Staaten können nicht verschlen, die beiden Florida's ihren Besitzungen einzuverleiben; denn diese Länder liegen zwischen ihnen und ihren neuen Provinzen von Louisiana, und diese Zwischenslage ist allzu beschwerlich, als daß man nicht nach Aufhebung derselben hinstreben sollte. Durch Louisiana gränzen die vereinigten Staaten mit Mexiko; der große Fluß Rio bravo del Norte scheint von der Natur gar Grenze beider Staaten bestimmt zu seyn. Die Niederlassungen der Amerikaner am Missouri umwickeln Neu-Mexiko. Wie große Thätigkeit haben sie Wege nach dem Südo-Mexico gesucht; man kennt die Reisen, welche auf Befehl der Regierung zu diesem Endzweck unternommen sind. Will man wissen, was aus diesem Wille werden wird, so muß man vor allen Dingen bei den Elementen verweilen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Ein neues Volk, dem Handel ergeben, den es in allen Richtungen verfolgt, wozu es ihn erreichen kann; ein Volk, das mit allen Nationen handelt, ohne anderes Wapzeichen, als das der Gerechtigkeit und des gemeinschaftlichen Vortheils; ein Volk, frei von allen den

Vorurtheilen, welche die furchtsamen Schritte alter Nationen leiten! Die vereinigten Staaten zählen bereits mehr als zwölftausend Handelschiffe; und diese Zahl vermehrt sich mit jedem Tage. In Amerika befindet sich eine Pflanzschule von Matrosen: ein mächtiges Nahrungsmittel für die Seeräuber aller Völker. Wächst England zählt kein Volk so viele Kriegsschiffe, und nach kurzer Zeit wird die Tochter der Mutter in diesem Punkte eben so wenig etwas nachgeben, wie in vielen anderen Punkten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat sich, streng genommen, noch nicht friedt: sie versetzt sich mit der größten Freizigkeit, und verläßt ihre Wohnsitze, um anderwärts einen bequemeren Aufenthalt zu finden; die großen Räume, welche sich ihr öffnen, gestatten ihnen diese leichten Bewegungen, welche bei alten Völkern, wo alle Plätze bereits eingenommen sind, nicht Statt finden können. Die Amerikaner haben in ihrem Charakter etwas Abenteuerliches, was zu Unternehmungen treibt: wie von dem europäischen Joch, so haben sie sich von den Ideen Europa's befreit, nur darauf bedacht, wie sie Amerika gegen Europa beschützen wollen.

Der Dange haben der Echarssicht der Amerikaner nicht entgegen können.

Einmal, daß Amerika das natürliche Erbtheil der Bewohner Amerika's eben so ist, wie Europa das natürliche Erbtheil der Europäer; daß Amerika von seinen Bewohnern eben so natürlich regiert wird, wie Europa von den seinigen. Es würde sehr unnütz, um nicht zu sagen sehr lächerlich, seyn, wenn man denken wollte, daß Völker, welche siegreich aus dem Kampfe um die

Freiheit eines Theils von Amerika hervorgerufen sind, die souveräne Macht Spaniens vorzüglich ehren würden. Gerade, weil Spanien in Europa gelegen ist, wollen die Amerikaner nicht, daß es eine Macht in Amerika ausübe. Man nehme sich wohl in Acht, Das, was antreibt, mit Dem zu verwechseln, was zurückhält. Es geht es nicht mit den Menschen.

Zweitens, die Amerikaner können nicht verschleiern, jeden Vortheil, der sich von Spanien lockt, als einen natürlichen Zuwachs der größern amerikanischen Föderation gegen die europäische Herrschaft, und folglich als eine Bürgschaft mehr gegen die Wiederkehr der letzteren, zu betrachten. Dies bringt das Interesse Amerikas mit sich. Nachdem es in Europa gehört hat, muß seine Haupt Sorge darauf gerichtet seyn, alles von sich zu entfernen, was zu einer neuen Unterjochung führen könnte; und sicherlich wird es nichts vernachlässigen, um alle Thore zu verschließen, durch welche Europa aufs Neue eindringen kann. Da es nun kein größeres giebt, als das des südlichen Amerika: so wird das nördliche Amerika alles aufbieten, um den Eintritt in dasselbe zu untersagen; und giebt es für diesen Endzweck wohl ein besseres Mittel, als wenn man die Colonien frei zu machen sucht? Wenn sind sie einmal frei, so haben sie dasselbe Interesse, den alten Besitzern die Landung in Amerika zu versagen.

Drittens, Krieg und Handel sind die neue Waffe, worin alle Völker sich zu begegnen berufen sind. Diese neue Tendenz ist der gesammten Menschheit gegeben. Was jetzt an werden die Kriege keinen andern Eigen-

stand haben, als den Handel und die Freiheit der Colonien, als die Quelle des Handels. Die Amerikaner haben sich in der Handels-Ausfuhr bereits durch große Erfolge kenntlich gemacht; mit Riesenschritten durchlaufen sie dieselbe auf beiden Halbkugeln. Ihr Einfluß wird immer merklicher; und Gegenden, welche bisher für unzugänglich gehalten wurden, haben, von ihnen besucht, sogar die Gesetze abgeändert, nach welchen sie regiert wurden. Die Amerikaner müssen demnach wünschen, daß alle Handelsbahnen eröffnet und erweitert werden. Welche Länder aber könnten ihnen einträglichere und gelegnere darbieten, als die des spanischen Amerika! Verschließt Spaniens Eisenschacht nicht länger die Häfen Mexiko's — wer kann dann den Handel mit diesem Goldlande vortheilhafter treiben, als die vereinigten Staaten! Ihre Schiffe berühren sich; die Häfen Calcutta's gehen nach demselben Meere hin, an welchem Vera-Cruz liegt; durch ihre Niederlassungen im Norden bringen sie nach dem Süd-Meere vor. Die ganze Westküste Mexiko's, das Königreich Terra firma, Paraguay, sind näher, als die Häfen Europa's, wo die amerikanische Flagge unaussprechlich weht. Derselbe Instinkt, welcher die vereinigten Staaten nach dem Meere und dem Handel hingieht, wird sie auch zu jeder Zeit auf Das führen, was den Handelskreis erweitern kann; und da Amerika die Mittel dazu darbietet, so werden sie für die Befreiung desselben arbeiten.

Wirkens, die Vereinigten Staaten können nur die Engländer zu bekämpfen haben; sie sind ihre Nachbarn in Canada, und ihre Wüthenker in allen Handelsplätzen.

plügen. Die Amerikaner brauchen also Verbündete, welche mit ihnen gleiches Interesse haben. Wo können sie diese aber leichter finden, als in Amerika! Nur in diesem Erdtheile sind die Bewohner, vermöge ihrer geographischen Lage, unabhängig genug von den Engländern, um bei ihren Handlungen nur ihren eigenen Vortheil zu Rathe zu ziehen. Man muß die Wahrheit sagen. In Europa giebt es bei der Nachbarschaft von England keine Freiheit mehr, so lange es im Stande ist, mit eben so viel Leichtigkeit als Sicherheit Vorschläge zu schlagen. Ganz anders sehen die Sachen in Amerika. Hier giebt es eine ungeheure Zone von Unabhängigkeit, welche gegen England gebildet ist, weil sie außerhalb des Reiches seiner Schläge liegt. England wird nie alle amerikanischen Küsten blockiren, wie Orest und Cadix. Wie könnte Amerika dieses Vertheidigungs- und Gleichgewichtsmittel aufheben, ohne darin einen Beweggrund zur Verallgemeinerung der bereits begonnenen Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes zu finden! Denn, je weiter sich die Unabhängigkeit ausdehnt, desto mehr Schwachwerden giebt sie gegen ihre mächtige Nebenbuhlerin.

Brasilien wird nach kurzer Frist diese Ansicht theilen, und nicht anders handeln. Der König ist in diesem Lande erst angelangt; zur Hälfte ist er noch Europäer. Doch, wenn ein längerer Aufenthalt in Amerika ihn und seinen Hof naturalisirt haben wird, wenn ihre Sinne, abgelenket und gleichsam entzöhnt von Europa und von Portugal, sich auf Brasilien gerichtet haben werden — wie denn dies nach kurzer Zeit der

zall geworden seyn muß —: dann wird Portugal ihnen nur in der Ferne erscheinen, welche Gleichgültigkeit erzeugt; der unübersehbliche Reiz der verschmeckenden Gegenstände wird den Ideal von Brasilien zu einem vollständigen Amerikaner machen und die Familien-Interessen werden von den Staats-Interessen verbunden werden. Auf die Dauer giebt es kein festes Bündniß, das nicht viel mehr auf den Vortheil des Staates gegründet ist, als auf den Vortheil Derer, die an der Spitze stehen; die letzteren machen dem ersteren unentwählich Platz. Und so wird es dem Kaiser von Brasilien ergehen: er wird ein amerikanischer Kaiser werden, dem Europa fremd, ja, der im Nothfalle sogar Europa's Gegner wird; er wird an seiner Befestigung mit eben so viel Eifer arbeiten, wie die Vereinigten Staaten, weil er dieselben Beweggründe dazu hat. Wer sich in Amerika niederläßt, wird ein Verteidiger seiner Unabhängigkeit gegen Europa.

Wie will nun Spanien, unter so zahlreichen Feinden seiner Herrschaft, gedrängt von so entgegenstehenden, so mächtigen Interessen, seine von allen Seiten untergrabenen und aller Erhaltungsmittel beraubten Besitzungen behalten! Es läßt sich nicht begreifen, was Spanien nach sehr langer Zeit thun könne, um sich sicher zu stellen, einerseits gegen die natürliche Tendenz seiner Colonien nach Unabhängigkeit, andererseits gegen die eben so natürliche Tendenz seiner beiden Nachbarn, eben diese Colonien anzugreifen, um sie einem, dem eigenen ähnlichen Zustande näher zu führen, und sie mit der größten Idemitation zu vereinigen, deren erste

Kinge sie sind. Wenn die Gegenwart eines einzigen freien Dorfes auf dem amerikanischen Festlande als Schrankepfeiler hinreichen könnte, die Freiheit in Amerika einzuführen: um wie viel mehr wird nicht die Gegenwart von zwei großen Staaten, deren Lage ganz dazu gemacht ist, eben die Wirkung hervorzubringen, dieselbe mit Schnelligkeit und Sicherheit herbeizuführen! Einige der Rath von Indien in alle Einzelheiten die-
 ser wichtigen Frage mit der Genauigkeit ein, welche so große Angelegenheiten erfordern: so würden die auffal-
 lenden Betrachtungen, welche sie in sich schließt, ihn ohne Zweifel bestimmen, Amerika aus einem ganz an-
 dern Gesichtspunkte zu betrachten, als der ist, welchen die Truchümer einer längst verfloffenen Zeit, und die Lehren von Staatsmännern gegeben haben, die mit dieser Zeit untergegangen sind.

Spanien sollte sich, wie es scheint, die Frage vor-
 legen, was man thun müsse, wenn man weder erodens
 noch behaupten kann: ob es nicht wohl gethan sey,
 sich da Freunde zu erwerben, wo man nicht länger An-
 serhanen haben kann; ob es klug sey, sich der Gefahr,
 ausgeschlossen zu werden und zu bleiben, bloß zu stellen,
 weil man hat ausschließen wollen. Und diese einfachen
 Grundsätze zur Basis eines neuen Verfahrens in die-
 ses seiner Gedanken machend, sollte es diesen, anstatt
 des bewaffneten Armes, die Hand eines Freundes tel-
 chen, und sie bestimmen, an die Stelle der direkten,
 für die Zukunft ganz unzulässigen Subsidien, die
 Herrschaft von Prinzen aus demselben Hause zu brin-
 gen, welches seinen eignen Thron einnimmt, um so

zwischen Spanien und Amerika einen Familien-Pact zu errichten, dem gleich, der in Europa Frankreich mit Spanien verbindet.

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben uns unsere Leser durch die Mittheilung dieses angehenden Kapitels aus dem Werke des Herrn von Pradt zu verbinden geglaubt.

Wer kann dasselbe lesen, ohne eine Zukunft voll wichtiger Begebenheiten zu ahnen! Was Europa in dem gegenwärtigen Augenblick ist, das ist es wesentlich durch die Herrschaft, welche Spanien und Portugal über Amerika ausgeübt haben; und da diese Herrschaft aufhört, so ist es wohl der Mühe werth zu fragen, wie Europa, sowohl im Großen, als im Einzelnen, hierdurch zu stehen kommen werde. Diese Frage, welche selbst Privat-Angelegenheiten berührt, ist aber schwerlich zu beantworten; und der einzig übrig bleibende Gedanke ist, daß über Europa ein großes Schicksal schwebt, welches in der nächsten Zukunft verarbeitet werden muß.

Amerika wurde zu einer Zeit erobert, wo die europäische Welt noch in den Händen der Feudallorde lag, und keine andere Herrschaft kannte, als die, welche durch den Besitz von Grund und Boden über Menschen ausgeübt wird. Es war daher kein Wunder, daß auch Amerika sich dieser Herrschaft unterwerfen mußte. Da aber dies Land so große Vorräthe von edlen Metallen in sich schloß, so konnten diese nicht auf Europa

übergehen, ohne alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern, und nach und nach der Herrschaft den entgegengegesetzten Charakter zu geben, so, daß es zuletzt darauf ankam, durch Menschen über den Grund und Boden zu herrschen. Nur in Spanien konnte dies nicht der Fall seyn, weil es der allgemeine Vankier von Europa geworden war, welches seit den Jahrhunderten kaum noch etwas anderes gethan hat, als die Schätze von Mexiko und Peru auf sich abzuliefern. Spanien ist sich also in seiner Entwicklung gleich geblieben, schwermüthig ahnend, daß ein Zeitpunkt kommen werde, wo es durch den niedrigen Stand seiner Cultur am meisten Besatz lause, Amerika für immer einzuholen.

Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Nichts wird Spaniens Colonien an der Erwerbung einer vollkommenen Unabhängigkeit verhindern. Wichtig ist dieser Zeitpunkt aber besonders durch das allseitige Bestreben der europäischen Völker nach einem höheren Grade von bürgerlicher Freiheit: ein Streben, welches um so unaufhaltsamer ist, je bestimmter es aus der Entwicklung der drei letzten Jahrhunderte hervorgeht, und je weniger es unterdrückt wird von Regierungen, welche zu der Einsicht gelangt sind, daß ihre Tendenzen nur durch Begünstigung desselben befriedigt werden können.

Unstreitig wird es auch in der nächsten Zukunft nicht an Krisen fehlen. Von welcher Art diese aber auch seyn mögen, so läßt sich doch Eins vorhersehen: das nämlich, daß Europa und Amerika in eine immer innigere Berührung kommen werden, um sich, wie bisher, gegenseitig zu ergießen. Die amerikanische Welt ist

wesentlich von Europa ausgegangen, und darum wird sich das letztere in der ersten immer mit Leichtigkeit wiederfinden. Nicht so die asiatische Welt. Zwischen ihr und Europa ist eine Kluft besetzt, welche nie ganz ausgefüllt werden kann, und welche daher für die Europäer an Durchbarkeit in eben dem Grade zunehmen muß, als sich sein Verhältnis zu Amerika verändert. Europa wird den Handel mit Ostindien noch und noch ganz aufgeben, weil es ihm leicht an den Mitteln zur Fortsetzung desselben fehlen kann. Das Beste ist, daß es dabei nichts entbehren wird: denn je höher die Kultur Amerika's steigt (und sie steigt nach dem Grade seiner Unabhängigkeit von fremder Macht), desto leichter wird sich daselbst alles erzeugen lassen, was Ihnen bisher Vergnügen hatte, die Konsumgüter allein ausgenommen, die für Europa das Entbehrlichste sind.

Keine europäische Macht ist bei der großen Umwälzung, welche dem Erdball in seinem jetzigen Verhältnisse bedroht, so sehr interessiert, wie England, dessen Macht auf der Fortdauer der alten Verhältnisse beruht. Eben deswegen nun scheint nichts natürlicher zu seyn, als daß England einen Versuch mache, sich Spaniens anzunehmen. Wie dieser Versuch ausfallen werde, ist übrigens nicht schwer zu berechnen, wenn man das vorübergehende Kapitel mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat.

Briefe aus München.

München, vom 1sten März 1817.

Mein lieber Gerand!

Sie haben nun seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem der König Maximilian Joseph dem Grafen von Montgelas seiner kreisförmigen Ministerial-Gewalt entzogene, einen Monat guldagelegt, und in dieser Zwischenzeit manche Erinnungen und Stimmen wahrgenommen, welche durch diesen seltenen Vor nothwendig regt geworden, und theils in vertrauten Kreisen geblieben, theils in öffentliche Blätter übergegangen sind.

Es sey uns, als frühen Verkündern und nahen Zeugen dieses Ereignisses, erlaube, seine näher liegenden Verdienste zu Tage zu fördern, um dadurch die bis jetzt erschienenen, zum großen Theile oberflächlichen, Urtheile zu berichtigen.

Dem Grafen von Montgelas kann eine vollendete diplomatische Bildung — eine durch Sicherheit des Gedächtnisses unterstüzte Bekannthschaft mit der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, — eine Vertrautheit mit der schönen, vorzüglich französischen Literatur, — ein Scharfsinn in der Auffassung vielsätziger Geschäfte. Gegenstände, — und endlich in seinen Erscheinungen das

Gedräge eines Staats- und Hofmannes nicht abgesprochen werden.

Aber lassen Sie uns den Mann nun auch auf seiner Rechten Seite erblicken.

Wir finden da einen Menschen, dessen Celebrität mit der großen Illuminaten-Jagd unter Carl Theodor beginnt; ihm ist das Glück geworden, unter dem Schutze jener Waffen gegen die Verfolgungen des Okeanos, für die sibirische Flucht des Hofraths mit dem lauten Einzuge eines Ministers sich entschädigt zu sehen. Bald nach seiner, nicht ohne Mühe bewirkten, Befestigung auf dem Minister-Sessle übt er schon an dem würdigsten der neben ihn gesessenen Minister, dem Freiherrn von Hompesch dem Vater, die Lauge. Nach dem willkommenen Tode dieses Veteranen erteilt er, sich mit der Firma des ältesten Ministers zu schmücken, und dem früh und tief gemurkerten Gang nach Vorherrschaft mit den gelungenen Versuchen zu nähren, sein damals noch einflussreiches Departement der auswärtigen Angelegenheiten auf Kosten der übrigen Ministerien mit Gegenständen von fruchtbringenden Besüssen auszustatten. Er weiß den damaligen Staatrath, eine Versammlung von licht- und kraftvollen Männern, deren Zusammenwirken Valerius Regierung als eine aufgeklärte, liberale und humane Erscheinung zum Gegenstande des Beifalls und der Achtung im In- und Auslande erhebt, durch den doppelten Schlag zu lähmen, daß allmählig jedes wichtigere Geschäft seiner Berathung entzieht, und zuletzt, ohne den Ausspruch seiner Aufhebung zu tragen, diese durch vorschriftsmäßige Vermeidung seiner Versammlung herbei-

geführt wird. Es gelingt ihm inzwischen, das Ministerium der Finanzen, mit welchem der alte Graf Krasa wohl gegen seine Neigung und Bildung das zum glücklichen Zeitpunkt befaßt wurde, in seine Geschäftssphäre zu ziehen; er sieht sich aber bald genöthigt, es an einen mächtigen Redentapler seines Amtes und Hauses, den Freiherrn von Hompesch den Sohn, herauszugeben, und dafür in der Creation eines Ministeriums des Innern sein Entschädigungs-Land zu finden. Nunmehr giebt er unter fremder Diktatur dem Kaiserreiche eine sogenannte Constitution, deren Vorschlag, nach dem Urtheile des Ministers selbst, dahin gefunden werden sollte, daß aus ihr, was man nur immer wollte, gemacht werden könne, und welche in keinem Punkte gewisserhafter erfüllt worden ist, als in dem ausdrücklichen Zugeständnisse, daß einem Minister mehrere Ministerien (vielleicht schloß man im Stillen: also auch alle) übertragen werden können. Ein durch sie eingesetzter Geheimrath wagt in seiner Competenz Anspruch und Niedrigkeit, in seiner Befehung Adel und Invaliden erblicken. Um beßend diese Geburt des Verfalls der Zeit würdig zu begleiten, wird ein Orden des Verdienstes — nach der ersten Verleihungs-Liste ein bloßer Orden der Classen und des Ranges — geschaffen, und eine päpstliche Dotations-Spende an Geld und Gütern veranstaltet, wobei man sich dem Verwurfe eben nicht entzogen hat, in dem Aufschlage des eigenen Verdienstes zu kluglich gemessen zu seyn. Endlich, als Freiherr von Hompesch der Sohn, welcher — ein Freund des Hauses — sich gegen das moralische Gift des Beispiels

und das physische des Gemüths zu schwach bewahrt, trotz einem edlen Geiste und einem kräftigen Körper, ein zu frühes Opfer der verführerischen Forderungen fällt, ergreift der Graf von Montgelas den für ihn zum Untern gedachten Dreisack des Ministeriums, und vergißt, daß der menschliche Pilot diesem Werkzeuge eines Seetes nicht gewachsen sey. Nun, nachdem selbst die physische Zeit der eigenen Führung des dreifachen Ruders nicht mehr zusagen konnte, erschöpft man sich in Bemühen, um das Eintägliche dreier Wochen nicht dem Beschränkten derselben opfern zu müssen. Es werden Sectionen, Comités, Departements gebildet, heute verengt und morgen erweitert. Endlich löst sich die Weisheit und Gewalt des Ministers in ein Triumvirat von General-Secretariat auf. In dieser Anstalt glaubt der Graf von Montgelas das Mittel zum Zwecke gefunden zu haben: er schließt den ersten Geschäftsmannern — früher schon durch die Auszeichnung, welche dem alten Staatsrathe beigebracht, und durch die Beförderung, in welcher der neue Geheimrath gehalten ward, dem Auge und Ohr ihres Königs entrückt — nunmehr auch die Thore seines Palastes; nur die Arbeiter in Geschäften des Krieges und in einigen technischen Zweigen behaupten sich in dem, durch gläserne und anstandsbedingte Wartstunden in den Vorzimmern erkaufen, Wartung eines persönlichen Warteged; die ganze Masse der übrigen und eigentlichen Staats-Geschäfte gelangt nur durch Ueberladung in die Böse des General-Secretariats, in den fest unzugänglichen Hafen des Ministers, welchem aber bei einer sehr

freigelegten Vertheilung seines Tages zwischen den Angelegenheiten seines Hauses, zwischen weiten Spaziergängen und eizigen Besuchen, und zwischen den Sitzungen am Spieltische, die erforderliche Zeit nicht zurückbleibe, um nur das Hinlaufende zu fördern, geschweige denn, um über das Hinlaufende zu denken, wodurch es denn nicht selten geschieht, daß Entschlafungen theils verspätet, theils übereilt, daß durch erregtes Besäuen, durch heftiges Widerstreben erzeugt werden, daß der Staub des ungeschlossenen zurückgelegten Aeres sich mit dem Staube der inreissen verstorbenen Pothel vermischet, und daß auch mancher gute Kern bloß durch seine unzeitige Aussaat erstickt muß. Aber der Graf von Montgelas hält sich auch hinter diesen Verschran- kungen, in welche ihn ein eigener Unfall von Männern schon gestoß hat, noch nicht sicher genug. Er errichtet eine Gendarmerie, welche, indem sie öfentlich die Sicherheit der Straße handhaben soll, heimlich die Sicherheit des Hauses und der gesellschaftlichen Ergießungen zu gefährden, gemißbrauche werden will.

Er *) verlegt die Siegel, unter welche der Vater, der Sohn, der Freund, seine Lehrer, Wünsche und Unsichern freimüthig niedergelegt hat; er legt die Größte Sperre gegen alle Bildungs-Anstalten ins Auslande an, während er doch den eigenen erstgeborenen Sohn mit

*) Nicht 114, wie in dem Pariser handsch. Vorhändler irrthümlich abgedruckt, und wodurch die Parole der Polgarnen nicht von ihm, sondern schuldigen Kinder, auf ein, in seiner Begleitung, seinen Punkt und seinen Chef, abhangenmäßig Corps mit Harnisch halsbegründet ist.

Nach dem Waterhouse des edlen Schweizers in Hofenst überlebt, und während er die höchste Leitung zweier vorzüglichsten Erziehungs- und Bildungs-Anstalten, jener für die Edelkinder des Hofes und für die Töchter der höhern Stände, Individuen aus einer Nation anvertraut, welcher zwar glänzende Eigenschaften, aber nicht die Begeisterung deutscher Wissenschaft, nicht die Einsicht deutscher Humanität angehören. Er versucht, den großen Schatz der Erbschaften des Reichs, welche der Kirche, der Schule und der Armuth gewidmet und in ihrer Verwaltung von jener der Finanzen getrennt sind, mit einer indirecten Ableitung dadurch zu beschleichen, daß die Zinsen der beiden Staats-Cassen an liegenden Capitalien, zuerst Jahre lang im Bestande gelassen, dann einzelnen Reductionen, endlich einer allgemeinen Capitalisation unterworfen, und auf diese Weise die Erbschaften einem ungleichen Kampfe zwischen der Erfüllung ihrer heiligsten Zwecke und zwischen der Entschörung ihrer laufenden Renten hingeopfert werden. Er plündert den Staatsdiener, indem er die weise und wohlthätige Verordnung vom 1ten Januar 1805, durch welche dieser in seinem Stande, und seine Hinterlassenen vor Mangel geschützt werden sollten, durch Auslegungen beschneidet, und durch eine, Jahre lang fortgesetzte, provisorische und interimistische Verhinderung der Stellen dem Dienste alle Würde und Wirksamkeit, dem Diener alle Sicherheit des Ortes, alles Vertrauen der Untergebenen raubt. Er nimmt in Gällen, wo er der königlichen Entscheidung in seinem System nicht gewiß ist, oder diese begreifen will, seine Zuflucht zu Hand-

sprechen an die Ehre der Provinzen. Er entfernt endlich, nicht vom Herzen, weil das nicht gelingen konnte, aber von der Seite des Vaters einen edlen Kronprinzen, um ihn in seinen Provinzen mit der durch geheime Instructionen entrüsteten Rolle eines Gouvernors zu versehen; er vollendet alle Grade des Ministerial-Despotismus.

Während Graf von Montgelas diese Herrschaft im Staate an sich reißt, fällt er in eine Krankheit zu Hause.

Vermählt mit einer schönen, von der Natur reich besetzten Tochter eines alten, und in der Geschichte des Vaterlandes rühmlich genannten Hauses, lebt er einige Jahre hindurch in dem vollen äußern Schimmer des Glückes und der Zufriedenheit, bis die eben so reizbare als reizvolle Gattin sich den Versuchungen des Goldes und Geschlechtes hingibt, und, nachdem sie von einer fruchtbaren Kleperwanderung durch Städte und Nationen eine lebendige Familien-Gallerie zurückgebracht hat, in eine periodische Geistes-Vernümmung fällt, von welcher der päpstliche Stuhl selbst betroffen, daß sie für die Ergreifung außer Maßregeln nicht weit genug, und für die Entbehnung aller Maßregeln viel zu weit geblieben sey.

Es darf nicht befremden, daß einer solchen, früher durch äußere und innere Bildung gebildeten Frau, welche in ihrer schönen, von widrigen Anfallen freien Zeit, die ansehnlichen Gaben der Unmuth und des Willens bei vielen Tugenden des Haushaltes entwickelte, die Umgebung eines Mannes, wie Graf Montgelas, mel-

den mehr die Bequemlichkeiten eines glänzenden, als die Herrlichkeit eines glücklichen Hauses ansprechen, in dem letzten Grade geworden ist. Es darf eben so wenig bestanden, daß diese Hingebung bis zur unthätigen Schwäche in den jüngsten Monaten herabsank, in welchen der Graf von Montgelas einem sehr ernsthaften Angriffe auf seine, seit mehreren Jahren mit ungünstigen Abwägungen heimgesuchte Gesundheit unterlag.

In diesem Zustande der allgemeinen Schwäche bestand sich der Graf von Montgelas, als dem König die Freuden und Ehren des Vaters nach der Kaiserstadt riefen, und er schon beim Abschiede die tief verbreitete Ueberzeugung mit sich nahm, daß sein achtzehnjähriger Rathgeber als Minister und als Mensch seinen Nothwendigsten Zustand unwiederbringlich verloren habe. In dem Könige, in dessen Herzen die Stimme des Landes lauter als jene der Gemüthsheit und aller Persölichkeit spricht, reist jene Ueberzeugung zum Entschlusse, und dieser Entschluß wird mit seiner Zurückkunft zur schnellen kräftigen That.

Es verleiht einen kurzschichtigen Blick oder eine kühne Absicht, wenn man diesem Acte des Königs eine unwiderstehliche Einwirkung oder eine angelegte Ueberraschung unterzuschreiben versuchen will. Zu groß für jene, zu reißend für diese, hat der König frei und mild beschlossen, und gehandelt; und es hat im Grunde hierzu weiter nichts bedurft, als daß der Minister Montgelas festsetzte sein selbst vergesse, und der König Maximilian mit Einem Male sich sein selbst erinnerte.

Darum geben wir Euch Recht, ihr Stimmen vom

Rhein, von der Mar und der Elbe, wenn Ihr in der Handlung unseres Königs Kraft und Güte erkannt und verstanden; aber wir widersprechen Euch, wenn Ihr in der Anerkennung eines bereits in sich selbst verfallenen Mannes ein so hoch wichtiges oder gar rüchmerndes Ereigniß aussprechen wollt; wenn Ihr die Rettung und Befestigung unseres Staats nach Außen als das ausschließende Werk des Grafen von Montgelas preist, und dabei verschweigt, daß gerade in den gefährlichsten Momenten, in welchen er geschwiegen und geyandert, der heile Wille des Königs und die Tapferkeit seiner Armee allein entschieden hat; wenn Ihr für alles Große und Großmächtige, was für Wissenschaften und Künste geschehen, nur den Namen Montgelas nennt, und unwillkürlich oder wadentbar an den Namen Derjenigen veridbergeht, durch deren Geist und Feder er früher gedachte und geschrieben, und von welchen er sich nur auf Reinen seines Namens getrennt hat; wenn Ihr Euch endlich in den Vergleichen bis zu einem Geiste Cäsar's verirrt, und aus dem humanen Banchmen des Königs, welcher einen entlassenen Minister von Zeit zu Zeit mit seiner Tafel ehrt, auf die unwürdige Schwäche zu denken magt, daß der Gast des Hofes nächstend wieder der Herr des Staats werden könne.

Wir wünschen mit Euch dem Grafen von Montgelas, daß er das Geschenk der Ruhe in den reizenden Thälern und auf den gesunden Höhen Italiens und Peloponnes, in Verbindung mit der Nähe einer wiedergegebenen Gesundheit, genießen und in seiner äußern Haltung, wie in seiner innern Stimmung, die Lust und Lust seines ehemaligen Standes vergessen möge.

Wir haben die Farben zu dieser Skizze theils aus eigenen Erfahrungen, theils aus den noch reicheren Vorräthen der Eingeweihien hergenommen, und stellen sie aus Liebe zur Wahrheit in den Vorfall der Geschichte, welche das Bild des Entlassenen in die kurzen Tage auffassen wird: Ein Mann von Talenten und Bewandtheit, emporgestiegen bis zum Rülde eines Regenten, fiel, als er aufstiege, Mann mit Männern, und Herr seines Hauses zu seyn; gewohnt nur durch Furcht und Hoffnung zu herrschen, ward er unfähig, Vertrauen zu geben und zu nehmen; er hat den zwei Hälften-Jahrweltera aller Sprachen, Segn und Haben, in seiner Person Inbalt gegeben; er war leider schlan genug, um ein Despot, aber glücklicher Weise nicht süß genug, um ein Tyrann zu werden. Mit seinem politischen Tode ist einem guten Könige seine verlorne Herrschaft, einem edlen Knecht ein würdiges Erbe, und einem kranken Volke seine Sprache wiedergegeben worden.

München, den 2ten April 1827.

Mein lieber Freund!

Ihr jüngstes Schreiben, in welchem Sie auf dem Ihre unter allen Eindrücken eines fremden Landes wohlwärmende Theilnahme an allen wichtigeren Ereignissen im Vaterlande, und verzüglich an unserm viel besprochenen Winter-Wechsel vom 2ten Februar d. J. ausgedrückt haben, hat mir viel Freude gemacht, und

ich beile mich, Ihrem Wunsche, von Zeit zu Zeit, die interessanteren Aufsätze hieher zu erhalten, dadurch entgegen zu kommen, daß ich Ihnen vorerst ein vollständiges, aus der Quelle geschöpftes Exemplar einer Charakteristik des Grafen von Montgelas mittheile, wozon Sie in den Nummern 309. und 310. des Hamburger deutschen Beobachters nur einen unzusammenhängenden und von Deutschfeindern entstellten Auszug bereits werden gelesen haben.

Wenn Sie mit mir gestehen werden, daß die Stille dieses Hesperienstücks harte Bisse und große Sorgen in sich faßt, so werden Sie auch mit mir bedauern, daß diese Behandlung des Gegenstandes nach dem Urtheile der Kenner die getroffene, und daß also der Mann des Bildes so viele Jahre hindurch der Mann des ersten Vertrauens und des einzigen Willens gewesen ist.

Sie fragen mich, welche Lebensweise dieser Mann nunmehr, nachdem jenes Vertrauen gewichen, und der eigene Wille zurückgenommen ist, gewählt habe?

Die Antwort kann Sie nicht befriedigen; denn der Mann hat in seiner Wahl den Glauben der Unbefangenen, die Hoffnungen seiner Anhänger, und die Liebe zu sich selbst, gleich gelassen.

In den ersten Tagen seiner Entfernung vom Kaiserthum war allgemein in den besten Kreisen von Wien: der Graf von Montgelas habe dem Könige, um Ihn in seinem entschiedenen Regiments-Gange auch nicht durch eine leise, an persönliches Erscheinen geknüpft, Erinnerung ungerath zu stören, in einem Schreib-

den voll Gehalt und Würde, für das große Geschenk einer Befreiung von aller Geschäftigkeit, für die schonende Wendung in den Aufträgen der Entlassung, und für die Besorgniß in der öffentlichen Bezeichnung eines ansehnlichen Ruhegehaltens gedacht; er habe, nachdem er von allen dormalig untergeordneten Eichen und Wäldern die letzten Aufwartungen des Dankes und Abschieds, und jagte selbst von dem neuen Staats-Karke, den, seinem Stande und Loos gehörigen, Ausdruck der Achtung und Theilnahme empfangen habe, den Beschluß gefaßt, mit diesen letzten Spuren der Umdeutung auch den letzten Act seines bis dahin ihr angehörenden Lebens zu schließen, und, herausgetreten aus aller Verbindung mit Geschäftsmännern, sich fortan nur jenen freien und edlen Genüssen hingeben, welche die Natur, die Kunst, die Literatur und die Gesellschaft dem Manne von Bildung und Erlebung in einer reichen, vom Thron unabhängigen Abwechslung darbieten; er werde zu diesem Ende die letzten Angelegenheiten seines, durch die Kenntnisse und Sorgfalt seiner Verwaltung immer mehrerleuten, Hauswesens schnell und leicht zu ordnen wissen, um auf seinen schönen Gütern in den fruchtbaren Gegenden des Unterlandes von Valais den allein glücklich machenden Hausgöttern, Frucht und Eigenthum, die ersten Gabenopfer darzubringen; er werde dann mit der Hindergeburst des Züglings in das Land der Alpen und Berge gehen, dort der Allen in der Schule des um Menschen-Erziehung hoch verdienten Zillenbergs das Auge des Vaters an der kräftigen Bildung des erstgeborenen Sohnes werden; dann auf der

Bank des reichenden Fügels von Unterfen, welche das schwedische Entgehn seiner Trauerline dem Gefühle für Naturschönheiten gelistet hat, ausziehen; sofort abwärts an die mit dem lauesten Grün geschmückten Ufer von Vahne's See hinabsteigen, und vielleicht zu legt unter dem italienischen Himmel, im Garten der Welt, aus der Sonne und der Quelle Kesseln sich eine neue Gluth des Lebens sammeln; er werde, nach diesem Plane, das wahrscheinlich letzte Jahrbuch seines Daseins zwischen den Erhebungen des Geistes und den Erhebungen des Körpers abholen, und für immer die Kesselnflut meiden; zu dem Könige und der Welt, wovon ihn jener gödlig, diese streng gerichtet hat, zu beweisen, daß er wenigstens nicht zu Jenen gehöre, welche, nach den Worten seines Vaters auf St. Helena, nicht zu vergessen und nicht zu lernen verstehen. —

Ich höre den Beifall, welchen Sie einem Plane schenken, der eben so sehr von einem erfahrenen Staatsmann, als von einem weisen Privatmann pugt; aber ich sehe auch das Ersauern, welches Sie ergreift, wenn Sie vernahmen, daß von dem ganzen Plane, zu welchem jeder ruhige Beobachter dem Grafen von Montgelas rechtlich Glück gewünscht, nur der einzige monetarische Theil in Erfüllung gegangen ist; nämlich: Graf Montgelas hat sein Haus, dessen ursprüngliche Anschaffungssumme, so wie ein nicht unbedeutender Beitrag zu dessen Einrichtung, aus Staatsgeldern gestossen, nunmehr um einen sehr erheblichen Preis, zum Dienste des Ministeriums des Aeußern, wider an den Staat zurückverkauft, wobei noch ein sehr unparter Beif von

der Verkäuferin, an den mit dem Kauf-Abschlusse beauftragten Minister der Finanzen, unterzulaufen ist. Von dem ganzen übrigen Plane hat Graf von Montpelat und Frau bis jetzt das vollkommene Segenstheil zur Schon gestellt.

Anstatt jenes Schreibens hat er die Figur eines insolenten Ministers in das Cabinet des Königs, in den Empfangs-Saal des Kronprinzen, in seine ehemaligen Geschäftszimmer in der Residenz geschleppt; anstatt des Dankes ist ihm die Klage über ein zu sorglich zugemessenes Ruhegehalt, und der, freilich mit Indignationen zurückgeworfene, Versuch, eine nachträgliche Vermehrung zu erhandeln, entzückt; anstatt einer strengen Haltung auf dem neuen Standpunkte, wird ein vortheilhaftes Rundschreiben an die Gesandtschaften gewagt, und eine mit der Gemeinde-Verfassung nicht harmonische Scene einer Bürger Adresse gespielt; anstatt einer großen Zurückgezogenheit von dem Markte und den Männern der Geschäfte, werden diese vielmehr mit zudringlichen Einladungen herbeigerufen, und bald mit Reminiscenzen, bald mit Visionen gepöbelt; anstatt des erhebenden Zuges in die freie Schöpfung oder nach dem schönen Italien, sehen wir den versunkenen Mann am Morgen an den Steppen der Ister treten, am Mittage ein Winkelchen der Herude beschleichen, und am Abend in den Theatern eine Arie verschlummern; anstatt eines thätigen Sieges am künftigen Herde, hören wir von einem unglüklichen Treiben sich verfolgender Entschlüsse, welche sich heute mit dem Kaufe eines neuen Palastes in der Residenzstadt, morgen mit der Kirche eines Hauses in

der Stadt des alten Reichstages, immer aber mit der unglücklichen Laß beschäftigen, dem verklärten Pöbel-
Sond in die Augen zu streuen, und selbst den Hoch-
Zalen, in dem herrlichen Beispiele einer Wiedertafel von
Edla, mit dem Stachel der Furcht kugeln zu wolten.
Nur, der arme Mann ist seit jenen Augenblicke, in
welchem ihn der Käufer seines Herrn und Meisters von
der Bühne gemessen, so ganz auf allen Kede gefallen,
daß wir ihn nur in den wenigen Worten wiederfinden:
ubi sit . . . nescit, nec scit, quia sit iter. Doch,
lassen Sie uns den Blick von einem Bilde, welches mehr
noch unser Mitleid als unsere Verachtung anspricht,
hinweg und zu jenen erfreulicheren Erscheinungen hin-
über tragen, welche uns in dem neuen Regierungsbil-
milde Heimath dargohoten werden. Sie erblicken da
einen König, hervortretend im verjüngten Gesichte des
Selbstherrschers; einen Kronprinzen, in liebevoller Ein-
tracht und Offenheit mit dem Königlichem Vater, und
von diesem selbst eingeföhrt in die hohe Schule des
großen Staatsmannes eines Regenten; einen Heer-
schall, eben so klug in der Gabe des Rathes, als tapfer
in der Führung des Heeres; einen Staats-Rath aus
Ministern und Raths, ergeben dem Volke wie dem
Throne, vertraut mit den Bedürfnissen des Landes, wie
mit den Forderungen des Tages, und betraucht von
dem Auge des Königs und von den Rechten eines
Landraths.

Lassen Sie uns einander noch lange Blick weh-
schen zu dem alten Hebräer, diesem trahern Festtage un-
seres Staats, an welchem Mitleid, Noth, Tapferkeit und

Weisheit einen so fröhlichen Versuch geschlossen, und unsern vielgeliebten Könige den wohlverdienenden Namen des Gutes, für die Gesellschaft gesetzt haben.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund, und rechnen Sie darauf, daß ich Ihre Erinnerungen an das theure Vaterland von Zeit zu Zeit mit Zusendungen aus demselben, Ihren Wünschen gemäß, gern bereichern werde.

Ich bin mit der herzlichsten Anhänglichkeit

Ihr

bekannter Bavaricus.

Ueber den historischen Standpunkt bei dem Verfassungs-Werke.

Wen nicht ist sehr allgemein die Aete, als den
den historischen Standpunkte beim Verfassungswerke.

Indem man diesen Ausdruck gebraucht, will man
damit sagen:

„Nicht sey bei jenem Werke weniger zu gestalten,
als Einsicht und Willkür; und da die Geschichte eines
jeden Volkes Aufschluß gebe über die mit demselben vor-
gegangenen Veränderungen, so sey nichts billiger, als
diesem Entwicklungs-Protokolle zu folgen, um zu er-
fahren, woran man in der Zeit sey, und um den Auf-
bau der Gesellschaft da fortzuführen, wo er zum Beil-
stand gekommen.“

Gegen eine solche Ansicht läßt sich nichts Beson-
deres einwenden; denn bei allem Gewordenen entsteht
die Frage, wie es geworden, und die richtige Beant-
wortung dieser Frage kann zur höchsten Ausbildung des
Gewordenen wesentlich beitragen.

Wen wie soll man auf dem weiten, beinahe un-
ermesslichen Gebiete der Geschichte seinen Standpunkt
nehmen?

Soll man, wenn j. B. ein deutscher Staat der Gegenstand der Geschichte ist, zu den Schilderungen zurückkehren, welche Cäsar und Tacitus von dem gesellschaftlichen Zustande der Germanen entworfen haben? Oder soll man ausgehen von den Veränderungen, welche Deutschland, nach der Eroberung Galliens, durch die ersten Könige der Franken, und später durch Karl den Großen Schmettert erlitten? Oder soll man hauptsächlich die Periode ins Auge fassen, wo römische Päpste, in Kraft des christlichen Kirchenthums, die organischen Gesetze Deutschlands bestimmten, ohne zu wissen, was sie thaten? Oder soll man bei dem sechzehnten Jahrhundert stehen bleiben, wo die Macht der Theokratie gebrochen wurde, und von den Zeiten der Reformation, besonders aber des westphälischen Friedens an, den Entwicklung der politischen Systeme folgen?

Wie viel sich auch von jedem dieser Standpunkte übersehen lassen möge: was hat man dadurch gewonnen, wenn man nicht weiß, worauf es in der Zeit ankommt, wenn man keine klare Anschauung von dem zu lösenden Probleme hat, wenn man nicht in dem gegenwärtigen Jahrhundert alle früheren wiedergufinden vermag, mit Einem Worte, wenn man nicht das Talent besitzt, ganz unabhängig von aller Geschichte, das Bedürfniß jeder Gesellschaft nach Ordnung, und die Mittel, dies Bedürfniß zu befriedigen, gleichsam a priori zu erkennen?

Es sey erlaubt, dies noch ausführlicher zu erörtern.

Seit den frühesten Zeiten hat es zu den Eigen-

schändlichsten des Menschen gehört, gleichgültig zu seyn gegen Das, was die Grundlagen der Gesellschaft ausmacht und als die wahre Ursache ihres Bedauerns betrachtet werden kann; und worin diese Gleichgültigkeit auch gegründet seyn mochte, so läßt sich doch nachweisen, daß sie überall in dem Maße zunahm, worin sich die Nothzelle vermehrte, welche jeder Einzelne von der Gesellschaft zog.

Daß die sirdliche Welt (und hier verstehen wir unter demselben die Gesellschaft) einem Mechanismus in sich schließt, ohne welchen sie eben so wenig fortdauern kann, als die physische ohne den ihrigen, und daß dieser Mechanismus sich vervollkommen läßt: darüber ist man immer einverstanden gewesen. Gleichwohl hat die Wissenschaft der Gesellschaft seit Jahrtausenden so geringe Fortschritte gemacht, daß sie in ihrer Ausbildung hinter allen übrigen Wissenschaften zurück ist, und daß sich noch immer die Frage aufwerfen läßt, welches ihre Principien seyn. Man darf ohne Ehen behaupten, es gehe den meisten Sordlichen mit der Gesellschaft, wie mit dem gestirnten Himmel; denn, so wie sie diesen betrachten, ohne auch nur zu sehen, daß der von ihnen bewohnte Planet mit demselben in dem engsten Zusammenhange stehe — in einem Zusammenhange, dem er leben und Bewegung verdankt —: eben so genießen sie die Vortheile der Gesellschaft, ohne zu fragen, wie sie zum Vorschein kommen und welchen Einrichtungen sie ihre Ständigkeit verdanken. In der Regel erwacht der Sinn für Verbesserung und Gesetz nicht eher, als bis die gestörte Ordnung durch Entbehrungen aller Art auf die Wichtigkeit

derselben aufmerksam gemacht hat; aber so groß ist die Macht der Gewohnheit bei Gelehrten und Ungelahrten, daß sie auf das geringste Zeichen von wiederhergestellter Ordnung in die alte Gleichgültigkeit zurückfallen, und lieber das Schicksal walten lassen, als sich klar machen, worin dies Schicksal begründet ist. Nur einige privilegierte Köpfe haben sich von diesem Sogrußande stärker angezogen gefühlt; und ihren Bemühungen, denselben aufzuheben, verdankt die Welt, was sie von dem Mechanismus der Gesellschaft weiß, so, daß sie, wenn es darauf ankommt, den Aufbau derselben weiter zu führen, nicht einem bloßen Instincte zu folgen braucht. Nun haben zwar diese Köpfe, von Aristoteles an, sich immer genüthigt gesehen, auf den Inhalt der Geschichte Rücksicht zu nehmen, weil sie die Beweise für ihre Behauptungen nur in ihr finden konnten; doch indem sie das Wesen der Gesellschaft durch die Thatfachen der Geschichte aufzudecken suchten, sind sie nie so lebhaftig zu Werke gegangen, daß sie nicht auch den umgekehrten Weg hätten einschlagen sollen. In Wahrheit, es blieb ihnen keine andere Methode übrig, als sich die Thatfachen der Geschichte durch die Erscheinungen der Gesellschaft, und wiederum diese durch jene, aufzuklären; denn, was man der Geschichte auch nachrühmen mag, so ist sie doch nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß sie durch sich selbst Licht geben könnte; und wer mit ihren Thatfachen nicht eben so verfährt, wie Copernicus mit den Erscheinungen des Himmels, d. h. wer dieselben nicht mit einer Idee durchdringt, durch welche auch die höchste Mannichfaltigkeit zur Einheit zurückgeführt wird —

für Den werden alle ihre Thatfachen ewig lebendig und un-
fruchtbar bleiben.

Im Grunde enthält die Geschichte aller Reiche
und Staaten eins und dasselbe; denn, wie groß auch die
Mannichfaltigkeit der Thatfachen seyn möge, so kann
man sie doch nicht zergliedern, ohne auf folgende No-
tizen zu stoßen: erstlich, daß das Schicksal der Reiche
und Staaten abhängig war von der organischen Be-
schaffenheit der Regierungen; zweitens, daß, je nachdem
diese dem Charakter der Einheit mit dem der Gesell-
schaftlichkeit verbunden oder nicht, die Reiche und Staa-
ten stark oder schwach waren; drittens, daß, da die
Vereinigung dieser beiden Charaktere mit bedauernden
Schwierigkeiten verbunden war, das Verwalten des
einen oder des andern die Erscheinungen bestimmte;
viertens, daß, wenn die Dinge in den Monarchien auf
den höchsten Punkt getrieben waren, diese in dem Man-
gel an Gesetzen, welche die Gesellschaftlichkeit garan-
tiren, eben so nothwendig untergingen, wie die Repu-
blikanischen oder sogenannten Republiken in dem Man-
gel an Gesetzen, welche die Einheit beschützen. Nicht
als ob die Geschichter dies mit dünnen Worten sagten;
denn, wenn dies der Fall wäre, so würde sie gar nicht
sagen, was sie ist. Wenn dies ist der langen Rede kur-
zer Sinn; und wer möchte leugnen, daß dieser Sinn
bedeutungslos ist, da er die Aufgabe in sich schließt,
welche gelöst werden muß, wenn die Erscheinungen des
gesellschaftlichen Lebens Bedingtheit gewinnen und die
Gesellschaft eine Genügsamkeit für ihre Dauer erhal-
ten soll! Man durchlaufe die Geschichte der Römer,

und man wird ganz unfehlbar die Entdeckung machen, daß es ihnen nie gelungen ist, sich auf eine bleibende Weise zu constituiren, wie vielfach auch die Versuche waren, welche sie zu diesem Endzwecke machten; man durchlaufe die Geschichte der neueren Staaten Europas, und man wird überall bemerken, daß die Grundlagen der Regierung nie auf eine, der Natur der Gesellschaft so entsprechende Art gemacht worden sind, daß sie sich mit Bedenken hätten entwickeln können. Wie viel ist seit dem Untergange des weströmischen Reiches emporgesommen und wieder verschwunden! Die ganze Geschichte des Mittelalters — was liefert sie anders, als den vollständigen Beweis, daß man, diesen langen Zeitraum hindurch, keinen deutlichen Begriff vom Wesen der Gesellschaft hatte! Wie tappte man hin und her, um einen Organismus zu erfinden, in welchem der Staat auszufließen möchte, und wie fruchtlos waren alle Bemühungen! Selbst das sechzehnte und das achtzehnte Jahrhundert waren noch nicht frei von den Wahabegriffen und Vorurtheilen, die man in einer früheren Periode angenommen hatte; erst in den neuesten Zeiten ist man der Wahrheit in so fern auf die Spur gekommen, als man sagen kann: man sey nicht weit entfernt von einer zuverlässigen Theorie der Gesellschaft und der Regierung. In Wahrheit, durch nichts würde unser Zeitalter ausgezeichnet seyn, wenn es nicht dadurch ausgezeichnet wäre.

Wie soll man also über Diejenigen urtheilen, welche, um und über das Problem der Gegenwart zu belehren, in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert

zurücktreten und nach die Mittel empfehlen, wodurch man sich in jenen trostlosen Zeiten zu helfen sucht! Das Einzige, was man zu ihrer Entschuldigung sagen kann, ist, daß sie sich durch Autorität haben irre leiten lassen, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Verhältniß, worin die Verfassungen zu den Dingen stehen: ein Verhältniß, das man nie aus den Augen lassen darf, und dessen genaue Kenntniß bei einer Staats-Reformation, durch welche größeres Uebel abgewendet werden soll, so entscheidend ist. Allerdings war in öfterlichen Verfassungen von einer ständischen Verfassung die Rede, die man wieder herzustellen gedachte; indeß hätte Niemand verführt werden sollen, diesen Ausdruck so aufzufassen, wie er von dem Verfasser einer Schrift aufgefaßt worden, welche den Titel führt: Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedingung *). Ist jemals der Inhalt der Geschichte falsch verstanden und gemißbraucht worden: so ist es in dieser Schrift geschehen. Je wichtiger und ernster der Ton ist, welcher sie auszeichnet, desto mehr muß man ihrem Inhalte entgegenwirken, damit Vorurtheile, welche dem Absterben nahe sind, sich nicht aufs Neue befestigen und der guten Sache hinderlich werden.

In diesem Endworte wird vor allen Dingen nochwendig sein, die Verwandlungen nachzuweisen, durch welche der Begriff von Ständen bis auf unsere Zeiten gegangen ist.

*) Der Verfasser dieser Schrift ist Herr Christian Friedrich Schlegel.

Was wir gegenwärtig Staat nennen, hatte das ganze Mittelalter hindurch die Bedeutung von Staat, und behielt dieselbe in mehreren europäischen Reichen bis in die letzten Zeiten. Staaten, in dem gegenwärtigen Sinne des Wortes, gab es im Mittelalter nicht; es gab nur Reiche. Diese Reiche aber waren Aggregate von Staaten oder Ständen, und unter Staaten oder Ständen verstand man die Verfassungen der Reichskämmer. Eigentlich waren dies die Provinzen, an deren Spitze die Reichsbeamten standen; nachdem aber die Kammer erblich geworden, waren es auch die Provinzen mit ihnen. In diesem Zustande der Dinge konnte es nicht fehlen, daß die Verwaltung den Charakter der Einheit einbüßte. Nur die Idee derselben blieb. Vermöge dieser Idee nun stand ein Kaiser oder König an der Spitze des Reiches mit dem Verrechte, die sämtlichen Reichsbeamten, so oft es ihm nothwendig schien, zu gemeinschaftlichen Berathungen zu vereinigen. Eine solche Vereinigung in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hieß: Versammlung der General-Staaten oder Stände. Daß man damit nicht die Idee einer Volksvertretung, so wie wir dieselbe gegenwärtig auffassen, verbinden darf, versteht sich ganz von selbst; das Mittelalter würde nicht gemessen seyn, was es war, wenn es sich zu einer solchen Idee hätte erheben können. Die Mitglieder jener Versammlung, sie mochten Geistliche oder Weltliche seyn, vertraten nur sich selbst, nur ihre Subordnirten; und da Jeder von ihnen in seinem Wirkungskreise eben so unumschränkt war, wie der König in dem seinigen; so begreift man leicht, daß die

Anteil der letzteren in Beziehung auf das Ganze nur gering seyn konnte. Wie fernerda er auch in seinem eignen Domain seyn mochte: in Hinsicht des Reichs kam er nur als Schutzherr (Schyrdn) in Betrachtung; und als Schutzherr hatte er keine größere Pflicht, als die Provinzial-Gouverner wachen zu lassen. Ders baute fort, bis in Frankreich das Denken des Königs sich, theils in Kräfte seiner vertheilhaftesten Lage, theils in Folge der Krenzlage und anderer günstigen Umstände, so vergrößerte, daß es den Ausschlag gab über die Domänen der noch übrigen Reichsbeamten. Diese lebte die Idee von General-Exanten fort; allein sie war durch das Ausschneiden der souveränen Herzoge und Grafen wesentlich abgeändert. So wie es nämlich Reichsstände gab, so gab es auch Landstände, welche in Beziehung auf die einzelnen Domänen oder Provinzen dasselbe leisten sollten, was diese in Beziehung auf das Reich zu leisten bestimmt waren: Alder in den Aldern, wodurch die allgemeine Bewegung noch mehr gehemmt wurde. Die Größe des kaiserlichen Denkes trug insofern nicht wenig dazu bei, daß das Land, worin die Unterthanen der Provinzial-Gouverner geschmachtet hatten, süßlicher wurde; und da man den alten Zustand der Dinge nicht wieder herstellen wollte, so blieb nichts anderes übrig, als ihnen die Erlaubniß zu erteilen, daß sie, unter dem Schutze des Königs, besondere Gemeinden bildeten und ihre besondere Regierung wählen durften. So entstand das Municipal-System, welches durch die Freiheit sehr bald einen bedeutenden Grad von Stärke erreichte. Zudem nun die Versammlungen

der General-Staaten, wenn gleich nur noch unter der
 Schale von Ordnungen, fortbauerten, kam zu An-
 fang des vierzehnten Jahrhunderts für einen König von
 Frankreich — es war Philipp der Schöne — jene selb-
 stsame Anstalt, aus welcher er sich nur dadurch retten
 konnte, daß er den Gemeinden den Eintritt in die Ge-
 neral-Staaten gestattete. Dies war der erste Anfang
 aller wahren Volkserrettung auf dem Festlande von
 Europa. Hatten die Mitglieder der General-Staaten
 hieher in der Verteidigung ihres besondern Vortheils
 immer gemeinschaftliche Sache gegen den König ge-
 macht: so war, von jetzt an, das Gleichgewicht unter
 den Geistlichen und Weltlichen aufgehoben, und die kö-
 nigliche Autokratie sicher gestellt. Zwar blieb die alte
 Benennung von General-Staaten; aber die Dinge wa-
 ren verändert. Aus den ersten Staaten, welche von
 Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten verwaltet wurden,
 ward nun die erste Ordnung, die der Geistlichkeit; aus
 den Staaten, welche den vorsten Rang einnahmen und
 an deren Spitze die großen Barone unter allerlei Be-
 nennungen standen, ward die zweite Ordnung, die der
 Adels. Die jüngstkommenen Staaten erhielten die Be-
 nennung der dritten; und, weil man das Hässliche die-
 ser Benennung fühlte, so sagte man sie als Einen
 Staat auf, den man den dritten nannte.

Es verhielt es sich mit den ersten Anfängen einer
 National-Repräsentation oder Volkserrettung. Diesel-
 ben Erscheinungen waren allen europäischen Reichen ge-
 mein: ein sicherer Beweis, daß sie alle gleich sehr vor-
 bereit waren. Wenn sie sich in Deutschland auf eine
 eigen-

eigenthümliche Weise gestalterten und in wahren Tagen damit endigten, daß sie für die allgemeine Regierung das umgekehrte Resultat von demjenigen gaben, welches in Frankreich zum Vorschein kam: so konnte dies nur daher rühren, daß die deutschen Kaiser, das ganze Mittelalter hindurch, in ihrem Verhältnisse zu den Reichsbeamten nicht dieselben Vortheile genossen, welche den Königen von Frankreich, Spanien und England zu Gute kamen. Nichts hat auf die Bildung der Gesellschaft in Deutschland einen so wesentlichen Einfluß gehabt, als die Nicht-Erblichkeit der Könige, oder Kaiserwürde. Wie jeder andere Organismus, so reißt auch der gesellschaftliche von einem festen Punkte auszugehen. Dieser feste Punkt nun war ihm in Deutschland dadurch genommen, daß man die königliche Würde von einer Wahl abhängig gemacht hatte. Die unvermeidliche Folge dieser Einrichtung war, daß, während in den übrigen europäischen Reichen die ersten Beamten die Erblichkeit und Suveränität einbüßten, beide in Deutschland befestigt wurden: denn irgendwo muß es einen festen Punkt geben, von welchem alles ausgeht; und kann dieser nicht in einem Einzelnen seyn, so muß er sich in einer Körperschaft finden lassen. Zwar thaten die deutschen Kaiser, von Heinrich dem Fünften an, alles, was in ihren Kräften stand, die Städte emporkubringen und sich in den Bewohnern derselben eine eben so gewaltthätige Stütze zu ersuchen, wie die Könige von Spanien, Frankreich und England in ihren gefunden hatten; allein, wie freigeig sie auch mit ihren Privilegien seyn mochten, so konnten sie doch, bei dem

sechshundertjährigen Kampfe mit den Reichsständen, dadurch nicht weiter bewirkt, als daß die freien Stände des Reiches sich zu Anti-Monarchien, oder sogenannten Republiken ausbildeten, welche durch die Absonderung ihrer Vorrechte von dem allgemeinen die Trennung des Reiches in viele von einander durchaus unabhängige Staaten vermehren halfen. Alles verschwor sich, diese Wirkung hervorzubringen; und so ist es in Deutschland geschehen, daß der sogenannte dritte Stand in Beziehung auf das Reich nie eine Einheit zu Stande gebracht hat. Nur den einzelnen Landes- oder Territorial-Herren ist es möglich geworden, indem er sie zu einer Unabhängigkeit von dem Adel und der Geistlichkeit hingekriegt hat, welche sie in früheren Zeiten nicht genossen.

Man sieht hieraus, welche Gewandniß es mit den Ständen hatte. Adel und Geistlichkeit, welche in früheren Jahrhunderten alle politischen Rechte an sich gerissen hatten und dadurch die gesellschaftliche Bewegung hemmten, mußten, wenn diese jemals wiederkehren sollte, dahin gebracht werden, daß sie diesen Rechten entsagten; und so wie dies die Bedingung sine qua non des sogenannten dritten Standes war, so mußte er seinerseits darauf hinarbeiten, daß Adel und Geistlichkeit in die Gleichheit des Rechts eintreten, d. h. er mußte sie sich assimiliren und folglich als Stände vernichten.

Wenn also in dem eben angeführten Werke behauptet wird, eine ständische Verfassung sey die beste Gewährleistung (unstreitig für die Fortdauer der Gesellschaft), weil sie, ihrem Begriffe nach, bestehendes Recht, bestehende Einrichtungen voraussetze: so ist dies zunächst

historisch falsch; denn die Geschichte zeigt, daß mit dem Eintritte des sogenannten dritten Standes das ganze ständische Wesen zu Grabe getragen ist. Es ist aber auch philosophisches Verändern eben so falsch. Stände können nämlich nur durch Privilegien bestehen, welche sie von einander trennen; und weil dem so ist, so können sie nicht an einander gebracht werden, ohne sich zu bekämpfen. Da nun da, wo es die Hervorbringung des allgemeinen Willens gilt, nichts weniger Statt finden darf, als ein Kampf um Privilegien: so begreift man, wodurch sich eine Ständerversammlung von einer Volksvertretung unterscheidet, und wie die Aufhebung des Unterschiedes der Stände der Volksvertretung vorangehen muß, wenn diese jemals Macht gewinnen soll. Ist es denn die ständische Verfassung allein, was bestehens des Recht, bestehende Einrichtungen voraussetzt? Trägt sich dasselbe nicht von dem Wesen der Gesellschaft überhaupt sagen, da diese das, was sie ist, immer nur durch Recht und Einwirkung seyn kann, und ohne dieselben keinen Augenblick fortdauern könnte? Wäre die ständische Verfassung jemals gewesen, was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollte, d. h. hätte sie den für die Hervorbringung der besten Gesetze angemessensten Organismus in sich geschlossen: so ist Lausend gegen Eins zu wetten, daß sie niemals untergegangen seyn würde; denn so unvernünftig ist der Mensch nicht, daß er sich gegen etwas auflehnen sollte, was auf eine unverkennbare Weise für die Gesellschaft vorthellhaft ist. In der Versammlung der General-Staaten von Frankreich, wie in der Versammlung der Cortes von Spanien, mußte

irgend etwas liegen, was ihrer Zusammenberufung bedenklich machte; und ohne große Mühe findet man dieses Etwas, wenn man erwägt, daß die Weislichkeit ein Interesse vertheidigte, das mit dem der beiden übrigen Stände in Widerspruch stand, und daß jeder von diesen in demselben Falle war. Die Geschichte sagt von den General-Staaten, wie von den Cortes, aus, daß sie unruhig gewesen, wenn sie nicht gefährlich geworden. Kein Wunder also, daß die Könige sie so selten zusammenberiefen, als es ihnen immer gestattet war. In Frankreich unterblieb ihrer Zusammenberufung hundert und fünf und sechzig Jahre, und als sie im Jahre 1789, vermöge eines unverzeihlichen Mißgriffs, an einander gebracht wurden, waren Berührung und Abstoßung Eins und dasselbe. Man kann zugeben, daß, wenn sie regelmäßig wären versammelt worden, die gegenseitige Feindschaft milder heftig zum Ausdruck gekommen seyn würde; allein abdann würden sie sich auch, ihrem Innern nach, eben so vermantelt haben, wie das britische Parlament, Ein Mal durch Absonderung in zwei Kammern, um das Ungleiche von einander zu trennen, zweitens durch die vollkommene Gleichstellung der Mitglieder einer jeden Kammer. In diesem Falle nun würde der Unterschied der Stände zwar geblieben seyn; allein die Gesamtheit der Stände hätte sich der Idee einer Volkvertretung wenigstens genähert, und so, wenn gleich auf eine etwas aristokratische Weise, ihre Bestimmung erfüllt.

Eine politische Idee des vierzehnten Jahrhunderts auf den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten an-

tenden zu wollen: dies kann nur Dem einfallen, der die Entwicklungen, welche das fünfte, sechste, siebente und achte Jahrtausend der Gesellschaft gegeben haben, ganz aus der Sicht läßt; was niederkommt nur in so fern möglich ist, als er sich durch vorgefaßte Meinung gegen den klaren Inhalt der Geschichte abzusperren hat.

Siehe es irgend eine Periode, welche zur richtigen Beurtheilung der Erscheinungen am Schluß des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts d. h. zum historischen Standpunkt bei dem abschreibenden Verfassers-Werke dienen kann: so ist es die eben bezeichnete, in welcher der Grund gelegt ist zu Allem, was unsere Zeit von einer früheren unterscheidet. Wer ist so faul, daß er die Veränderungen verkennen sollte, welche durch die Entdeckung des Schießpulvers, durch die Erfindung der Buchdruckerei und durch die Unternutzung der Magnetnadel auf die Schifffahrt in allen menschlichen Verhältnissen herbeegedrängt sind? Man drucke sich diese großen Erfindungen und Entdeckungen weg, so fällt die ganze Entwicklung, welche die Gesellschaft in den drei letzten Jahrhunderten erhalten hat, in sich zusammen, und wir setzen sporenlos zurück in die Zeiten des Mittelalters zurück, und werden auf Neue gehorsame Unterthanen eines römischen Bischofs, der stark genug ist, sich den Statthalter Gottes auf Erden zu nennen. Will man wissen, worin das Feudalwesen gegründet war? In nichts weiter, als in dem Mangel an Mitteln, eine consequente Herrschaft über eine große Bevölkerung auszuüben. Der Ehrgeiz der

Könige des Mittelalters war größer, als er vermöge der Mittel, die ihn allein befriedigen konnten, hätte seyn sollen; und die Reiche mußten zu Aggregaten von Staaten werden, weil nichts vorhanden war, was Provinzial-Regimente hätte in Abhängigkeit erhalten können. Wenn gegenwärtig die Regierung eines Reiches von Spanien und Frankreichs Größe im Stande ist, an Einem und demselben Tage eine ungemessene Zahl von Millionen Menschen in Kraft der Posten und des Postens mit Einem und demselben Schanden und Gefühle zu befehlen; wenn durch die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg eine Macht gebildet ist, welcher im Innern Niemand zu widerstehen wagt; wenn zu gleicher Zeit durch die Entdeckung von Amerika und durch die Auffindung eines näheren Weges nach Indien, an die Stelle der alten Producten-Wirtschaft eine Geld-Wirtschaft getreten ist, welche, indem sie alle Verhältnisse durchdringt, ihnen den Charakter der Freiheit giebt: so muß man doch bekennen, daß alle die Bedingungen, welche im vierzehnten Jahrhunderte das Wesen der Regierung bestimmten, von Grund aus verändert sind. Die ständigen Größen der Gesellschaft sind gerade jene Erfindungen und Entdeckungen mit allem, was von ihnen ausgegangen ist; und so lange ihre Wirksamkeit sich gleich bleibt, werden sie auf die Hervorbringung einer Gleichheit des Rechts abzuweisen, weil, wenn nur von gesellschaftlichen Einrichtungen die Rede ist, die Mäßigkeit derselben diese Gleichheit nothwendig macht. Adel und Geistlichkeit — wie hätten sie es wohl anfangen sollen, um im Laufe der drei letzten Jahrhun-

berte zu bleiben, was sie früher waren! Der Ackerbau, sonst nur auf die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses berechnet, hat zu einem Gewerbe werden müssen, wodurch man der ganzen Gesellschaft diene; und von dem Gewerbe ist die Idee des Lehrentrages nicht zu trennen. Auf der andern Seite konnten jene Privilegien, welche ehemals mit dem Besitze von Grund und Boden verbunden waren, weil er zur Ausstattung eines Adels diente, das bestimmte Pflichten in sich schloß, nicht dieselben bleiben, nachdem das Amt sich von dem Besitze des Grundes und Bodens gelöst hatte und aus dem Beamten ein bloßer Gutsbesitzer geworden war. Alles hat sich verändern müssen; nur die Benennungen sind geblieben, und durch sie ist eine Kluft zwischen dem *de facto* und dem *de jure* geklärnt worden, welche, wie sehr sie auch dagigen mag, deshalb nicht minder ausgefüllt werden muß.

Folgte die politische Verfassung genau den Veränderungen, welche im Verlaufe der Zeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen vorgehen: so würde das, was man eine Umwälzung nennt, in sich selbst unmöglich seyn. Je weniger aber jenes der Fall ist, je, man kann mit Wahrheit sagen, je weniger es der Fall seyn darf, da diese Veränderungen so unmerklich von Statten gehen, daß man in keinem Augenblicke genau weiß, woran man mit ihnen ist: — um so mehr treten Epochen ein, wo der Widerspruch zwischen der politischen Verfassung und dem gesellschaftlichen Zustande so auffallend, so unauflöslich wird, daß man auf die Fortschaffung desselben bedacht seyn muß. In solchen Fällen nun

kommt alles auf die Geschicklichkeit Derer an, in deren Hände das große Werk gegeben wird. Wollen sie zu viel auf einmal, oder haben sie sich das zu lösende Problem nicht deutlich gedacht: so ist die größte Gefahr vorhanden, daß ihr Unternehmen misslingen, und an die Stelle der Reformation eine Umwidlung treten werde. Dagegen ist die letztere in sich niemals absolut nothwendig, wie Mehrere glauben; und was zu Stande gebracht werden muß, kann — zu einer Zeit, wo man so große Mühe hat, alles zum Besten zu lehren — sogar ohne Erschütterungen zu Stande gebracht werden.

Worin bestand die Aufgabe, als im Jahre 1787 in Frankreich die Notablen zum ersten Male zusammen berufen wurden?

Dürfen die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre entscheiden, so kam es darauf an, dem französischen Reiche eine Regierung zu geben, welche dem gesellschaftlichen Zustande in diesem Reiche angemessen wäre.

In dem Laufe von drei bis vier Jahrhunderten waren die Unterthanen der souveränen Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte zu Unterthanen eines Einzigen geworden, der den Titel eines Königs führte; und die Nachkommen dieser souveränen Herzoge u. s. w. wurden nicht minder in dem Maße von Unterthanen be-
macht, wiewohl sie sich Vasallen, Räte u. s. w. nannten. Die Gesellschaft hatte hierdurch auf eine un-
verkennbare Weise an Beweglichkeit gewonnen; und die Vortheile dieser Beweglichkeit waren so groß, daß man sie um keinen Preis fahren lassen durfte. Bei dem Al-
len standen die stämmlichen Classen der Gesellschaft in

gleicher Rechtslosigkeit da: in einer Rechtslosigkeit, welche den Grund-Charakter der alten Leibeigenschaft gebildet hatte, so daß für sie immer nur von Pflichten die Rede seyn konnte. Das Unnatürliche dieses Zustandes wurde allgemein gefühlt. Allein wie das Recht an die Stelle des bisherigen Unrechts bringen? wie es einleiten, daß das, was den Vortheil Aller ausmachte, von Allen als Vortheil empfunden würde? Dögleich der Charakter der Unterthänigkeit Allen gemein war, welche die Gesellschaft bildeten: so hatten sich doch nicht Alle gleich sehr mit demselben versöhnt; und gerade Diejenigen, die am meisten in der Zuriickerinnerung an die Vergangenheit lebten, zeigten sich als die entschiedensten Feinde einer Reform, welche darauf abzwöche, dem Jahrhunderte zu geben, was des Jahrhunderts war. So konnte es nicht fehlen, daß eine große Irreiracht entstand; und so ging die Umwälzung wesentlich aus einer Verkennung der Fortschritte hervor, welche die Gesellschaft im Verlaufe der Zeit gemacht hatte, um das Endziel aller Vergesellschaftung, die Gleichheit des Rechts, zu erreichen.

Allerdings ist diese Umwälzung klarly geworden; allerdings hat sie sich durch Gräucl ausgezeichnet, die man nicht genug verabscheuen kann. Allein ist deshalb die Wahrheit auf Seiten Derer, welche behaupten, daß es nie so weit gekommen seyn würde, wenn man den Unterschied der Stände festgehalten hätte? Gerade weil dieser Unterschied sich nicht länger vertheidigen ließ, und doch vertheidigt werden sollte; gerade weil es einer Vertretung des Volkes bedurfte, diese aber von

Denen ersichert wurde, die es für möglich hielten, einen besondern Vortheil auf Kosten des allgemeinen Vortheils zu behaupten, nahm die französische Staatsreform die Wendung, die sie genommen hat, und antwortete in eine Umwidmung aus. Der sogenannte dritte Stand war am Schlosse des achtzehnten Jahrhunderts eben so wenig, was er in seinem ersten Ursprunge gewesen war, als Adel und Geistlichkeit noch dem Charakter früherer Zeiten hatten. Um zu wissen, was im Verlaufe der Zeit aus jenem geworden war, braucht man nur die Stellung der gegenwärtigen Deputirten-Kammer mit derjenigen zu vergleichen, worin die Mitglieder des dritten Standes Philipp den Schönen bei ihrer ersten Einführung in die General-Staaten empfingen. Wahrlich, nicht deshalb hat der dritte Stand in Frankreich den Ausschlag gegeben, weil er darauf ausging, sondern weil er ihn geben mußte nach allem, was vorhergegangen war, nach allem, was ihn so hoch emporgebracht hatte, mit Einem Worte, nach der großen, aber unmerklichen Veränderung, welche ihren Charakter darin hatte, daß die Dinge nicht zu ihren Benennungen, und diese nicht zu den Dingen paßten.

Wie sehr man auch die französische Umwidmung verabscheuen möge, so muß man sich doch nicht verbieten, den gegen die wahren Ursachen, die sie hervorgerufen haben. Diese anzuzeigen und ihnen Raum geben, ist eins und dasselbe; und wer dies thut, sollte wohl bedenken, daß man einen Feind nicht dadurch besiegt, daß man ihn verleumdete, sondern dadurch, daß man ihn ins Auge faßt, und den Muth hat, ihn zu be-

kämpfen. Wenn also gewisse Personen noch immer die Miene annehmen, als sey diese Umwälzung die erste und einzige, welche Europa erlebt hat: so muß man ihnen sagen, daß sie sich irren, daß frühere Umwälzungen, obgleich ihrem Zwecke nach von der letzten wesentlich verschieden, nicht minder blutig und zerstörend gewesen sind, und daß der gesellschaftliche Zustand dennoch durch sie von irgend einer Seite gewonnen hat. Man muß aber noch weiter gehen und solche Personen darauf aufmerksam machen, daß sie durch ihre leidenschaftliche Beurtheilung der Erscheinungen ihrer Zeit nichts so sehr an den Tag legen, als ihre Unsympathie in Ansehung der Zukunft. Das Ergebniß der französischen Umwälzung ist gewesen, daß Volk und Dynastie sich unter Bedingungen wieder vereinigt haben, welche, wofern nicht alles täuscht, die Wiederkehr der alten Staatsgebrechen unmöglich machen. Durch die Charta wird die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung festgestellt; diese Charta ist also eine Mündigkeit-Erklärung, welche allen Despotismus für die Zukunft ausschließt. Ein späteres Wahlgesetz hat die Volkvertretung auf eine Weise bestimmt, welche der Regierung den Beistand der Einsichtsbeßten und Besten im Volke sichert. Es ist fortan weder von Demokratie, noch von Aristokratie die Rede: denn die Vertretung bewegt sich zwischen diesen beiden Ausposten; und gerade dadurch wird jedes Interesse entfernt, das sich von dem allgemeinen trennen will. Wer wagt demnach zu leugnen, daß die Franzosen Rechte erworben haben, welche sie vor der Revolution nicht hatten! und wer ist unbedonnen genug, zu

behauptet, daß dies für Frankreich und für Europa ohne große Folgen bleiben werde! Freilich kann man sagen, daß es keine Ummälzung bedurft hätte, um alle diese Vortheile zu gewinnen; dabei aber muß die Voraussetzung gemacht werden, daß es möglich gewesen sey, Anfang und Ende der französischen Revolution mit gleicher Klarheit zu überschauen. Eines wenigstens sieht sehr; nämlich, daß man nach einem halben Jahrhundert über die französische Ummälzung ganz anders urtheilen wird, als es jetzt hergetrachtet ist, und daß alsdann nur sehr Wenige einen Stein des Anstoßes in der Behauptung finden werden: ein Vertretungs-System, wie das französische, werde durch eine fünf und zwanzigjährige Ausbreitung nicht zu theuer erkauft, und die Angelegenheit von acht und zwanzig Millionen Menschen, wenn ein besseres politisches System der Gegenwart derselben sey, laße sich nur in einem Wunschnachter beendigen.

Sollen der historische Standpunkt und die Ansichte, welche derselbe giebt, auf das sogenannte Verfassungs-Wort einen Einfluß haben: so darf man die große Begiertheit nicht aus der Acht lassen, durch welche der Proceß der französischen Ummälzung entschieden worden ist. Da übrigens in allen Reichen und Staaten des westlichen Europa der gesellschaftliche Zustand, mit sehr geringen Abweichungen, derselbe ist, so ist auch die Aufgabe für alle dieselbe. Allerdings kann man sich über diese Aufgabe verschieden ausdrücken; aber immer wird es darauf ankommen, Härtenmacht und Freiheit in eine solche Harmonie zu bringen, daß sie sich nicht länger

bestehen. Die Monarchie, als solche, existirt nur durch die Gewalt. Nicht so die erbliche Monarchie. Da sie von einem Gesetze ausgegangen ist, so kann sie auch nur als Beschützerin des Gesetzes fortdauern. Nichts ist ihr also fremder, als die Unumschränktheit. Diese verträgt sich so wenig mit ihr, daß es schwerlich zwei Elemente giebt, welche feindlicher wären, als Erblichkeit und Unumschränktheit. Gerade darin bestand der große Mißgriff des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, daß man wähnte, jene lasse sich zu einer Grundlage von dieser machen. Keine Meinung, so lange dieser Irrthum nicht als solcher erkannt wird! Erkannt aber wird er nur in so fern, als man zu der Einsicht gelangt, daß jede Regierung, so fern sie gesetgebend und vollziehend zugleich ist, für den gesetzgebenden Theil ihrer Einrichtungen ganz anders organisiert seyn muß, als für den vollziehenden Theil. Weil der Wille seiner Natur nach frei, und das Gesetz nur in so fern gut ist, als es aus der Uebereinstimmung der Willen hervorgeht: so muß man es nie darauf anlegen, diese Willen zu centralisiren; und weil die Macht ihrer Natur nach gebunden ist, so muß man eben so wenig darauf ausgehen, sie zu socialisiren. „Socialisire den Willen, aber centralisire die Macht:“ dies ist von jeher die allgemeinste Forderung für alle politischen Schöpfungen gewesen, wiewohl sie nur allzu oft vernachlässigt worden ist. In unseren Zeiten aber handelt es sich um eine solche Socialisirung des Willens, daß sie dem gesellschaftlichen Zustande entspricht, so wie er sich in den westeuropäischen Reichen — denn nur von diesen kann die

Nede seyn — durch eine Reihe von Jahrhunderten entwickelt hat. Diese nun kann keine andere seyn, als die, welche durch eine Volksvertretung entsteht. Die Volksvertretung aber ist weder demokratischer, noch aristokratischer Natur, sondern das richtige Mittel zwischen diesen beiden Extremen, welche einander bisher unablässig bekämpft haben, und sich bekämpfen werden, bis Das aufgefunden ist, was sie allein versöhnen kann. Um zu einer Volksvertretung zu gelangen, muß man vor allen Dingen von ihr trennen, was nicht zu ihrem Wesen gehört, und dies kann nur durch ein gutes Wahsgesetz geschehen, welches die Volksvertreter weder in der Classe der Reichen, noch in der der Armen aufsucht, wohl aber in der Classe der Begüterten, die ein lebendiges Interesse haben, nach guten Gesetzen regiert zu werden. Sie sind es, welche die Kammer der Abgeordneten bilden. Mit einer solchen Kammer nun rede ich genug seyn, wenn nicht besondere Rücksicht auf Dingen genommen werden müßte, welche von dem Gesetzbildungsgeschäft nicht ausgeschlossen werden können, ohne sich zurückgesetzt und beleidigt zu achten: die nicht sehr zahlreiche Classe Derer, die sich durch großen Reichthum zur Autonomie hingezogen fühlen. Um sie nicht bloß unschädlich, sondern sogar nützlich zu machen, giebt es kein besseres Mittel, als sie in einer Pairé-Kammer zu vereinigen; und wer, als Staatsgesetzgeber, dies unterlassen wollte, würde sich eines bedeutenden Fehlers schuldig machen. Das ganze sogenannte Verfassungs-Werk muß also darauf hinarbeiten, dem Schicksal, was es in den modernen Staatsverfassungen giebt, der erst-

lichen Güterentzehr, neue Erträge zu verschaffen, damit
Völker und Güter sich nicht mehr entzweien, und die
Klage der ersten über Despotismus und Tyranni eben
so sehr wegsalle, als die Klage der letzteren über Unge-
heersam und Empörung. Alle Elemente, deren es zu
einer solchen Schöpfung bedarf, sind vorhanden: es
kommt bloß darauf an, ihnen die passendste Gestalt
zu geben; und dies kann mit keinem überwiegenden
Schwierigkeiten verbunden seyn, einmal, wenn man eine
klare Ansicht von der Aufgabe hat, welche gelöst wer-
den soll, zweitens, wenn man im Besitze der Zer-
mei ist, durch welche die Lösung allein gelingen kann.
Nun giebt die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte;
diese kann man nur durch Nachdenken über die Natur
der Gesellschaft erwerben.

Antwort eines Preußen an den Ober- sten von Massenbach *).

Herr Oberst!

Sie haben die Gefahren geschildert, von welchen Deutschland im Westen und im Norden bedrohet ist. So etwas ist nicht ungewöhnlich; und drehete sich Ihre angelegende Schrift nur um diesen Gegenstand, so würde darin nur Das ausgesprochen werden, was mehr oder weniger alle unsere Zeitgenossen denken. Aber Sie gehen weiter, als man in Deutschland zu gehen pflegt: Sie stellen die Schrecklichkeit von Deutschlands politischer Verfassung ins Licht, und tragen kein Bedenken, den Ausdruck zu thun, daß, so lange diese Schrecklichkeit fortbauert, die Sonne der Freiheit nicht aufgehend über den Deutschen leuchten werde. Vielleicht erklären Sie sich mit allzu viel Kühnheit über die Politik des einen und des andern Cabinets in Deutschland; vielleicht trifft Ihre Schrift der noch größere Vorwurf, daß der Schleier, welcher die Zukunft ver-

hüllt,

*) Vornimmt durch die Schrift: der Oberst Massenbach an alle deutsche Männer.

hülft, darin alles unbefichtig gelüpft werde. Allein, wer möchte den Ulrich von Hutten der gegensätzlichen Zeit deshalb anklagen? Ich wenigstens nicht; und zwar um so weniger, je mehr Ihr Bewusstsein Ihnen sagt, daß Sie den Dank aller Väter verdient haben, die es mit Schillern anständig finden, daß das politische Deutschland immer da aufhöret, wo das gelehrte beginnt.

Wenn es sich nun aber um die Mittel handelt, wodurch dem politischen Jammer Deutschlands ein Ende gemacht werden soll: reichen alsdann diejenigen aus, welche Sie in Vorschlag gebracht haben?

Dies ist die Frage, welche zwischen uns und Welken verhandelt werden muß.

Lassen Sie uns nun vor allen Dingen untersuchen, in welchen Punkten wir übereinstimmen.

Sie können Sich nicht entschließen, in der Bundesakte, welche der Wiener Congreß gegeben hat, eine magna charta für Deutschland zu sehen. Ich auch nicht. Freilich, wenn es bloß darauf ankommt, Beschwerden gegen Schrecken abzumägen: so kann die Bundesakte leicht den Werth jener Urkunde haben, welche Großbritannien vor fünf Jahrhunderten erhielt, als Johann ohne Land durch die Großen seines Königreiches genöthigt wurde, für sich und seine Nachkommen dem Richter zu entsagen, welches Englands Könige bis dahin gewesen hatten, ohne die Genehmigung des Parlaments (d. h. des Geheimen Rathes; denn ein Haus der Gemeinen gab es damals noch nicht) Eubsdien zu fordern. Allein von einer solchen Vergleichung ist nicht

die Noth. Jedes Jahrhundert bewegt sich in seiner eignen Bahn, und die Forderungen, welche es an eine politische Verfassung macht, rühren wesentlich von den Bedürfnissen her, die ein Staat oder ein Reich, das fortdauern verlangt, empfindet. Man hat die im sechzehnten Jahrhundert mit Karl dem Fünften abgeschlossene Capitulation die magna charta der Deutschen genannt; allein von welcher Beschaffenheit kann sie gewesen seyn, da sie nicht hat verhindern können, daß Deutschlands Einheit drei Jahrhunderte später unterging! Ueber diesen Gegenstand ließe sich viel sagen; nur daß hier nicht der Ort dazu ist.

Sie erklären Sich auf das Stärkste gegen jenen Artikel der Bundes-Acte, worin festgesetzt ist: „daß, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundes-Einrichtungen, auf Jura singulorum oder auf Religions-Angelegenheiten ankomme, weder in der engern Versammlung, noch im Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden solle.“ Eine solche Anordnung scheint Ihnen dem liberum veto der Polen sehr nahe zu kommen. Sie haben gewiß nicht ganz Unrecht. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß jener Artikel sich durch trüftige Gründe rechtfertigen läßt; und ohne darüber weitläufig zu werden, bemerke ich bloß, daß da, wo alles im Zuschnitt verordnet ist — und Sie werden unstreitig dem Wiener Congresse mit mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in dieser Hinsicht gar nichts zu verantworten habe — man sich einrichten muß, so gut man kann.

Was Sie über die Zusammensetzung des Bundes-

tages, bezüglich aber über die Schwierigkeit einer Vereinigung von zwei Naturen bemerken, von welchen die eine dem deutschen Vaterlande, die andere dem Fürsten, in dessen Dienste man steht, angehören soll: das mag vollkommen wahr seyn; nur daß sich in der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo Deutschland in acht und derißig Souveränitäten zerfallen ist, schwerlich angeden läßt, wie das in lauter Particular-Verfassungen aufgeratene Reich anders in Harmonie und Einheit erhalten werden könnte. Mag dies Mittel schwach seyn; mag die, dem gesammten Deutschland bestimmte zweite Natur wenig oder gar nicht wirksam werden: so muß man doch eingestehen, daß dies weder die Schuld der Abgeordneten, noch die ihrer Committenten ist, und daß, wenn dies jemals aufhören soll, mit dem ganzen Deutschland eine Veränderung vergehen muß, die von seiner gegenwärtigen Eigenthümlichkeit wenig oder gar nichts übrig läßt.

Doch Sie brauchen ein zweites Mittel, allen diesen Uebeln, der Bundes-Laxe sowohl als des Bundesstages, kräftig und schnell abzuhelfen.

„Die Fürsten, sagen Sie, müssen sich — nicht zu einem Fürsten-, sondern zu einem Völkerbunde vereinigen, und alle Völker Deutschlands müssen diesen Bund schließen. Oesterreich und Preußen bilden die Bollwerke Europa's gegen Asien; das deutsche Bundesheer muß die Curtine bilden. Von dieser politischen Grundlage ausgehend, können die strategischen Wirkungspläne auf eine der Wissenschaft und Kunst höchst entsprechende Weise gegeben werden. Schon hieraus erhellt, daß es

Preussens und Oesterreichs höchstes Interesse ist, dem deutschen Staatenbunde nicht den Schein, sondern der That nach beizukommen. Es handelt sich also nur um die Organisation des Staatenbundes. Von allem andern, was zu diesem Endzweck geschehen muß, ist das Erste: daß alle Staaten Deutschlands die repräsentativen Verfassungen einführen, die sie ihren Rechten, ihrem Volkswillen, ihren Gewohnheiten entsprechend glauben. In gleicher Zeit nun werde der Bundestag neu organisiert. Er bestehe aus einem Ober- und aus einem Unterhause. Das Oberhaus sey zusammengesetzt aus den Königen, Fürsten, Bischöfen, deren Gesandten schon jetzt in Frankfurt vereinigt sind; und da der deutsche Bund, um fortdauern zu können, mit der Schweiz in dem engsten Verhältnisse stehen muß, so fügt man zu den 69 Stimmen des Oberhauses noch 4 hinzu, welche von der, einem Königreiche gleich zu schätzenden, Schweiz herrühren. Das Unterhaus bestehe aus den Deputirten des mediocrisaten hohen und ritterschaftlichen Adels, und aus den Deputirten des geistlichen, des Bürger-, und des Bauernstandes. Die Zahl der Stimmführer in denselben werde auf 200 bis 250 gesetzt. Kein Stimmführer dürfe seine Stimme einem Andern übertragen. Von den aus den Stände-Versammlungen der einzelnen Staaten zu wählenden Deputirten kann keiner in das Unterhaus des Bundestages treten, der nicht integer viras academicus parus ist, und der Regent jedes Staats hat das Recht, Dem gemäß zu wählen, der diese Eigenschaft nicht besitzt. Hierdurch wird die Furcht verbannt, daß in diese Deputirten-Kammer Männer von Mirabeau's

Moralität treten könnten. Indem der hohe und ritterschaftliche Adel sich und Stimme im Unterhause erhält, wird dem demokratischen Element durch das aristokratische das Gleichgewicht gehalten; und da das Unterhaus eine wahre Kräftefraktion d. h. eine Versammlung der Besseren aus allen Volksschichten ist: so brauchen die Könige sich vor diesem Unterhause nicht zu fürchten; sprechen doch Fürsten, Grafen und Edelleute in ihm, die den Demokratisirungs nicht ausstehen lassen werden. Der Bundestag, so wie er jetzt besteht, erscheint als ein Gerölle ohne Schlußstein. Nur in der Stimme der Völker kann es beschaffen erhalten; und indem diese Stimme in dem Unterhause des deutschen Parlaments ertönt, wird sie zu einer Quelle der Lichtströme, die sich über Deutschland ergießen.“

lassen Sie uns diese Bemerkungen Ihrer politischen Schöpfung schärfer ins Auge fassen!

1. Sie machen einen Unterschied zwischen Völkernbund und Fürstebund. Mit welchem Rechte? Völker verbinden sich mit Völkern immer nur durch ihre Organe; und da die Organe der Völker die Fürsten sind, so ist jeder Fürstebund ein Völkerbund. Hier ist also nichts zu reformiren.

2. Ein Unterhaus, zusammengesetzt aus den Deputirten des mediocrisiren hohen und ritterschaftlichen Adels, so wie des geistlichen, des Bürger- und des Bauernstandes, erscheint Ihnen als Das, was Deutschland erhalten muß, um sich für constituirt achten zu können. Allein, Herr Oberst, worin würde die Benennung dieses Unterhauses gegründet seyn? Ein Unter-

hand, wenn es einmal verglichen geben soll, ist nicht wohl denkbar ohne ein Oberhaus. Dieses müßte also zuerst geschaffen werden. Oder meinen Sie, daß das Oberhaus bereits gegeben sey in denjenigen Gliedern des Bundesraths, welche ihre Stimme repräsentiren? Ich weißte wahrlich nicht, mit welchem Rechte man diese Glieder ein Oberhaus nennen wollte, da sie in jeder Hinsicht von ihren Instructionen abhängig sind, und durchaus keine eigenhümliche Ansicht zu vertreten haben. Ihr Oberhaus soll ausgehen von der Wahl der Fürsten; ihr Unterhaus hingegen von der Wahl der Wähler. Was meinen Sie nun wohl, daß heraus entstehen könne? Jenes wird sich eben so unaufhörlich mit den einzelnen Staaten beschäftigen, die es repräsentirt, wie dieses mit dem gesammten Deutschland, das erst ins Leben gerufen werden soll. Ist dabei auch nur auf das Entfernteste an Harmonie zu denken? Die fehlerhafteste Ansicht, die man von dem deutschen Bundesrath fassen kann, ist wahrlich die, daß man ihn in dem Sinne eines britischen oder französischen Parlaments betrachte. Alle Parlamente bilden den zweiten Charakter der Regierung, die Geschäftsfähigkeit; da dieser aber nur in so fern einen Werth hat, als er sich dem ersten Charakter, der Einheit, unterordnet: so weiß ich durchaus nicht, wie diese Unterordnung zu Stande gebracht werden soll in einem Staaten-Complex, wie Deutschland gegenwärtig ist. Mit Einem Worte: dem deutschen Parlamente würde die Vergebung fehlen, worin jedes Parlament stehen muß; und da diese Vergebung ihm in der gegenwärtigen Lage der Dinge sogar noch

wendig fehlen würde: so könnte es nicht consensuirt werden, ohne ganz Deutschland anti-monarchisch zu gestalten, was Sie eben so wenig wünschen werden, als ich, und jeder Andere, der nur einigermaßen weiß, was es mit Unit-Monarchien auf sich hat. Ich mag dies nicht weiter verfolgen; Sie geben mir aber ausdrücklich zu, daß man es nie darauf anlegen muß, Dinge zu verthigen, deren Vertheidigung auf nicht vorhandenen Gründen beruht.

3. Sie verlangen, daß die Mitglieder Jenes Unterhauses gewählt werden sollen aus den Stände-Verfassungen der einzelnen Staaten. Dagegen läßt sich an und für sich nichts einwenden. Nur das möchte ich erfahren, nach welcher Norm diese Wahl geschehen soll. Deutschlands, des werdenden Deutschlands, Vertheidiger zu vertheidigen, setzt Eigenschaften voraus, welche nicht alle Mitglieder einer Stände-Verammlung besitzen, mag diese eine sächsisch-sächsische, oder bairische, oder sächsisch-sächsische, oder hannoversche u. s. w. sein. Sie scheinen ganz und gar nicht bedacht zu haben, daß die Organe, durch welche das politische Gebäude Deutschlands seine Vollkommenheit erhalten soll, nicht eher entstehen können, als bis das da ist, was ihrer Entstellung vorgegeben muß; nämlich das einzige und ungetrennte Deutschland, das bisher immer nur als Jenes vorhanden gewesen ist. Sie, Herr Oberst, und ich, wir sehen wir uns Deutsche nennen mögen — sind wir es anders, als per anticipationem, und können wir jemals aufhören, Würtemberger und Preusse zu sein? Was unsrer Uccasels aufbewahrt ist, das muß

sen wie dahingestellt seyn lassen. Was mich betrifft — so sehe ich Deutschland alles Gute wünschen, was ihm möglicher Weise begegnen kann, so würde ich mich doch nie entschließen, in ihrem Unterhause irgend einen Platz einzunehmen, weil ich durchaus nicht absehen kann, wie ich mich auf denselben nützlich machen wollte.

4. Sie selbst fühlen dies so sehr, daß Sie damit zufrieden sind, wenn jedes Mitglied ihres Unterhauses *integer vitae scelerisque parus* ist. Wenn dies auch viel scheinen mag, mir scheint es wenig, weil ich mit Lessing sage: man ist nicht viel, wenn man nur ein ehrlicher Mann ist. Zerkten Sie aber nicht in Widerspruch mit sich selbst, wenn Sie dem Negativen jedes einzelnen Staatses gestatten wollen, Jeden nachzuweisen, der die vorerwähnte Eigenschaft nicht besitzt? Was kann, was soll aus einem Unterhause werden, das auf solchen Grundlagen beruhet? Was würde aus dem britischen Unterhause geworden seyn, wenn Englands Könige das Recht gehabt hätten, jedes mißfälligen Einzelnen, unter dem Verdachte, oder in der Ueberzeugung auszusprengen, daß er nicht *integer vitae scelerisque parus* sey? Wie besteht ein solches Vorgehen mit der Freimüthigkeit eines Volks-Representanten? Was die Todten betrifft, Herr Oberst, so dünkt' ich, wir lassen sie ruhen. Sie erzeigen dem Grafen Mirabeau gewiß allzu viel Ehre, wenn Sie ihn zum Urheber der französischen Umröthung machen; er hat daran nicht mehr Antheil, als jeder Andere, der, in dieselbe Wuthgegnheit verflochten, nach seiner besten Einsicht rath, ohne für den Erfolg einzusehen zu können. Wie muß man Männer dieser Art

stehen, weil sie, unschädlich gemacht, höchst nützlich sind. In dem britischen Unterhause hat es zu keiner Zeit an einem Mitrabeau gefehlt; und doch hat bisher keine die Regierung aus ihren Angeln zu heben vermocht.

3. Sie geben den Subordnen Deutschlands die öffentliche Versicherung, daß in Ihrem Unterhause das aristokratische Element dem demokratischen das Gleichgewicht halten werde, wenn der hohe und einflussreiche Adel Sitz und Stimme in diesem Unterhause erhalte. Dies will ausführlicher besprochen seyn. Von allen politischen Befragten sind Sie der Erste, welcher das aristokratische Element mit dem demokratischen in einem und demselben Hause vereinigt wissen will. Was kann aber das Ergebniß dieser Anordnung seyn? Auch in Ihrer Ansicht kann das aristokratische Element nur gegen das demokratische kämpfen; und gegen diese Ansicht läßt sich durchaus nichts einwenden, weil Aristokratie und Demokratie ihrem Wesen nach Correlata sind, und nur dadurch zum Vorschein kommen, daß die Kraft nicht ohne Gegenkraft bestehen kann. Indem aber Aristokratie und Demokratie einander nothwendig bekämpfen, wünschte ich wohl zu erfahren, was die erstere in dem Stand setze, der letzteren das Gleichgewicht zu halten. Selbst in dem Verhältniß des Herrn zum Knecht ist das Gleichgewicht eine schwierige Sache; und ist das Ubergewicht nicht auf Seiten des Herrn, so wird sich das Verhältniß nur allzu leicht umkehren. Unstreitig müßten Sie auch ein Ubergewicht, als Sie von einem Gleichgewicht sprechen. Lassen Sie uns indeß faktisch

untersuchen, wie groß die Wahrscheinlichkeit sey, daß Ihr hoher und ritterschaftlicher Adel in einem deutschen Unterhaufe das Uebergewicht behaupten werde. Ihr Unterhaufe soll zusammengesetzt seyn: 1) aus dem hohen und ritterschaftlichen Adel, 2) aus Mitgliedern der Geistlichkeit, 3) aus Bürger- und Bauern. Die Mitglieder der Geistlichkeit verlieren Sie ganz aus den Augen, indem Sie von Gleichgewicht reden; unstreitig in der Voraussetzung, daß jene, wie auf den alten Reichs- oder Landtagen, auf Seiten des Adels seyn werde. Es bleiben also die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes übrig, denen ein Gleichgewicht gehalten werden soll, damit die Demokratie nicht über die Aristokratie siege, und das Königthum bedrohet werde. Wie werden wir und nun die Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes denken müssen? Als wirkliche Bürger und Bauern, so wie unsere Städte und Dörfer dieselben liefern; oder als Personen, welche mit ihren Ansprüchen weit hinausgehen über den engen Kreis des Bürgers und Bauern? Da von einer Repräsentation für ganz Deutschland die Rede ist, so werden Sie mir sagen, daß nur die letzteren gedacht werden können; denn was sollten wohl die ersteren auf einem Bundestage, dessen Angelegenheiten ihnen eben so fremd seyn würden, als den Hottentotten die von Europa. In dieser Voraussetzung aber müssen Sie gesehen, daß das Uebergewicht Ihres hohen und ritterschaftlichen Adels nicht weniger als gesichert ist. Erstlich, was ist Demokratie und Aristokratismus in Beziehung auf ein Reich? Zweitens, woher nähme wohl der hohe und ritterschaftliche Adel

das Mittel, den Repräsentanten des Bürgers und des Bauernstandes zu gebieten, wenn diese, was sehr leicht der Fall seyn könnte, über allen Demokratismus und Aristokratismus hinaus träten? Etwas aus seiner höhern Insidgen, aus seiner aufgeklärteren Vaterlandsliebe, in Beziehung auf Deutschland? Was die Geschichte von ihm aussagt, ist nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß man voraussetzen könnte, er werde durch beides hervortragen und die sämmtlichen Mitglieder des deutschen Unterhauses mit sich fortreißen. Wollte er, was sonst nur allzu sehr der Fall gewesen ist, seinen besondern Vortheil auf Kosten des allgemeinen Vortheils verteidigen: so würde er in den Repräsentanten des sogenannten dritten Standes die eifrigsten Widersacher finden; und was wäre alsdann natürlicher, als daß ihm in Deutschland dasselbe begegnete, was ihm in Frankreich begegnet ist? Ich fürchte also, Herr Oberk, daß Das, was Sie als ein kräftiges Verhinderungsmittel einer Umwälzung empfohlen haben, ein Förderungsmittel derselben werden könnte. In Wahrheit, Ihr Vorschlag ist sehr gefährlich; und das Gefährliche scheint mir darin zu liegen, daß Sie, wie so viele Andere, sich nicht davon überpußt haben, es verhalte sich mit den sogenannten Schulden im neunzehnten Jahrhundert ganz anders, als im dreizehnten und vierzehnten, wo diese Benennung gewiß auffam, und das Verhältniß von Herr und Knecht noch die ganze Gesellschaft durchdrang. Sie wollen eine Selbstvertretung; und dies bringt Ihrem Herrn die gelbe Lur. Allein Sie wollen dieselbe nicht durch die einzigen Mittel, welche im

neunzehnten Jahrhundert eine Volkserziehung geben; und dies ist gerade Das, was ich Ihnen zum Verwurfe mache. Weil durch das Gleichwägen der Aristokratie und Demokratie nie das Mindeste für eine bessere Gesetzgebung, und für eine bessere Vollziehung der Gesetze, geleistet worden ist; weil aus allen nur möglichen Gründen dadurch weder für das Eine, noch für das Andere, auch nur das Mindeste geleistet werden kann; weil ein Volk seinem Wesen nach weder demokratisch, noch aristokratisch ist, und immer nur auf eine Regierung dringt, welche durch ihre Form ihre Güte verbürgt: so muß man bei der Bildung einer Volkserziehung vor allen Dingen der Idee einer Entgegensetzung von Ständen entgegenstellen. Frühere Jahrhunderte können und dürfen nicht unsere Führer bei diesem wichtigen Geschäfte seyn, weil der gesellschaftliche Zustand in ihnen ein ganz anderer war, als er gegenwärtig ist. Im neunzehnten Jahrhundert muß die Volkserziehung die Demokratie eben so durchschneiden, wie die Aristokratie. Dies ist die allgemeinste Regel, welche beobachtet werden muß, wenn die constitutionelle Monarchie zum Bestehen kommen soll; dies ist das große Resultat, das die französische Revolution gegeben hat; und mit dem Entwicklungsgange der europäischen Menschheit in den drei letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gefolgt ist, überzeugt sich leicht, daß ein größeres Resultat unmöglich erlangt werden kann.

Ich glaube Ihnen durch diese Bemerkungen deutlich gemacht zu haben, Einmal, warum es in Deutschland kein Parlament (das Wort in seinem hergebrach-

ten Sinne genommen) gehen kann; jedoch, warum es laus geben dürfe. Eben deswegen muß ich die Kühnheit bewundern, wenn Sie in Ihrer Zeitsung Sr. Majestät den König von Preußen aufgefordert haben, die Entstehung eines solchen Parlaments für Deutschland zu veranlassen. Zwar ist diese Kühnheit aus Einem Grunde mit Ihren politischen Ideen; aber wie ist es möglich, so sehr ein Fremdling in Deutschland zu seyn, daß man able, was die Verhältnisse in diesem Lande mit sich bringen, in einem so hohen Grade verstanden kann! Von einem Parlament für Deutschland kann nicht eher die Rede seyn, als bis es für dies Land, wie für Frankreich, England und Spanien, eine allgemeine Regierung festgestellt hat, die den Charakter der Einheit auf das Unvergleichlichste in sich trägt. Für Deutschland war eine solche Regierung niemals da, und der letzte Schatten derselben ist seit dem Jahre 1806 mit dem Kaiserthum verschwunden. Wenn Sie also Friedrich Wilhelm den Dritten auffordern, den ehemaligen Reichstag in irgend einer Gestalt wiederzuführen, wodurch das Interesse der flammischen Bewohner Deutschlands gesichert werde: was thun Sie, die Sache in ihrem wahren Lichte betrachten? Nichts mehr und nichts weniger, als daß Sie von ihm verlangen, er solle die allgemeine Anti-Monarchie an die Stelle der vielen Monarchien bringen, welche gegenwärtig in Deutschland — gleichviel ob gut oder schlecht — neben einander bestehen. Weißt dies aber etwas anders, als den König von Preußen bitten, daß er Deutschland in allen seinen Absichtungen revolution-

nimmudge? Schwerlich haben Sie so etwas gewollt, und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Erfüllung Ihrer Bitte keine andere Folge haben würde. Zuggeben, Herr Oberst, daß man den Organismus des deutschen Reiches — sofern von einem solchen noch die Rede seyn darf — keine Lebensprüche machen kann; zuggeben, daß dieser Organismus, so wie er sich in den gegenwärtigen Staaten-Bünde, dessen Träger der Bundesrat ist, darstellt, nicht von Bestande seyn kann: muß man deshalb weniger die Zeit abwarten, wo das Bedürfniß nach etwas Besserem sich einstellt? muß man deshalb weniger der Zeit Zeit lassen?

Nur noch Eine Bemerkung, Herr Oberst, und ich habe gerathet.

Sie haben sich seit Ihrem Aufenthalte im Königreiche Württemberg zur Partei der Vertheidiger des alten Rechtes gestellt; und Sie glauben mir wohl, daß ich Ihnen daraus keinen Vorwurf mache. Erklären Sie mir aber, wenn Sie es können, warum Sie, als Vertheidiger des alten Rechtes, so wenig Rücksicht nehmen auf den Zusammenhang, worin dasselbe mit einer Verfassung stand, von welcher Sie unbedenklich zugeben werden, daß sie nicht länger vorhalten konnte, als sie vorgehalten hat. Diese Verfassung — ich meine die des deutschen Reiches — ist verschwunden, und seine Macht des Himmels und der Erde wird sie niemals wiederherführen. Wie soll aus aber das fort dauern, was von ihr ausging und nur von ihr beschützt werden konnte? Von welcher Art die Umwandlung ist, welcher Deutschland entgegen geht, dies mag unberührt

bleiben; allein hält man diese Umwandlung dadurch auf, daß man sich auf alte Rechte stützt, welche sich nicht behaupten lassen? Dies ist, worauf ich Sie aufmerksam machen möchte. Gerade indem Sie das alte Recht vertheidigen, und so eifrig darauf bedacht sind, eine verlorne — auf immer verlorne — Standes-Autorität wieder zu gewinnen, werden Sie, ganz gegen Ihre Absicht, zum Beförderer einer Umwälzung, die Sie verabsehen; Ihre Schrift legt darüber ein Zeugniß ab, daß der nachdenkende Leser schließlich noch verständiger wünschen kann. Entschäde, was Sie wollen — glauben Sie mir, Sie würden dabei erschrecken und sich sehr leicht entschuldigen müssen, daß dergleichen nicht in Ihren Absichten gelegen! Aber so geht es, wenn man die Erscheinungen, als Wirkungen bestimmter Ursachen, nicht so verallgemeinert hat, daß man weiß, wie die Extreme einander berühren und sich in ihren Wirkungen nothwendig gleich sind. Ansprüche ohne Macht sind im gesellschaftlichen Leben eben so verderblich, als Macht ohne Ansprüche; und es dürfte leicht das Charakteristische der gegenwärtigen Zeit seyn, daß die ersten, nachdem sie ihrer Herrheit inne geworden sind, in ihren Forderungen viel weiter gehen, als sie sollten, wenn der schlafende Thier nicht geweckt werden soll. Freilich werden Sie dies eben so wenig verhindern können, wie ich; allein, nachdem wir lange genug in der Welt gelebt haben, um über gemeine Täuschungen hinaus zu sehn, so, glaube ich, gerne es und, weder der aristokratischen noch der demokratischen Partei in Deutschland anhängen, und uns in Hinsicht alles

dessen, was diesem Lande bevorzuehen mag, den Füh-
genden Dessen hingeben, der Alles zum Besten zu
lenken pflegt. In Beziehung auf Deutschland, meine
ich, ist dieser Quatienmann so gerechtfertigt, daß er in
die Reihe der Pflichten tritt, vorausgesetzt, daß man
nicht in den Thoren geirrt seyn will, welche, in dem
Verhältnisse der Idee zur Wirklichkeit, lieber mit Hun-
den spielen, als dieselben überwinden wollen.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XX.

Schicksale und Untergang des Glavischen Geschlechtes.

Mit gesellschaftlichen Einrichtungen verhält es sich in vielen Fällen, wie mit Erfindungen und Entdeckungen. Sind diese einmal gemacht, so scheinen sie so leicht, daß man sich schämt, den einfachen Gedanken, welcher ihnen zum Grunde liegt, nicht auch gehabt zu haben. Auf gleiche Weise wundert man sich darüber, daß gewisse Einrichtungen von allgemein anerkannter Güte nicht immer da gewesen sind; z. B. eine Successions-Ordnung, wie die sämmtlichen Staaten Europa's sie gegenwärtig eingeführt haben. Nichts scheint natürlicher, als eine solche Einrichtung. Doch müht aber nur dahin, daß man nicht weiß, wie dieselbe einerseits aus der tiefgefühlten Nothwendigkeit der Einheit, andererseits aus der Unmöglichkeit einer fortgehenden Theilung des Grundes und Bodens, wo dieser zur Ausspannung

der Fürstenthümer gebraucht wird, hervorgegangen ist. Nur das Territorial-Familiensystem des Mittelalters konnte diese Successions-Ordnung erzeugen; und wäre nach dem Untergange des weströmischen Reiches nicht an die Stelle der Geldwirtschaft eine Producten-Wirtschaft getreten, so würde es mit den Söhnen, welche die Thronfolge bestimmen, vielleicht noch immer nicht haben gekümmert seyn, wem es zum Vortheil der Gesellschaft, wähehch nicht ohne große Anstrengungen und Leiden, gekommen ist. So sehr hängt der menschliche Verstand in seinen Combinationen von den Veranlassungen ab, welche ihn in Bewegung setzen!

Nichts scheint also leichter, als daß Constantin der Große, nachdem er den Sitz der Regierung nach Constantinopel verlegt und die Einheit derselben über jeden Widerspruch erheben hatte — nichts scheint leichter, sag' ich, als daß er auch die Thronfolge auf eine Weise habe regeln können, welche über die Person des jedesmaligen Throninhabers keinen Zweifel gelasset hätte. Nichts scheint sogar nothwendiger, als eine solche Feststellung der Thronfolge; denn die Flavische Familie, zu welcher Constantin gehörte, war zahlreich: er, als Haupt derselben, hatte (den weiblichen Theil der Familie gar nicht in Anschlag gebracht) drei Söhne, zwei Brüder, und durch diese sieben Kassen, von welchen fünf ein männliches Alter erreicht hatten; und sollte es unter al-
len diesen Personen nicht zu einem Streite über die Thronfolge kommen, so war nichts dringender, als diese so zu ordnen, daß kein Streit entstehen konnte. Gleich-
wohl geschah nichts zu einem solchen Endweck. War-

um nicht? Es läßt sich schonlich eine andere Ursache angeben, als daß man im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durchaus unfähig war, sich zu der Idee eines Regentenhauses zu erheben, welches Jahrhunderte hindurch der Nation durch sein Leben eben so angehören sollte, wie diese dem Regentenhaus. Je mehr eine solche Idee in diesem Zeitalter nur aus einem wohlwollenden Herzen entspringen konnte, desto unaufrichtlicher war sie; und je mehr in Constantins Schicksalung Alles auf unübersehbliche Gewalt berechnet war, desto mehr mußte die Thronfolge dem Zufalle der Ereignisse, dem Kampfe von Persönlichkeiten, überlassen bleiben. Die Lage der Imperatoren brachte es mit sich, daß keiner von ihnen sich über die Spanne Zeit erhob, welche sein individuelles Leben ausmachte; und indem jeder seinem Nachfolger eben die Kämpfe gönnte, welche er selbst zu bestehen hatte, konnte sich von der Idee des Throns nie die Idee des unrechtmäßigen Besizes trennen, welche ihrerseits das Hervorsteckende der Persönlichkeit notwendig macht. Die Verantwortlichkeit der gegenwärtigen Successions-Folge leuchtet in eben dem Maße ein, wenn man dieselben zum Gegenstande seines Nachdenkens macht; durch sie ist bewahrt worden, daß von der Idee des Thrones sich sogar eine Idee des Eigenthums geschieden hat, über welches man nach Gutdünken verfügen kann; der Thron selbst ist zu einem Fideicommiss geworden, welches seinem Inhaber die Verbindlichkeit auferlegt, so zu regieren, daß es forterben könne auf seine Nachkommen. Geschlechter sind auf diese Weise an Geschlechter geknüpft, und das Leben des Regentenhauses wird auf

unberechenbare Jochen an das Leben des Volkes gebunden. Gewiß der glänzendste Theil in der europäischen Staats-
Entwickelung!

Bei dem Allen war Constantia nicht weniger als gleichgültig gegen die Fortdauer seiner Familie. Die Erziehung, welche er seinen Söhnen, wie seinen Neffen, geben ließ, wendete einzig darauf ab, diese Fortdauer zu sichern; sie war so sorgfältig, wie sie in jenen Zeiten seyn konnte, und umfaßte, nach peristischem Maasse, eben so sehr die Erziehung des Körpers, wie die des Geistes. Kaum hatten die Prinzen seines Hauses das Jünglingsalter erreicht, so sorgte er dafür, daß jeder von ihnen Gelegenheit fand, die Regierungskunst praktisch zu erlernen. Constantia, der älteste von seinen Söhnen, wurde nach Gallien geschickt, um die ehemaligen Familien-Romane zu verwalten; Constantius erhielt den Osten zu seinem Wirkungskreise; Constant vertrat seinen Vater im westlichen Afrika, in Italien und Afrika. Unter den Neffen des Imperators erwarb die Geschichte besonders des Valerianus und des Hannibalianus. In dem wurde die Bewachung der geistlichen Bedenken anvertraut, womit die Regierung Thraciens, Macedoniens und Bithyniens in Verbindung stand; dieser erhielt Cilicien zu seinem Wohnsitz, und die Provinzen Pontus, Cappadocien und Klein-Armilien zu seinem Wirkungskreise. Constantia, der ihn besonders geliebt zu haben scheint, zeichnete ihn sogar durch den Königstitel und durch das Prädicat Nobilissimus aus: so sehr hatte man sich von Allen entfernt, was die römische Monarchie mit sich brachte!

Diese Nachzeichnung läßt vermuthen, daß Constantin diesen seinen Willen zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte — Eigenschaften, welche den jungen Constantianus dem Imperator theuer gemacht hatten, konnten ihn nicht den Ministern empfehlen. Daher die Verschwörung gegen das Leben dieser Seiten-Vermwandten: eine Verschwörung, welche zu eben der Zeit angezettelt wurde, wo man die Nieme annahm, als verheere man den Willen des Imperators nach seinem Tode. Das ganze Verhaben wurde mit so viel Anstand und Verschwiegenheit durchgeführt, daß es zuletzt das Ansehen gewann, als habe man der Forderung des Willkürs nicht widerstehen können. Dieses, von geheimen Agenten bearbeitet, mußte sich nämlich dahin erklären, daß es nur den Söhnen des geliebten Imperators die Verrichtung des römischen Reichs gestatten werde. Unterdeß erschien der junge Constantius, welchem, wegen der Nähe der östlichen Station, die Sorge für die Verwaltung der Reiche übertragen war, am Hofe zu Constantinopel; und kaum hatte er von dem Palaste des Imperators Besitz genommen, so gab er die kühnsten Verheißungen wegen der Sicherheit seiner Verwandten. Dennoch war dies nur das Mittel, sie einzuschläfern und muthwillig zu machen. Die Ermordung erfolgt, als kein Widerstand mehr möglich war. — Wie zu beschädeln, sprach man von einer, dem jungen Constantius durch den Bischof von Nicomedien zugesandten Schrift, die man für das Testament des verstorbenen Imperators ausgab: einer Schrift, worin sich dieser als von seinen Vätern

vergiftet aufgab, und seinen Sohn aufforderte, seinen Tod zu rächen. An Kunstgriffen dieser Art hat es nie gefehlt. Die Folge des angeblichen Testaments war, daß der ganze Theil der Flavischen Familie, welcher nicht zu dem Hause Constantius gehörte, aus dem Wege geräumt wurde: von Brüdern des Imperators, fünf Kessen desselben, von welchen Pulmaxius und Hannibalianus nur die aufgezogenen waren, der Patritier Optatus, vermählt mit einer Schwester des verstorbenen Imperators, und der Präfect Ablonius, der das Vertrauen Constantius in einem sehr hohen Grade besessen hatte und durch Reichthum und Ansehen gleich furchtbar war. Mit welcher Herzlosigkeit man bei dieser Ermordung zu Werke ging, zeigte sich besonders darin, daß der junge Constantius ein Schwiegersohn seines Onkels Julius, und ein Schwager des Hannibalianus war. Von dem ganzen Geschlechte blieben nur die jüngsten Söhne des Julius Constantius, Gallus und Julianus, übrig, welche man den Händen ihrer Mörder entriß. Dies waren die nächsten Wirkungen der unbestimmt gebliebenen Thronfolge, und so eilte man nach dem Tode einen Monarchen, der, so lange er lebte, der Gegenstand abgöttischer Verehrung gewesen war: zum einzigen Beweise, daß die Unumschränktheit selbst von denen verabscheut wird, die sie ihre ersten Könige gelten.

Die Hinrichtung des Flavischen Geschlechtes hatte eine neue Theilung des Reiches zur Folge. Sobald sich nämlich die Söhne des verstorbenen Imperators in Pannonien besprochen hatten, wurden sie darüber einig,

so zu theilen, daß Constantin, als der älteste von ihnen, außer der Hauptstadt, die Praefectur von Gallien erhielt, mit welcher die Regierung von Spanien und Britannien verbunden war; wegen Constantius die Praefectur des Orients, und Constans die von Italien und Achaia erhalten sollten. Schlimm war es, daß die drei Brüder den Augustus-Titel von dem römischen Senat annehmen; aber hierin liegt nur der Beweis, daß für die Verhältnisse des menschlichen Lebens alles von einem festen Punkt ausgehen muß, und daß man genöthigt ist, einen solchen zu erdichten, wenn er nicht vorhanden seyn sollte. Die drei Brüder zeichneten sich durch ihre Jugend aus; denn der älteste war nur ein und zwanzig, der zweite nur zwanzig, der dritte nur sechzehn Jahr alt. Kein Wunder also, daß sie etwas für möglich hielten, was in sich unmöglich war, nämlich, daß ihre Versäße, und was man ihrer persönlichen Kraft nennen möchte, ausreichen werde, die Last der Einheit zu überwinden, welche dem römischen Reiche seit mehr als drei Jahrhunderten so tief eingepolgt war, daß es sich von denselben nicht mehr befreien konnte.

Constantinus fand bald Gelegenheit, die Grenzen des Reiches im Osten gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche Sapor, König von Persien seit dem Jahre 310, auf dieselben machte. Sapor war der Sohn des Hormuz, oder Hermispat, und der Gabel eben des Hauses, durch welchen ein nachtheiliger Friede mit den Römern unter Diocletian abgeschlossen war. Obgleich im Jaren 309, hatte Sapor die Bestimmungen eines Eroberers; er hatte sie vielmehr um so mehr, weil er darauf rechnete

nen konnte, daß, nach der Theilung des römischen Reiches unter die Söhne Constantius, der Widerstand nur gering seyn könnte. Die Forderungen, welche er an den jungen Constantius machte, waren also bedächtig, als daß sie hätten angenommen werden können. Man griff also auf beiden Seiten zu den Waffen, und es entstand ein Krieg, welcher nicht weniger als drei und zwanzig Jahre dauerte, und mit wechselndem Erfolge bald den Römern, bald den Persern vortheilhaft war. Den meisten Widerstand leisteten die Seldsch, vorzüglich Rißbia. Auch lange Waffenstillstände gab es in diesem Kriege; wenigstens nöthigte die lange Dauer desselben zu einer solchen Veranlassung.

Seit der Theilung des Reiches waren kaum drei Jahre verlossen, als die Söhne des großen Constantius unter sich uneinig wurden, und der Welt eben so sehr ihre Unfähigkeit, als ihre Begierlichkeit, an den Tag legten. Constantius glaubte sich verläßt durch die letzte Theilung, und forderte von seinem Bruder Constant als Ersatz für Macedonien und Griechenland die afrikanischen Provinzen zurück. Da die Unterhandlungen, welche über diesen Gegenstand gepflogen wurden, sich in die Länge zogen, Constantius Ungeduld sich aber mit keinem Aufschub vertrug: so kam es zu dem schrecklichsten Kriege, der jemals von zwei mächtigen Monarchen geführt worden ist. Constantius drang an der Spitze eines sammengerasteten Heeres in das Domän seines Bruders ein und verheerte die Gegend von Aqailja. Constant, ohne seinen Wohnsitz zu verlassen, übertrug seinen Generälen die Sorge für die Vertheidigung seines

Staats; und diese Generale waren von allen Mitteln so entblößt, daß sie dem Angriffe höchstens gleiche Kräfte entgegenstellen konnten. Es war ein bloßer Partheikrieger-Krieg. Dennoch gelang es den Senatoren des Constant, ihn schnell zu beruhigen. Durch eine verstellte Flucht lockten sie den gallischen Augustus in einen Wald, wo sie ihn umzingelten und niederhieben. Sein Leichnam, welcher einige Zeit darauf in einem kleinen Baue gefunden wurde, erhielt zwar eine kaiserliche Bestattung; doch widerfuhr ihm diese Ehre nur, damit Constant sich mit desto besserem Rechte Gallien, Spanien und Britannien bemächtigen könnte. Zwar hätte Constantius Theil an dieser Erbschaft nehmen sollen; da er aber mit der Vertheidigung seines eigenen Reichthums vollauf beschäftigt war, so weigerte sich Constant, mit ihm zu theilen, und blieb auf diese Weise in dem unbeschränkten Besiz von mehr als drei Dritteln des römischen Reiches.

In diesem jungen Fürsten scheint nichts gewesen zu seyn, was ihm die Achtung oder Zuneigung seiner Unterthanen hätte erwerben oder erhalten können. Durch seinen Stolz beleidigend, war er anmaßend durch seine Sitten, und die heftige Leidenschaft, welche er für junge Germanen gefaßt hatte, war kaum bekannt geworden, als sie ihn zum Gegenstande des Abscheues machte. Zehn Jahre nach dem Tode des jungen Constantin entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, deren Haupt, welcher der comes sacrorum largitionum Maximianus und der General der Leibwache Magnentius waren. Constant hatte damals seinen Wohnsiz in Aulun auf-

geschlagen. In einem Tage nun, wo er in einem benachbarten Walde getöbten Vergnügungen nachhing, gab Maximilian ein großes Fest, zu welchem alle Staats- und Hofbeamten eingeladen waren. Der Schmaus wurde bis in die Nacht verlängert, und alles aufgebracht, was die Gäste zu den freisinnigsten Reden verleiten konnte. Pöblich öffneten sich hiernach die Thüren des Esssaals, und Magnentius, der sich vor wenigen Augenblicken entfernt hatte, trat, mit dem Porpur und dem Diadem bekleidet, in das Zimmer zurück. Wer nicht im Geheimniß war, erschraf; allein indem Ueberraschung, Verwunderung, ehrgeizige Erwartung und gegenseitiges Mißtrauen, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, für Alle gleich mächtig wirkten, wagte es Keiner, dem Usurpator die Zustimmung zu verweigern. Ganz allgemein wurde Magnentius als Imperator und Augustus begrüßt, die Truppen leisteten auf der Stelle den Eid der Treue; und, wie die furchtsamen Bewohner des Palastes, so huldigten die Vornehmen der Hauptstadt. Schon wurden Befehle zur Ermordung des Constant getroffen, als er, zu rechter Zeit gewarnt, die Flucht ergriff, weil aller Widerstand vergeblich gewesen seyn würde. Seine Absicht war, sich nach Spanien zu begeben und sich in dem nächsten Hafen einzuschiffen; ehe er aber die Pyrenäen ersteigen konnte, wurde er am Fuße derselben, in der Nähe von Orma, von einem Geschwader leichter Reiterei eingeholt, dessen Anführer ihn in einem Tempel niederstieß.

So endigte der dritte Sohn Constantius des Großen. Von den drei Söhnen war nur Constantius noch

übrig, der, mit der Befegung Segors beschäftigt, sehr wenig Aussicht hatte, sein angeschwundenes Reich zu vertheidigen. Die Herrschaft des Magnentius wurde nicht hergebrachte Vereinigung in den beiden großen Reichthümern von Gallien und Italien anerkannt; und was ihm für den Augenblick noch mehr zu Statten kam, war die ungemaine Thätigkeit, womit die Gemahlin des Hannibalius für ihn wirkte.

Die Einwohner von Myricum gehorchten seit längerer Zeit dem Befehle Petranio's, eines alten Generals, der, durch die Einfachheit seiner Sitten beliebt, für einen der treuesten Anhänger des Kaiser Constantius galt, und es bestrebt war, so weit gute Vorläge reichten. Petranio hatte bereits das Versprechen gegeben, daß er dem letzten Sohne seines verstorbenen Herrn bis zum Tode getreu bleiben werde, als die Augusta Constantina bei ihm erschien, ihn mit eigener Hand das Diadem aufsetzte, und durch den sichtbaren Sieg, den sie über seine Schwägerin davon trug, alle die Hoffnungen zu erfüllen wußte, um welche sie durch den Tod ihres Gemahls war betrogen worden. Von ihr befohlen, schloß der Greis ein Bündniß mit Magnentius; und woran die Lage des Constantius schon vorher bedenklich gewesen war, so wurde sie es jetzt bis zur höchsten Gefährlichkeit.

Wollte er nicht mit den beiden Usurpatoren theilen und ihnen demüthig unterliegen, so mußte er die Fortsetzung des preßigen Krieges seinen Generalen überlassen und nach Europa zurückgehen.

Er war zu Syrakus in Syracus angekommen, als

die Vorgesetzten des Magnentius und Maximian vor ihm erschienen. An ihrer Spitze stand eben der Marsilius, welcher die Haupttruchseier in der Vertheilung gegen den Imperator Constantius getheilt war. Ihm lag es ob, das Wort zu führen; und dies that er mit der Gewandtheit eines in Staatsgeschäften wohl-erfahrenen Mannes. Seine Vollmachten berechneten ihm zu dem Vorbiten von Freundschaft und Bündniß, welche befestigt werden sollten durch eine doppelt Ver-mählung zwischen dem Imperator Constantius und der Tochter des Magnentius auf der einen, und zwischen dem Magnentius und der Constantina auf der andern Seite. Dabei sollte dem Imperator das Oßen der Verrathung traatsamäßig bewilligt werden. Sollte aber Constantius, verleitet durch Eitelkeit oder Familiengeist, diese Bedingung verwerfen, so lautete der Auftrag dahin, dem Imperator ein lebhaftes Bild von der Macht zu entwerfen, welche den beiden Fürsten zu Schutze stehe, und ihn daran zu erinnern, daß die Größe seines Hauses gerade durch diese Macht gegründet wor-den sey. Maximian machte das Eine wie das Andere geltend, und die Wirkung seiner Rede auf das Gemüth des Constantius war nicht zu verkennen. Dieser er-klärte sich indeß nicht auf der Stelle; und als er am folgenden Tage die Bedingungen des Friedens verwarf, geschah es mit der Erklärung, daß eine Erscheinung des großen Constantins in der letzten Nacht es also ver-lange habe. Entlassen wurde nur Einer von den Abge-ordneten; die übrigen blieben, als der Vorsteher des Völkergesetzes unwürdig, in Ketten zurück. Der Krieg

war Hierturch erfüllt, und auf beiden Seiten rüstete man sich nach äußerem Vermögen.

Um ohnehin, schon dem Constantius nichts so nothwendig, als seine beiden Gegner zu entgegen. Valerian's Charakter erleichterte einen solchen Plan; er war also lange ein treuer Anhänger des kaiserlichen Beschlusses gewesen, als daß es nicht hätte gelingen sollen, dies als seine Schwäche zu benutzen. Kaum hatte Constantius ihm den Antrag machen lassen, daß er sein reiches Vermögen spenden sollte, wenn er den Magnentius aufgäbe, als der alte General sich eine Zusammenkunft an der Grenze in der Nähe von Cardica gefallen ließ. Befestigte Unterbefehlshaber bestrichen dieselbe noch mehr; und sobald sie erfolgt war, huldigte ein Heer von zwanzig tausend Mann Reiterei und eben so viel Fußvolk, mit Verleugnung des bisherigen Oberbefehlshabers, dem Sohne Constantius, der, anstatt den verhassten Valerian zu seinem Schutze zu ernennen, seine Gnade darauf beschränkte, daß er ihm das Leben ließ, und ihn nach Paphlagonien verbannte.

Auf diese Weise hatte Constantius ein Heer erworben, welches er seinem Gegner entgegen stellen konnte. Dennoch trug er Bedenken, den Streit zur Entscheidung zu bringen. Da Magnentius gegen ihn in Bewegung war, so hätte er leicht die fruchtbaren Gegenden von Ober-Pannonien, zwischen der Drau, der Save und der Donau, zum Kriegesschauplatz machen können. Allein, seinen Versicherungen nach, wollte er den Kampf nur in den Gefilden von Eibalis zur Entscheidung bringen; und, ohne die geringsten Anstalten dazu zu treffen,

verschonte er sich auf eine unangreifbare Weise. Es war jetzt an dem Magnentius, den allen vorsichtigen Imperator aus seinen Verschönerungen zu lochen, und sein Mittel blieb für diesen Zweck unbenutzt. So versich der größte Theil des Sommers im Jahr 354, und Magnentius gewann durch seine klugen Bewegungen so sehr die Oberhand, daß man an der Sache des Imperators verzweifelte. Er selbst verzweifelte nicht minder, da er sich beschloß, dem Mörder seines Bruders Friedensvorschläge machen zu lassen, nach welchen er die Einnahme über die Provinzen jenseits der Alpen abtreten wollte. Glücklicher Weise für ihn ging Magnentius in seinem Uebermuth so weit, daß er ihm die Schwäche seiner Regierung zum Vorwurf machte, und ihm Verzeihung anbot, wenn er dem Kaiser entsagen wollte. In einer solchen Lage blieb dem Constantius nichts anderes übrig, als Muth aus der Verzweiflung zu schöpfen. Das Glück begünstigte ihn durch den Abfall des Egidius, eines fränkischen Generals von großem Rufe, der zu ihm überging. Unmittelbar darauf setzte Magnentius seine Operationen in der Gegend von Mursa oder Esset fort, einer Stadt an der Drau, welche immer als ein wichtiger Punkt in den hungarischen Kriegen betrachtet werden ist.

Die Besatzung vertheidigte sich mit großer Standhaftigkeit, als das Heer des Constantius zu Hülfe kam. Die Umgegend von Mursa ist eine Ebene von beträchtlicher Ausdehnung. Hier bildete sich das Heer des Imperators so, daß sein rechter Flügel sich an die Drau stützte, während der linke durch seine zahlreiche Reiterei

Weit hinaus reichte über den rechten des feindlichen Heeres. Constantius selbst ermahnte seine Soldaten zur Tapferkeit, und begab sich darauf in eine benachbarte Kirche, die Entscheidung seinen Generalen überlassend. Es geschah, was sich seitdem sehr oft wiederholt hat: daß die einmal begonnene Schlacht sich fortbewegte, bis sie zum Stillstand kam. Nichts entschied sie mehr zum Vortheil des Constantius, als die überlegene Mierei, welche den Gegner in allzu große Verlegenheiten setzte, als daß er lange hätte widerstehen können. Zwar vertheidigte sich Magnentius aufs Heftigste; und darf man den Angaben der Geschichtsschreiber trauen, so belief sich die Zahl der Erschlagenen auf nicht weniger als fünfzig tausend: doch, als alle Widerstandskraft erschöpft war, warf er Purpur und Diadem von sich, und entfloh nach Italien.

Es wäre nicht wunderbar gewesen, durch eine rasche Befolgung dem Kriege in sehr kurzer Zeit ein Ende zu machen; allein die Nähe des Winters gab der Fäulnis des Constantius einen bequemen Vorwand, die Fortsetzung des Krieges bis zum nächsten Frühling zu verschieben. Magnentius, welcher Anfangs Willens war, die Uinglücke Julianus zu vertheidigen, gab diesen Plan auf, sobald er des Abscheues laue geworden, welchen die Bevölkerung dieser Halbinsel gegen ihn gefaßt hatten. Dort verfolgt auf dem Zuge nach Gallien, trug er in der Gegend von Parma einen Vortheil davon, welchen er für bedeutend genug hielt, um eine Friedensunterhandlung darauf zu stützen. Doch, obwohl sogar Bischöfe sich für ihn verwendeten, blieb

Constantius dem einmal gefassten Vorfatz getreu, mit dem Völder seines Bruders keinen Frieden zu machen; und indem er alles aufbot, was den Adeligen in Gallien beschließen konnte, erzwang er sich einen Weg über die Cöthianischen Alpen. Jetzt war Magnentius mit seinen Mitteln zu Ende. Die wenigen Truppen, welche ihm noch übrig geblieben waren, machten kein Geheimniß aus ihrer Genügsamkeit zum Abfall; und um einer Auslieferung zuvorzukommen, stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Diesem Beispiele folgte sein Bruder Decentius. Marcellinus hatte seinen Tod mit so vielen Anderen in der Schlacht bei Muris gefunden; wer aber sonst noch Theil an der Verschwörung genommen hatte, wurde durch Tod oder Verbannung dafür gestraft. So endigte sich diese Umwälzung, welche in sich selbst nichts weiter war, als das Mittel, die Einheit des Reiches durch die Einheit des Regenten zu befestigen; denn schwerlich würde sie entstanden seyn, hätten Constantius Eöhne nicht geglaubt, in der Theilung des Reiches dem Naturgesetz treuen, oder dasselbe nach ihrem Vortheil besagen zu können.

Constantius war jetzt wieder Alleinherrscher in dem großen Kaiserreiche; aber das Verhältniß, worin er durch seine persönliche Kraft zu demselben stand, war in nichts verbessert. Von dem Osten und dem Westen gleich sehr in Anspruch genommen, und weder dem einen, noch dem andern gewachsen, magte er, unmittelbar nach der Entfernung Verano's und der Besiegung des Magnentius, darauf bedacht seyn, einen Gehilfen zu finden, der die Last der Alleinherrschaft mit ihm theilte.

thaler. Schon vor seiner Abreise nach dem Westen hatte Constantius sich genöthigt gesehen, seinen Vetter Gallus, den Ältesten von den geretteten Söhnen des Julius Constantius, zu seinem Stellvertreter im Osten zu ernennen; ihm war Antiochien zum Wohnsitz angewiesen und die eine Schwester des Constantius zur Gemahlin gegeben worden. Doch es hatte sich nur allzu bald gezeigt, daß Gallus Willkür übernehmen hatte, welche mit seinen Gesinnungen eben so sehr in Widerspruch standen, wie mit seinen Bestrebungen gegen den Augustus. Mürrisch, reizbar, der Herrschsuchte seiner Gemahlin nicht gewachsen, übrigens bis zur Unerschrockenheit eifersüchtig auf seine Vorgesetzten, war Gallus in der Tyrannei so weit gegangen, als es sich von einem Jüngling erwarten ließ, welcher aus dem Kerker, ohne alle Vorbereitung, auf den Thron gelangt war. Als nun eingeschickt, daß er den Osten nicht länger verwalten könne, hatte Constantius gewöhnliche Hofläufe aufgegeben, ihn von Antiochien nach Mailand zu rufen; und als Gallus in die ihm gelegte Falle gegangen war, hatte sich das Mißverhältniß zwischen dem Augustus und dem Kaiser auf der Reise nach Italien durch eine Verhaftung selbst, auf welche eine Hinrichtung zu Pola im Jürien gefolgt war. Es hatte sich also auch diese, wie schon die Bande der Verwandtschaft sind, wenn entgegengegesetzter Interessen sich bekämpfen.

Da indeß die erste Ehe des Constantius unfruchtbar geblieben war, und auch die zweite mit Eudokia, einer eben so schönen als liebenswürdigen Frau aus Jerusalem in Macedonien, kinderlos zu bleiben schien: so hatte der

Augustus, so fern er eines Reichthums bedurft, nur die Wahl zwischen seinem Vater Julian, dem Bruder des Gallus, und zwischen einem Freunde, den er an Kindesstatt annehmen konnte. Weder das Eine, noch das Andere schien gefahelos. Eusebia sprach für den Vater, während die Versammelten warteten. Lange geräthelt zwischen beiden, entschloß sich Constantius endlich, den jungen Julian aus den lieblichen Glures Jenseits, wo er den Kaiser lebte, nach Mailand zu gehen, mehr um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, als weil er sich beschloß hatte, einen verunglückten Versuch an ihm zu wiederholen. Julian, in mehr als Einer Hinsicht der reinste Gegenfuß seines Bruders, fand einen Beifall, auf welchen er nicht gerechnet hatte; und da Eusebia sich seiner Handhaft annahm, so verminderten sich die Bedenkllichkeiten des Constantius von Tage zu Tage. Die Gemahlin des Augustus vernietete für ihren Schützling einen halbjährigen Aufenthalt in Athen, das noch immer nicht aufgehört hatte, ein Centralpunkt der Kunst und Wissenschaft zu seyn. Da gerade während dieses Zeitraums neue Unruhen in Gallien ausbrachen, die Fortschritte des Königs Capor aber die Gegenwart des Constantius an der Ostgränze erheischten: so fand die Erhebung Julian's zum Könige eines Edlers nicht länger Anstand. Der Augustus selbst stellte ihn zu Mailand dem Heere vor, welches die getroffene Wahl durch gewohnte Beifallsbezeugungen billigte. Nicht lange darauf ging Julian nach Gallien, wo er seinen Wohnsitz in dem gegenwärtigen Paris aufschlug, welches sich damals noch auf die kleine Insel des Senestroms be-

schickte. Constantius verweilte noch mehrere Monate in Italien. Er besuchte von Mailand aus die alte Hauptstadt des Reiches, ehe er sich aufschloß, gegen die Sarmaten zu Felde zu ziehen, welche in Verbindung mit den Quaden die illyrischen Provinzen zu heimsuchen angefangen hatten. Dieser Krieg war von kurzer Dauer, und in den Friedensunterhandlungen bewies Constantius eine Einsicht, welche ihm zur größten Ehre gereichte. Er gab nämlich den vertriebenen Soten Sarmationen ihre verlorne Eigenthum zurück, und um den Reichthum, der zu allen Zeiten die Grundlage ihres Charakters ausmachte, zu mildern, erhob er den Vornehmsten aus ihrer Mitte (einen gewissen Jysit, der sich durch Geist und Würde auszeichnete) auf den Thron, und ertheilte ihm alle die Ehrenreichen, die im vierten Jahrhundert die Stelle der heutigen Orden vertraten, und zu Unterpfändern der Treue und Abhängigkeit dienten.

Der römische Imperator verweilte noch zu Erimina in Ägypten, als ein Abgesandter des Königs von Persien daselbst erschien, um ihm Friedensanträge zu machen. Zwei von den Ministern des Constantius, der Feldherr Masenianus und der Dog Cassianus, hatten sich mit dem Satrapen Tansäper in eine geheime Unterhandlung eingelassen, und die Schwäche des römischen Reiches in einem so hohen Grade verrathen, daß Sapor, der sich als den rechtmäßigen Nachfolger des Darius Hystaspes betrachtete, die Abtretung von Armenien und Mesopotamien unter dem Vorwande forderte, die alte Gränze des persischen Reiches im Westen sey der

Strymen, die Fluß Rhodanus. Ohne die Zurückgabe jener beiden Provinzen, meinte er, sey kein dauerhafter Friede zwischen Persien und dem Römerreiche möglich; und werde seine Forderung nicht erfüllt, so habe er beschlossen, zu den Waffen zu greifen und seine gerechte Sache auf dem Wege der Gewalt durchzuführen. Die Botschaft des Königs von Persien wurde in Ueberlegung genommen, und die Antwort, welche Constantius dem Abgesandten ertheilte, war: daß, ob er gleich einem billigen Frieden nicht abgeneigt sey, er dennoch Bedingungen vortzerfen müsse, die ihm unwillig geschehen zu einer Zeit, wo seine Gewalt auf die engen Gränzen des Osten beschränkt gewesen. Also entlassen lehete der persische Abgesandte zu seinem Herrn zurück. Constantius erzwangte indeß nicht, eine Gesandtschaft nach Konstantin, dem gewöhnlichen Aufenthalts-Orte Sapor's, zu schicken, welche den Auftrag hatte, den König von Persien zur Annahme billiger Friedensbedingungen zu bewegen. Sie bestand aus einem Comes, einem Notarius, und einem Syrischen, von welchen der Erste die Würde des Imperators zur Schau trug, der Zweite die Feder zu führen bestimmt war, der Dritte den Sprecher machte. Was sie ausgerichtet haben wollten, wußte nicht ein gewisser Antoninus, ein gehornter Exer, die Seele des persischen Staats rasch getroffen, steht dahin. Doch diesem Antoninus ging es nicht besser, als es Eingewanderten zu gehen pflegt: je mehr er ein Fremdling in Persien war, desto mehr mußte er den Patriotismus übertreiben; und indem er den Ehrgeiz Sapor's durch die Vorstellung ei-

mit glücklichen Erfolge suchte, desto vergeblicher waren die Friedensunterhandlungen. Der Krieg nahm also seinen Anfang. Sapor, von dem Egypter Antoninus geleitet, brach in Mesopotamien ein; aber er fand Gegenstände, welche den Uebergang über den Euphrat bei Chapsacus bedenklich machten. Da Antoninus nicht fremdenfurcht zu gehen, damit der Uebergang erleichtert würde, so kam man bei Amida an. Ungelächlich forderte Sapor die Uebergabe dieser Stadt: sie wurde verweigert, und ein Pfeil, welcher die königliche Tiara preiste, brachte den Entschluß hervor, die Stadt zu nehmen, es koste was es wolle. Die Belagerung derselben dauerte zwei und siebenzig Tage, und als endlich, nach ungeheuren Anstrengungen, die Eroberung gelungen war, machte Sapor die Entdeckung, daß er die Mäthe seines Heers (nicht weniger als 30,000 Mann) darüber eingebüßt hatte. Die Fortsetzung des Krieges wurde bis zum nächsten Frühling verschoben, und in dem neuen Feldzuge war die Kraft der Perser bereits so erschöpft, daß Sapor, den großen Entwurf einer Eroberung des römischen Orens aufgebend, sich mit der Befestigung von zwei besetzten Städten Mesopotamiens begnügen mußte; nämlich von Singara und Ber-gabde, von welchen jedes in einer sandigen Wüste, dieselbe auf der Halbinsel, welche der Tigris bildet, gelegen war. Selbst diese schwachen Erfolge würden schwerlich Statt gefunden haben, wenn die ungewisse Politik der Kaiserin an dem Hofe des Constantius nicht einen fortwährenden Wechsel in den Generalen bewirkt hätte. Wo Halbmenschen die Schiedsrichter über die

Einsicht und Tapferkeit von Männern geworden sind, da gibt es keinen kräftigen Widerstand mehr, und jeder Angriff wird zu einem todeswerthen Verbrechen. Gegen das Ende des Heliogabers scheiterte Sapor an der Stellung Bircha oder Lahir, damals von unabhängigen Arabern vertheidigt, und strebte bis auf die Zeiten Lamerlan's für unüberwindlich geachtet.

Während dies im Osten vorging, erwarb sich der Kaiser Julian das Verdienst, Gallien gegen die Angriffe der Germanen sicher zu stellen. Eusebia hatte den Werth dieses Jünglings sehr richtig beurtheilt; und wenn der Mangel aller Einsichtsvollen ihres Geschlechtes — die Anlage zum Jockern — auch der einzige war, so muß man gestehen, daß sie nicht leicht irren konnte. Einsamkeit und Beschäftigung mit den Meisterwerken der Griechen, vorzüglich des Homer und Platon, hatten dem Geiste Julian's eine Richtung gegeben, welche ihn für immer von der Bahn gewöhnlicher Heliogabers entfernte. Wessen Herz voll ist von Liebe für das Gute und Schöne, der kann dem Neiz nachgeben; doch jede andre Leidenschaft blendet ihm nicht, und ohne alle Anstrengung ist er mäßig in Genüssen, unermüdetlich in der Arbeit und in der Erfüllung übernommener Pflichten. Ungern hatte er Athen verlassen, ungern war er dem Kaiser gefolgt, der ihn auf den Thron der Welt zu führen versprach; doch nur weil er der eigenen Kraft mißtraute, was noch nicht mußte, wie leicht man sich in dem Einzelnen irren findet, wenn man im Besitz des Allgemeinen ist. Bei den ersten Waffendübungen, welche mit ihm vorgenommen wurden,

den, zeigte er sich so ungeschickt, daß er voll Unmuths ausrief: „o Platen, Platen, welche Aufgabe für einen Philosophen!“ Ein Jahr darauf stand er bereits an der Spitze des Heeres, in der Überzeugung, daß, welche Fehler er auch begreifen möchte, sie doch geringer seyn würden, als die seiner eifersüchtigen oder ungetreuen Generale. Was Gallien damals von den Germanen litt, verbanke es der unweisen Politik des Constantius, der, um in dem Kampfe mit Magnentius abzusteigen, jene nach Gallien gelockt hatte. Nach vollbrachter That wollten sie nicht weichen, weil ihnen das Versprechen gegeben war, daß sie alles behalten sollten, was sie erobern würden. Willrichs würde Constantius nachgiebig gegen sie gewesen seyn, wenn sie sich auf dem linken Rheinufer angesiedelt hätten, und gehorsame Unterthanen geworden wären. Dies aber lag nicht in ihrer Denkartweise. Nur demaßen wollten sie Gallien, nicht es besitzen. Hund und vierzig blühende Städte waren von ihnen geplündert, und zum Theil in Asche gelegt worden, als endlich ihre Vertheidigung zu einer Aufgabe wurde, die von dem jungen Fürsten gelöst werden sollte. Zwei Völkerschaften mußten vertrieben werden: die Alemannen und die Franken, von welchen jene sich im Elß und in Lothringen, diese sich in dem heutigen Graubünd, damals Teyantela genannt, niedergelassen hatten. Von diesen Völkern aus machten beide jährlich Einfällen in das Innere Galliens; und schon war es dahin gekommen, daß das platte Land verlassen war, und nur die besetzten Städte in dem Umkreise von dreißig Meilen besetzt wurden. Die so

gionen, ohne Geld, ohne Vorräthe, ohne Waffen sogar, stürzten bei der Annäherung der Barbaren, und leisteten nur noch selten irgend einen Widerstand.

So fand Julian die Lage der Dinge. In Vienne erfaßte er die Befreiung von Autun durch die Earschleiffenheit einiger Veteranen. Er stürzte sich sogleich an die Spitze einer gelungenen Zahl von Bogenschützen und Keimel, um den Abzug der Germanen zu beunruhigen, und, immer die kürzesten Wege wählend, langte er glücklich in der Nähe von Rheims an, wo das römische Heer sich versammeln sollte. Von hier aus aufbrechend, drang er noch dem Rhein vor. Die Alemannen, des Landes kundig, störten zwar diesen Marsch, und nicht weniger als zwei Legionen wurden das Opfer der Unvorsichtigkeit, womit Julian vorgebrungen war; indeß verlor er den Muth nicht, und glücklicher im nächsten Treffen, erreichte er Elbn, einen Standpunkt, von welchem sich die Schwirmliegen dieses Krieges überschauen ließen. Die Macht des Feindes war nicht weniger als gebrochen; und sollte Gallien von ihm nicht länger beunruhigt werden, so war vor allen Dingen nöthig, stärkere Kräfte in Bewegung zu setzen. Zu diesem Endzweck begab sich Julian nach Sens, wo er den Winter hin durch den nächsten Feldzug gegen die Alemannen vorbereiten gedachte. Kaum daselbst angelangt, sah er sich von eben diesen Alemannen belagert. Seine Lage ward um so bedenklicher, weil Marcellus, General der Keimel in Gallien, ihn seinem Schicksale überließ. Dennoch rettete er sich durch seine Unerschrockenheit und durch den Muth, welchen er der Besatzung von Sens

einflößte. Die Barbaren gaben die Belagerung nach dreißig Tagen auf. Marcellus wurde zwar abgerufen; als es aber noch in demselben Jahre (357) zu einer ernstlichen Unternehmung gegen die Allemannen kam, machte Julian sehr bald die Entdeckung, daß Marcellus nicht der einzige Feind seines Herrs gewesen. Barbaris, General des Aufstands, führte das Unternehmen gegen die Allemannen von Oberitalien aus und verslügen; er lag sich aber in dem entscheidenden Augenblick von Basel, wo er angelangt war, zurück, und gab den Allemannen Raum zu einem überlegenen Angriff. Nichts desto weniger nahm Julian die Schlacht bei Strassburg an, in welcher Chnodomar, der König der Allemannen, auf's Haupt geschlagen und gefangen genommen wurde. Julian, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, wendete sich von jetzt an gegen die Franken, deren erste Punkte an der Maas er noch denselben Winter in seine Gewalt brachte. Ehe sie sich im nächsten Frühlinge vereinigen konnten, vertheilten sich Julians Legionen von Elbn bis an den Ocean. Ein Friede war die unmittelbare Wirkung dieser Art von Angriff. Die Chamarer zogen sich hinter den Rhein zurück; die salischen Franken erhielten Erlaubniß, in Lycaonien zu bleiben, wiewohl unter der Bedingung, daß sie sich Vassallen gefallen ließen. Gallien auf eine längere Zeit sicher zu stellen, trug Julian das Schrecken seiner Waffen drei Mal nach Deutschland, von wo aus er dreißigtausend Gallier zurückführte, welche den bisherigen Siegern als Sklaven gedient hatten. Die Städte Galliens wurden wieder aufgebaut; und derselbe Mann, welcher die Unabhängigkeit

der Kaiser getreuet hatte, wendete seine ganze Sorgfalt auf die innere Verwaltung, deren Geschäften unermüdlich geworden waren. Und gerade als Befehlgeber und Richter entwickelte Julian Fähigkeiten, die nur in Demjenigen begreift werden, dessen Herz für allgemeine Wohlfahrt schlägt, und dessen Kopf für die Ideale des Gutes, Edelmuth und Gerechten glüht.

Ein Merkmal von Julian's Charakter war das Eherckten der Verschämten am Hofe des Constantius. So viel Selbstständigkeit vertrug sich mit ihrer Sicherheit höchstens so lange, als der Augustus lebte. Oben deswegen mußten sie eilen, eine Thronfolge zu verhindern, welche ihrer nachfolgenden Thätigkeit ein schnelles Ende zu machen drohte. Da, wo viele Willkür um eines Einzigen willen vorhanden sind, oder als vorhanden gedacht werden, wird man nie Bedenken tragen, die reinste Tugend in das abscheulichste Verbrechen zu verwandeln, wenn die Sicherheit dieses Einzigen vergleichen erfordert. In den ersten Jahren von Julian's Verwaltung hatte man sich damit begnügt, ihn den Äffra in Purpur, oder den phrygischen General zu nennen, der in Platons Schule gelernt habe, wie man die Germanen schlagen müsse. Nach und nach hatte der Ruhm des Siegers diesen Epitheten ein Eillschneigen aufgelegt, das ihnen keine andere Wahl ließ, als seine Triumphe über die Alemannen und die Franken der Weisheit des Imperators puschreiben. Als aber, nach den ersten sechs Jahren, im ganzen römischen Reiche nur von Julian's Thaten die Rede war, und die öffentliche Meinung den Constantius gänzlich in den Schatten stellte:

da schienen ernsthafte Maßregeln nöthig zu werden, um ein Ausbrechen zu verhindern, von welchem man glaubte, daß es nur allzu sehr gefährdet sey. Constantius selbst war allzu schwach, um sich nicht alles gefallen zu lassen, was seine Verschwornenen beschloßen hatten. Diese wollten an dem Julian dieselbe List wiederholen, deren Opfer Galus geworden war; sie vergaßen aber, daß ein Mann, der seine Bildung einem wildigen Schicksal verdankt, nie freiergeig genug ist, glatten Worten zu glauben. Julian hatte sich die Werkzeuge seines Verschattens allzu gut berechnet, um nicht auf seiner Hartz zu seyn, und der List elender Verschwornenen die Seite zu bieten *). Bald entwickelte sich ein empfindender

*) Es scheint nöthig, über die Rolle dieser Verschwörer, welche, ohne ganz ausgerathen zu seyn, in den meisten Staaten Europa's ihren politischen Einfluß plötzlich verloren hat, das Einzelne darzulegen zu sagen. Sie ist so alt, wie die größten Reiche der Welt; und wenn die Aufgabe der Kunst, daß Verheimlichung sie geliebt, Staaten zerstört, so hat sie bereits 15 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ihre Rolle gespielt. In Herodotus's Geschichte sind die Gründe angegeben, welche den Cyrus bestimmten, seine Pläne der Uebersiedelung von Persien auszuführen. Es lassen sich aber noch andere Gründe hinzusetzen; und dies muß um so mehr erlaubt seyn, da Herodotus in das Leben der persischen Monarchen bei weitem nicht tief genug eingedrungen ist. Was die Polygamie mit sich brachte, soll hier unberührt bleiben; wir haben bei der Beschreibung des Orients schon genug Gelegenheit zu finden, ist für unumstößliche Gewissheiten immer eine sehr wichtige Aufgabe geblieben. Es scheint also, daß man auf den Gedanken gekommen sey, die Verheimlichung durch die Institution von Verheimlichern zu beschleunigen, die, um den Monarchen nützlich zu seyn, von dem menschlichen Gesetze abgesondert werden mußten. Ganz kann man ihnen

Kampf, in welchem es sich nicht bloß um die Abiegung des Purpurs, sondern auch auf eine unterkündare Weise um das Leben des Cäsars handelt.

Beigefestert, die tapferen Krieger, durch welche Sach

Entscheid nicht verfehlt haben; denn, wenn dies der Fall gewesen, so würde man von dieser Festung des so geschickten Mannes sein, wie von so vielen anderen; auch läßt sich durch Thatfachen be weisen, daß Varron sich ihrem Herrn mit einer Hingebung auf gegeben haben, die man bei Menschen nur hienieden findet. Die Varronen des Orients erhielten alle die Tugenden durch die schickliche Beschaffenheit der Staats-Beschäftigungen im Orient, wie namentlich durch den Despotismus, den die alten Könige theils vermöge ihrer Weisheit, theils vermöge des geringen Grades politischer Aufklärung in sich schlossen. In Europa konnte nicht eher von ihnen die Rede sein, als bis die Römer diesen Völkern mit dem Schwert in die Hand gedrückt hatten. Einen längeren Zeitraum waren die Varronen nur ein Gegenstand des Spottes; ungeachtet eben so, wie die Jovier und Völkchen es jetzt noch sind. Demetrius und Hieron verbotene ihre Verwundlichkeit; ein Beweis, daß sie angefangen hatten, ein allgemeines Gegenstand der Nachsicht zu sein. Die Römer gebrauchten sie zuerst zu politischen Zwecken, weil er eingesehen hatte, daß er, als unabhängiger Monarch, auch hierin den Vortheil der politischen Kräfte sein müßte. In Constantin politischer Schwächung waren sie bereits ein wesentlicher Bestandteil; und weil sie dies wußten, so machten sie sich bald so notwendig, daß ein griechischer Schriftsteller (Hieronymus Hieronymus) von dem Kaiser, dem Zerstörer des Reichthums des Kaiserthums, sagen konnte: „Der Imperator habe durch ihre Hand gemacht.“ (Lib. XVIII. c. 4.) Je größer ihr Nutzen wurde, und je begünstigter sie ihrem Herrn zu werden: desto mehr wurden sie nöthig und geachtet. Sie waren die Jesuiten des 17ten Jahrhunderts. Bedrängt durch den Wank des westlichen Kaiserthums, kamen sie nicht eher wieder zum Vorschein, als bis das in majestätischem Bei glanze der christlichen Kirche, wodurch so viele andere Schwachheiten ausgeglichen wurden, auch diese wieder in Gang brachten, um dem Kaiser aus ihrem kleinen Schatz zu geben.

liens Unabhängigkeit wieder erobert war, an den Augustus abzugeben, damit sie gegen die Perser gebraucht werden möchten, weigerte sich Julian, indem er die mögliche Lage der ihm anvertrauten Provinzen gehend machte; und als er durch seine Verstellungen nichts bewirkte, brauchte er die Unabhängigkeit des Heers an seiner Person, und die Abneigung desselben von einem fernem Kriege, um sich zum Augustus des römischen Reichs aufzuwerfen. Jetzt, als Rebell bestehend, bewies er eine Entschlossenheit, welche zu seiner Lage paßte. Er verlangte von dem Constantius die ständliche Abtretung von Gallien, Spanien, Italien, Afrika und Syrien; und da er voraussehen konnte, daß sein Vetter nie in diese Forderung willigen würde: so traf er seine Anstalten zum Krieg mit besondernwürdiger Ueberlegenheit des Heißes. Den Angriff des Constantius vorausgenommen, versammelte er sein Heer bei Basel. Hier wurde dasselbe in zwei Corps getheilt. Mit dem einen drang Nevitta, Anführer der Reiterei, zwischen Rhodien und Noricum nach Ägypten; mit dem andern gingen Jovius und Jovinus, über die Alpen und das nördliche Italien, eben dahin ab. Die Generale erhielten den Befehl, sich bei Etrurium zu vereinigen und denselben den Augustus zu erwarten. Julian selbst stellte sich an die Spitze von dreitausend Freiwilligen, mit welchen er den Schwarzwald durchzog, bis er, mitten in einem feindlichen Lande, zwischen Regensburg und Worms anlangte, wo eine Flotte von kichten Fehzungen im Vereinstand lag. Sich denselben bemächtigend, schiffte er sich mit seinen Truppen ein, und ehe man in Äg-

rien die Nachricht von seinem Abzuge über den Rhein erhalten hatte, landete er bereits bei Bononien, wenige Meilen von Girona. Lucian, welcher mit dem Titel eines Generals der Reiterei in Syrien befehligte und leichte Gegenansätze getroffen hatte, sah sich von dem Dagalaiphus, einem der gewandtesten Officiere Julians, verhaftet, ehe er zu irgend einer Bestimmung gekommen war. Vor den jungen Augustus geführt, machte er einige Bemerkungen über das Abentheuerliche seines Unternehmens; doch Julian hat ihn, dergleichen für den Constantius aufzusparen, und sagte hinzu, er habe ihn nicht vor sich gelassen, um seines guten Rath zu verschmähen. Wuthig vordringend, wurde er allenthalben mit Entgegnungen empfangen. Er verweilte wenig Tage in Girona, um die Anläufe seines Heeres abzumachen; und kaum war Novita angelangt, als er wieder aufbrach, um den Paß von Sacel zu besetzen, welcher, in gleicher Entfernung von Girona und Constantinopel gelegen, die Provinzen Dalma und Thracien von einander trennte, und von der ersten aus wesentliche Schmelzgleiten darbot. Die Vertheidigung dieses Passes wurde dem Novita anvertraut. Inge im Weislichsteu gesichert, knüpfte Julian neue Unterhandlungen mit dem Constantius an. Doch dieser, von seinem Vortrache, und eben beschwogen nur um so schwächer gegen die Einflüsterungen seiner Verschworbenen, verwarf alle Bedingungen; und da nur dem Könige von Persien gerade ein Waffensstillstand abgeschlossen war, so glaubte er um so leichter ablegen zu können. In dem Lager von Hierapolis theilte er seinem Heere den Entschluß

nach Europa zurückzusehen, mit, und die Art, wie er über den bevorstehenden Krieg sprach, ließ vermuthen, daß er denselben in dem Lichte einer Jagd betrachtete. Ein gewisser Theodoret, Oberst der Stadt von Hierapolis, hat mit Thränen in den Augen, daß seine Stadt mit dem Haupte des besiegten Nebels geschmückt werden möchte. Auf Postwagen wurde eine außerordentliche Schaar fortgeschickt, um, wo möglich, den Paß von Euxi zu besetzen; doch sie kamen zu spät. Andere Maßnahmen zur Behauptung der Unabhängigkeit waren im Gange, als, ganz un erwartet, das Schicksal den bevorstehenden Bürgerkrieg verhinderte. Constantius, von einem leichten Fieber erschüttert, war in der kleinen Stadt Mopsueste, wenige Meilen von Tarsus, erkrankt, als er plötzlich in einem Alter von fünf und vierzig Jahren starb. Die Dinge gewannen hierdurch eine andere Gestalt. Zwar boten die Verschworenen alles auf, um den furchtbaren Julian vom Throne abzuschließen; aber es fehlte an einem Manne, der Muth gehabt hätte, sich mit dem Besieger der Alemannen und Franken zu messen. Julian selbst hatte kaum die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhalten, als er nach Constantinopel eilte, und überall als rechtmäßiger Imperator empfangen wurde. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, lagte daselbst der Leichnam des Constantius an, und mit großer Erbauung sah man den jungen Imperator den Leichnam nach der Kirche der Apostel begleiten — ohne Diadem, in einem Trauerzuge, zu Fuß, nur der Verbindlichkeiten eingedenk, welche sein Vater ihm auferlegt hatte.

Indeß pigte sich auf der Stelle, daß der Hof von Constantinopel für den neuen Imperator nicht gemacht war. Ein Mann, der sich in die Sitten seiner Staaten verliebt hatte, seinen höchsten Verzug in Bedürfnislosigkeit setzte, und, vermöge alter Anlagen seines Geistes und Verstandes, seinen Zwecken nur auf den einfachsten und kürzesten Wegen zustrebte — wie hätte der sich, ohne seiner Eigenthümlichkeit zu entsagen, mit irgend einer Freiheit in den gesammengesetzten Formen bewegen können, welche das Ceremoniel des kaiserlichen Hofes von Constantinopel verschrieb! Hat es irgend einen Geist, für welchen Diocletian's und Constantin's Schöpfungen unbegreiflich waren: so war es der Geist Julians. Er verlangte bald nach seiner Ankunft in Constantinopel einen Vorträger — und siehe, es stellte sich ihm ein vornehmer Beamter dar, der, außer einem bedauernden Gehalte und nicht geringen Nebeneinkünften, Vergütung für zwanzig Bediente und eben so viel Pferde erhielt. Einem Krieger, der sein Leben in so vielen Schlachten Preis gegeben hatte, mußte die Befehl, die ihm von einem Vorträger befohlen, eben so lächerlich vorkommen, wie die, welche er dadurch empfing, daß er die Wahl zwischen einer Anzahl von Köchen und Mundschenten hatte, und daß ein Herr von Cäsaren seine besondere Leibwache bildete. Nicht schnell genug konnte er von diesem Geschick befreit werden, welches das Mark des Landes vergrünte, größte Aufgaben verursachte, als alle Regionen zusammen genommen, übrigens in seinem Hochmuth so weit ging, daß

daß es Aufmerksamkeit verlangte, die selbst einem Fürsten gegenüber läßig sind *).

Die Reform des Hofes war bald zu Stande gebracht; sogar mit Uebereilung und Uebertreibung, weil man annehmen muß, daß die Würde eines Staats-Chriffs durch andere Mittel aufrecht erhalten seyn will, als die eines Philosophen von dem Schloze des Diogenes. Eine Reform des Staates schloß sich an die des Hofes an. Um die unter der Regierung des Constantius begangenen Verbrechen zu bestrafen, veranstaltete Julian eine Commission, welche ihrem Wohnsitz zu Ephesus den ausschlug. Eigentlich handelte es sich um eine Abstellung der bisherigen Mißbräuche; da diese aber in reinen Monarchien in veränderter Gestalt immer wieder zum Vorschein kommen, so ist es in ihnen hergebracht, daß man seine Zuflucht zu dem Schwert nimmt. Sechsz Richter, an deren Spitze Gallusius, der Präfect des Orients, stand, vertheilten, nach widersprüchlicher Vornacht, über das Betragen der vornehmsten Diener des Constantius; und wenn der Geist der Billigkeit und Mäßigung aus dem Präsidenten und seinem Collegen Marcertinus sprach, so zeigten die militärischen Mitglieder der Commission eine Unerbittlichkeit und Strenge, welche an Grausamkeit gränzte. Auf eine schimpfliche Weise wurde Eusebius, der Lieblings-Linuch des Constantius, hingerichtet. Gleiches Schicksal hatten die

*) Es war der Absicht, einen Caracalla, den man auf der Straße begegnete, zu tödten; und, war man zu Fährde, so erforderte der Zustand, daß man stübe.

beiden Consuln Paulus und Nepotianus, von welchen der erstere lebendig verbrannt wurde, um den von ihm bedrückten Bürgern und Vätern Barmherzigkeit zu geben. Auch Ursulus, der Schatzmeister des Reichs, fiel in die Hände dieser Commission, deren mitleidigste Mitglieder Forderungen stellten, welche zu befriedigen ihm die Pflicht verbot (s. 20). Die beiden Consuln Laurus und Florentinus sahen sich wegen des Widerstandes, den sie dem anrückenden Julian geleistet hatten, gezwungen, die Gnade der Commission anzusuchen. Beide wurden nicht auf gleiche Weise schuldig befunden; und dasselbe Verdict, welches den Laurus zum Tode verurtheilte, verdamnte den Florentinus zum Leben. Ehe die Commission auseinander ging, wurden noch der Vice-Präfect Gaudentius und der Duc Arminius zu Anirachien hingerichtet; ohne daß sie eines andern Verbrechens beschuldigt werden konnten, als ihrer Anhänglichkeit an den Constantius. Man sieht aus allen diesen Thäten, wie das persische Staatswesen nicht nach Europa verpflanzt werden konnte, ohne dieselben Wirkungen hervorzubringen, welche den Geist der morgenländischen Regierungen zu allen Zeiten bezeichnet haben; man sieht aber zugleich, wie unpraktisch die Individualität eines Völkens ist, wenn es darauf ankommt, ein großes Reich nach feststehendem Gesetze zu regieren, deren Ergebniß eine allgemeine Gerechtigkeit seyn soll.

*) Die Einrichtung dieses Urtheils mag sehr allgemein als ungerecht empfunden werden, da Constantius Maximilian von ihm sagt: Ursuli vero necesse erat mitem videretur iustitia.

Julian's Leben in Constantinopel war das eines fürstlichen Sonderlings, welcher unvereinbare Eigenschaften vereinigten moß. Antimonarchist nach allen seinen Grundsätzen und Gesinnungen, ließ er sich gleichwohl von seiner Eitelkeit bereden, den Monarchen in dem ungeheuren Römerreiche zu machen. Seine Köstlichkeit, seine Enthaltsamkeit, seine Arbeitsamkeit und das allgemeine Wohlwollen, womit er das Reich in allen seinen Theilen umfaßte, verdienen allerdings ein unbedingtes Lob; dagegen wogten seine epurischen Eitelkeit, und sein Vertrauen sowohl des Reiches, dessen Verwaltung ihm zu Theil geworden, als des Jahrhunderts, in welches seine Arbeitsamkeit gefallen war, daß er als Imperator weit hinter seinem Oheim Constantin zurückstand. Es läßt sich sogar nicht berechnen, wie groß die Verwirrung im römischen Reich geworden seyn würde, wenn er auch nur zehn Jahre regiert hätte; und wie aufsehtig auch der Absehen seyn mochte, womit er die Benennung eines Despoten oder Herrn (*dominus*), in welche sich die Römer seit mehr als zwei Jahrhunderten gefunden hatten, von sich wies: so war doch nie ein Fürst mehr zur Tyrannei geneigt, weil Niemand ein größeres Vertrauen in die Nichtigkeit seiner Vorstellungen setzte, und zugleich mit größerem Vorurtheilen gegen die Erscheinungen seiner Zeit erfüllt war.

Eine solche Behauptung will vertheidigt seyn.

Unter den römischen Imperatoren steht Julian so einzig da, daß man Mühe hat, ihn für das zu halten, was er war. Gleichgültig gegen die Ehren und die Genüße seines hohen Standes, erfüllte er die Pflichten

desselben mit der Pünktlichkeit eines Sklaven. Nachdem er wenige Stunden auf hartem Lager gerastet, ging er an sein tägliches Geschäft, bei welchem Verrichtung seine einzige Erholung war. An einem und demselben Tage gab er fremden Abgesandten Gehör, wählte er Opfern bei, und schrieb oder dictirte Briefe in ungemessener Zahl an seine Generale, seine Präfecten, seine Freunde und die verschiedenen Städte seines Reiches. Hatte er beim Vortrage über eingegangene Bittschriften zu entscheiden, so geschah es mit einer Schnelligkeit, welcher seine Schreiber nicht zu folgen vermochten. So groß war die Schnellekraft seines Geistes, daß er zu einer und derselben Zeit seine Hand zum Schreiben, seine Stimme zum Dictiren und sein Ohr zum Lauschen gebrauchen konnte. Während sein Werkzeuge ruheten, ließ er von einer Arbeit zur andern; und nach einem schnellen Mittagsessen begab er sich in seinen Bücheraal, wo er den Studien oblag, bis die Erscheinung neuer Geschwindtschreiber ihn an die Fortsetzung seiner Berufsarbeit erinnerte. Immer gleich aufgelegt zur Arbeit, hielt er nur die Augenblicke für verloren, die er im Circus zubringen mußte, um der Ehre seiner Vorgänger nicht ganz ungetreu zu werden; doch verkürzte er dieselben, so viel er immer konnte, sogar mit Verletzung aller Würde und aller Ansehens. Durch dieses Geigen mit der Zeit gab er seiner kargen Regierung eine solche Ausdehnung, daß, wenn die Uebereinstimmung der verschiedenen Schriftsteller und die übrig gebliebenen Geisteswerke des Imperators selbst, irgend einen Zweifel zuließen, man sich weigern

würde, zu glauben, von dem Tode des Constantius bis zum Aufmarsch seines Nachfolgers nach Posen, seien nur sechzehn Monate verfloßen.

Doch an dem Außerordentlichen steht nicht selten das Seltsame; und weil die Liebe für das Alterthum sehr viele neuerer Schriftsteller bestimmt hat, den Imperator Julian, der hierin über Strichen war, für einen der größten Regenten auszugeben: so sey es erlaubt, neben der Lichtseite auch die Schattenseite seines Charakters zu zeigen *).

Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß der Geist einzelner Menschen in die Vergangenheit zuhause, weil die Gegenwart ihn nicht befriedigt; das Wesen der Gesellschaft, welcher sie der Gegenwart alien angehört, scheint dies mit sich zu bringen. Was im neunzehnten Jahrhunderte bei so vielen Köpfen, welche nicht historisch gebildet sind, vorwaltet (ich meine die Vorliebe für abgetriebene Jahrhunderte): dasselbe offenbarte sich auch im vierten Jahrhunderte bei allen denen, die, weil sie den eigenthümlichen Geist ihrer Zeit nicht zu fassen vermochten, ihn durch ihre ausschließende Verehrung der Vorwelt entgegen strebten. Die Philosophie hatte in diesen Zeiten eine seltsame Wendung genommen. So lange es einen Polytheismus gab, war sie die Bekämpferin desselben gewesen;

*) Bekanntlich hat Montaigne hiermit den Anfang gemacht. Man sehe sein Werk sur la grandeur des Romains Chap. XVII. und seinen Esprit des Loix, in der Stelle, welche von Julian ausführlicher handelt.

und, im Großen genommen, konnte sie als die Mutter der neuen Lehre, welche die Welt in der Gefalt des Christenthums durchdrang, betrachtet werden. Doch sobald die neue Lehre übermächtig geworden war, und sich der Geister mit Gewalt zu bemächtigen drohte, lehrte die Philosophie zu dem Polytheismus zurück, dem sie eine Consequenz andichtete, welche ihm niemals eigen gewesen war.

Auf eine eigenthümliche Weise nun wurde Julian in diesen Widerspruch verwickelt. In einem Alter von sechs Jahren der Bath seiner Verfolger entrißes, brachte er sein Knabenalter in dem Städtchen Jeuland und Elthysiand zu; und während der Bischof Eusebius es für seine Pflicht hielt, ihn in den Lehren des Christenthums zu unterrichten, erwarb sich der Eunuch Macerianus das Verdienst, ihn mit dem Inhalt der Iliade und Odyssee bekannt zu machen. So wurde der erste Grund zu dem Widerspruch gelegt, von welchem sich Julian in der Folge nicht befreien konnte. Die Einsamkeit des seßten Schlosses von Nicomedia, unweit Sardes, wohin der Argwohn des Constantius ihn, wie seinen Bruder Gallus, verwies, trug gewiß nicht wenig zur Befestigung dieses Widerspruches bei; und die Vorliebe für den Polytheismus, welche in dem Knaben nur auf der Freude an Homers heitern Dichtungen beruhete, verstärkte sich in dem heranwachsenden, durch ein schlagendwerthes Schicksal zum Nachdenken hingezogenen Jüngling durch die Vergleichen der Weltlagen, welche Polytheismus und Christenthum hervorgebracht hatten; wobei, wie sich ganz von selbst versteht, seine

Nächste genommen war auf die besondere Beschaffenheit der politischen Systeme, je nachdem sie monarchisch oder anti-monarchisch waren. Obgleich zu einer fortgesetzten Beschäftigung mit den Lehren des Christenthums angehalten, und zur Ausübung derselben gezwungen, warf er sich schon sehr zum Verteidiger des Polytheismus auf, so oft sich eine Gelegenheit dazu fand; und weil es dazu eines Verstandes bedurfte, so nahm er dieses von dem Umstande her, daß die stärkere Sache sich selbst verteidige, die schwächere hingegen eines Aufstandes von Verstand und Wissenschaft bedürfe. Die Erhebung seines Bruders zu dem Range eines Kaisers verschaffte ihm ein höheres Maas von Freiheit; und der Aufenthalt in Zeniens Städten setzte ihn in Verbindung mit mehreren von jenen Gelehrten, welche, aus ursprünglicher Liebe für den von ihnen mißverstandenen Platon, das schwere Geschäft übernommen hatten, mit Hinzusetzung über den beschädlischen Sinn aller Volksemeinungen, durch allgeristliche Reden Einheit und Zusammenhang in die Anschauungen der Welt zu bringen. Unter ihnen zeichnete sich besonders Bedrius, der Nachfolger des göttlichen Jamblichus, aus, welcher, seiner Versicherung nach, im Besitz eines Schatzes war, den er höher achtete, als die Herrschaft der Welt. Von ihm lernte Julian die Kunst, Sinn in Worten zu bringen, und sich mit allen Weisheitsbegriffen des Polytheismus auszustatten. Da indess Bedrius bereits ein hohes Alter erreicht hatte, und die Ungeduld seines Schülers von Tage zu Tage neue Aufschlüsse über Einzelnes verlangte, die Jener zuweilen

nicht zu gehen vermochte, oder aus Furcht vor dem Hofe nicht gehen wollte: so stellten sich bald zwei von seinen Jünglingen dar, die Julian's Durst nach Aufstiehung zu stillen versprochen. Diese waren Chrysanthos und Eusebios, zwei seine Betrüger, welche sich in die einmal übernommene Rolle, einen Fürsten vom Glucklichen Geschlechte zu mythisiren, theilten, bis sie ihn dahin gebracht hatten, sich der Leitung eines gewissen Maximus zu unterwerfen, den sie den Weiser in der Wissenschaft der Theurgie nannten. Von seinen Händen wurde Julian in einem Alter von zwanzig Jahren zu Ephesos heimlich eingeweiht. Der Tod des Gallus, und seine Abberufung nach Mailand, machten diesen ernsthaften Spielereien ein Ende. Doch wurden sie nicht lange darauf zu Nehen von Neuem begonnen; denn als Julian, durch die Günst der Eusebia, sich einen Aufenthalt zu Nehen erwählt hatte, war eine seiner ersten Angelegenheiten, sich in die christlichen Geheimnisse einweihen zu lassen: eine Befälligkeit, die man einem Prinzen am allernützlichsten zu versagen pflegt. Was für die Vorsteher solcher Anstalten bloßes Gewerbe war, das man sich einträglich zu machen suchte, dasselbe war für Julian eine Gelegenheit des Organs und des Verstandes. Mehr als jemals getänzelt, kam er in Gallien an, wo er über, was er bisher gelernt hatte, wenn gleich mit einiger Schonung des Hofes, der ihn mit Argus-Augen betrachten ließ. Vergeblich suchte er den Vorsteher der christlichen Geheimnisse auf, nach Gallien zu kommen, um denselben durch Opfer und Riten das Wort seiner Heiligung zu

vollenden: ein solches Unternehmen schien zu Arhen
allzu gefährlich. Indes sah Julian fort, den alten
Göttern Griechenlands zu opfern; und während sein
Vater Constantius die Sache der Arianer so sehr zu
der seinigen machte, daß er das Reich durch die von
ihm veranstalteten Concilien erschöpfte, sah man, im
stärksten Gegensatz mit dem Streite über Homo-ussie und
Homo-i-ussie, an den Ufern der Seine den Umsturz des
christlichen Reichthums durch die Zurückführung des
Polytheismus vorbereitet werden.

Kann hatte Julian den Thron seines Vaters be-
stiegen, als er dem Zwange, den er sich bisher hatte
anzuhängen müssen, ein Ende zu machen beschloß. Von
den Gründen, welche den großen Constantiu bestimmt
hatten, das Christenthum zur Staats-Religion zu erhe-
ben, war kein einziger für ihn vorhanden; weil er aber
die Schwierigkeiten einer vollständigen Bewegung begriff,
so glaubte er, allen Nachtheilen, welche für ihn selbst
aus einem veränderten System entspringen konnten, da-
durch zu begegnen, daß er die Rolle eines Beschützers
des Christenthums in die eines nachsichtigen Fürsten ver-
wandelte, der dasselbe dulden wollte. Doch das
Wort Duldung war ohne Sinn für Menschen, welche
die Wahrheit zu vertheidigen glaubten; und es war um
so mehr ohne Sinn, weil Der, aus dessen Munde es
kam, seine Eigenschämlichkeit und das wahre Veredele
seines Geistes in dem Schutze vertheidigte, den er dem
Polytheismus gewährte. Bald zeigten sich die Folgen
eines so unüberlegten Verfahrens in den Verböten, wel-
che an die Versucher christlicher Gewissaden ergingen,

und in den Aufmunterungen, welche die Volkshelden erhielten. Der Kaiser selbst legte seine Vorliebe für die letzteren so sehr an den Tag, daß er immer nur ihren Besen beimahnte, und, um denselben neuen Glanz zu geben, auch den härtesten Aufwand nicht scheute. So wie die christliche Welt der polytheistischen im römischen Reiche seit den letzten zwei Jahrhunderten gegenüber stand, konnte aus diesem Verfahren nichts Anderes hervorgehen, als Unheil; und, wenn in irgend einer Angelegenheit, so zeigte Julian in dieser die Gerechtigkeit seiner Verurtheilung, gar nicht ahnend, daß, wie groß auch die Verrechte eines Monarchen seyn mögen, ihm dennoch nicht gestattet ist, dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anzuthun. Er hatte nicht den Muth eines Diokletian, den Christen gegenüber; er konnte ihn nicht haben, nach allem, was seit ungefähr sechs Jahrhunderten für die christliche Kirche durch seine Vorgänger geschehen war: aber um so untergeblinder war der Griff, den er beging; und alles, was sich zu seiner Vertheidigung sagen läßt, läuft darauf hinaus, daß er nicht einsah, wie ein Regent, um die allgemeine Vernunft in seinem Staate darzustellen, vor allen Dingen vermeiden muß, sich der partiellen mit irgend einer Leidenschaft anzunehmen. Und so war Julian bei allen schädlichen Eigenschaften, die er besaß, nichts weniger, als das Wesen der Regenten; und die freie Guldigung, welche er in seinen Edikten *) dem Marcus Antonius

*) Dies ist der Titel eines von den Hauptwerken Julians; und in denselben werden die Imperatoren des christlichen Reiches

darbringt, beweiset auf das Schlagendste, daß er sich des Abfandes, worin er sich von diesem ausgezeichneten Negocier befand, sehr deutlich bewußt war, und die Lobspärche, welche ihm in unseren Zeiten gemacht worden sind, verachtet haben würde, wenn sie je zu seiner Kenntniß hätten gelangen können.

Betrachtet darf man den persischen Krieg, der Julian's kurze Laufbahn beendigte, als eine natürliche Wirkung des Mißgriffs betrachten, der durch den Versuch einer Zurückführung des Polytheismus begangen war. Es stand in Julian's Gewalt, diesen Krieg zu vermeiden; denn Caper achtete den Besieger der Franken und Alemannen allzu sehr, als daß die Friedensvorschläge, die er ihm machen ließ, nicht hätten aufrechtig seyn sollen. Julian's Antwort auf diese Vorschläge war aber mehr in dem Geiste eines Consuls der römischen Republik, die, um fortzuauern zu können, sich vergewissern mußte, als in dem eines Imperators des römischen Reiches, welches unter der Laß seiner Größe erlag. Er ließ nämlich dem Könige der Perser erwidern: „an eine Friedensunterhandlung sey nicht zu denken, so lange die Trümmer von Mesopotamiens Städten rauchten, und die Absendung neuer Abgesandten sey überflüssig, da er

ihre strengen Würdigung unterworfen. Eine Mißregel ist eine Gefahr auf die Einnahme von Vorfällen, die nicht mit ihm zu schaffen haben wollen. Vorfällen sind mehrere Arten, das haben nicht Vorfälle von Vorfällen, und Vorfällen einer ausführlichen Würdigung bis von ihm nicht begriffenen Bestimmungen auf uns gekommen. In allen mehr sich die Bedenkllichkeit findet Vorfälle und die Qualität des Vorfalles.

beschlossen habe, in eigener Person am persischen Hofe zu erscheinen.“ Inständigst können die Monarchen ihre Schritte; und indem Julian so sprach, wußte er sehr wohl, daß er weit mehr für die Verrichtungen eines Heerführers, als für die eines Regenten passe. Alles lag ihm daran, den König von Persien zu überraschen, und im vierten Jahrhundert die Rolle Alexanders des Großen zu wiederholen. Generale wurden ernannt, eine furchtbare Armee von mehr als hunderttausend Mann zusammengebracht, die nöthigen Verpflegungsanstalten getroffen; und kaum waren seit dem Tode des Constantius acht Monate verfloßen, so befand sich Julian auf dem Wege von Constantinopel nach Antiochien. Er würde von hier aus sogleich nach der persischen Grenze vorgebrungen seyn, hätten seine Freunde nicht die Nothwendigkeit eines Halts geltend gemacht, theils um die erschöpfte Kraft der gallischen Legionen wieder herzustellen, theils um den Truppen des Orients eine Mannschucht einzupumpfen, an welcher es ihnen nur allzu sehr fehlte. So entstand Julians Aufenthalt in Antiochien, der, während seiner sechsmonatlichen Dauer, so reich an den seltsamsten Auftritten war und die Veranlassung zu dem Misopagen gab, wodurch sich der fürstliche Schriftsteller wegen ausgestandener Modereien, durch ein ironisches Bekanntsch seiner Fehler und durch eine bittere Satyre an den weiblichen Sitten Antiochiens, rächte. Hier machte er die längst gewünschte Bekanntschaft des Libanius, dieses berühmtesten Sophisten seiner Zeit, der allen Einladungen nach Constantinopel widerstand hatte, und auch an dem Hofe Ju-

land zu Antiochien nur dann erschien, wenn er persönlich eingeladen war *).

Die Geschichte des persischen Krieges gehört diesen Untersuchungen nur in so fern an, als sie den Charakter Julian's ins Licht setzt und den Untergang des Glauvischen Hauses darstellt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Julian in diesem Kriege große Feldherrn-Talente entwickelte. Den Erfolg seines Vortruchens zu sichern, schickte er, nachdem er bei Hierapolis angelangt war, ein Heer von dreißigtausend Mann, unter der Leitung des Procopius und des Sebastianus, nach Mißibis, mit dem Auftrage, die Gegend im Norden zu sichern, und dann, durch Medien und Adiabene vorrückend, sich unter den Mauern von Resapha, der Hauptstadt des persischen Reiches, mit ihm zu vereinigen. Er selbst wendete sich mit dem Hauptheere rechts, und erreichte am dritten Tage, über die hohe Ebene von Carrha hin, die Ufer des Euphrates bei Mesopotamien, den macedonischen Königen gegenüber. Von hier verfolgte er den Strom, bis er die Thäler von Circesium entdeckte. Jetzt an der äusser-

*) Hieronim steht bei Voltaire seiner Zeit gerade zu: von allen Seiten beschritten sich die Vorfürn am seine Achtung und die Aufmerksamkeit, welche Julian ihnen schenkte. Ist um so auffallender, da, bei einer Vergleichung der Schriften von Voltaire, der Vorzug so sehr auf Julian's Seite ist. Hieronim gilt für einen gelehrten Mann, doch weil man in Zeiten lebte, wo das Verstande anerkennen war, und die Achtung die Stelle des Bewusstseins vertrat. In dem Jahre des Verfalls würde man wegen seiner Ehrgeiz um einen Zustand belügen gemacht sein.

ßen Erdbebe des römischen Gebietes, betrat er den persischen Boden da, wo der Euphrat in den Tigris fällt. In drei Colonnen ging er durch Mesopotamien. Die mittlere, aus lauter Fußvolf bestehend, wurde von dem Oberfeldherrn *) Victor, die rechte, aus Fußvolf und Reiterei zusammengesetzt, von dem tapfern Decius, die linke von dem Hornisdas, einem persischen Prinzen vom Geschlechte der Sassaniden, geführt. Es war derselbe Boden, welchen der jüngere Cyrus vor mehr als sieben Jahrhunderten betreten hatte, um seinen Bruder vom Throne zu stoßen; und die Schwierigkeiten des Marsches hatten sich in nichts verändert. Ueber die sandigen Ebenen Mesopotamiens hinaus, kam man in ein bebauter Land; und hier stellte sich zuerst die Stadt Anatho, von Arabern bewohnt, den Blicken der Römer dar. Ihr König wollte Anfangs Widerstand leisten, ließ sich aber zu einer Unterwerfung bewegen. Elurha, eine große Stadt, war so vortheilhaft gelegen, daß sie nicht genommen werden konnte. Schon gingen arabische und persische Creif-Corps an, das römische Heer zu umschwärmen; doch thaten sie demselben keinen wesentlichen Abbruch, weil sie für den Angriff allzu schwach waren. Bei dem Vorrücken durch Assien zeigte Jaban, daß er wohl im Stande war, Verheerungen, welche auf die Nochnung des Königs von Persien gesetzt werden mußten, an unschuldigen Unterthanen zu rächen; schreckliche Verwüstungen bezeichnen seine Bahn. Um so tapferer widerstanden die Städte. Persabor mußte erlürmt,

*) Magister utriusque militiae.

Wassermaschinen durch Untergrabung seiner Mäuren genommen werden. Schon befand man sich im Angesicht von Tressphon, und das römische Heer war noch immer voll guten Muths und voll Bereitwilligkeit, die Befehle eines Imperators zu vollziehen, der jede Besatzung mit der gewöhnlichen Soldaten theilte. Die Hauptstadt war verhänglich durch ihre Lage geschützt; und sollten alle Schwierigkeiten überwunden werden, so konnte dies nur durch einen Kanal geschehen, der den Euphrat mit dem Tigris verband, und die römische Flotte aus jenen in diesen versetzte. Einen solchen Kanal hatte Trajan in einer früheren Periode graben lassen, und sich durch denselben zum Kaiser von Tressphon gemacht. Obwohl die Perser ihn verschüttet hatten, hielt es doch nicht schwer, die Spuren desselben wieder aufzufinden; und sobald er wieder hergestellt war, ließ die Flotte in den Tigris ein. Die hohen Ufer dieses Flusses boten eine neue Schwierigkeit dar; und diese war um so bedeutender, da sie durch das Besatz von schwerer Reiterei, geschickten Bogenschützen und ungeheuren Elephanten vermehrt wurde. Schon wankte die Entschlossenheit der römischen Generale; doch Julian, der nicht auf halbem Wege umkehren wollte, blieb unerschütterlich, und seine Mittel reichten hin, den Uebergang zu bewirken. Was auf dem jenseitigen Ufer Widerstand leisten wollte, wurde in die Mauern von Ktesaphon geworfen, und nur die Vermundung des Oberfeldherrn Duxer verhinderte den gleichzeitigen Einzug der Römer in die Hauptstadt. Als aber der erste Schrecken verübet war, zeigte sich der Geist des Mei-

genlendet in seiner ganzen Stärke bei den Bewohnern von Ktesiphon; denn nichts vermochte, sie zu einer Capitulation zu bewegen. Von Wällen und Mauern geschützt, trosteten sie jeder Gefahr; und Julian's Lage wurde von diesem Augenblick an mißlich. Erörtern ließ sich eine Stadt den Reichthums Raubzüge nicht, ohne einen beträchtlichen Theil des Heeres aufzuopfern; und wenn er sich dazu entschloß, so mußte er sich darauf gefaßt machen, in der nächsten Schlacht zu unterliegen. Es kam hinzu, daß Procopius und Scharissimus seine Erwartungen täuschten: beide Generale hatten sich engagirt; und die Folge davon war, daß keiner von ihnen bei Ktesiphon erschien. Auch der König von Armenien hatte die wenigen Truppen, die er zu diesem Feldzug geliefert, zurückgenommen, sey es aus Haß gegen den Heiden Julian, sey es aus Furcht vor dem König von Persien. Da nun nichts im Stande war, die Einwohner von Ktesiphon zu einer Anerkennung des Vertheils ihrer Lage zu reizen: so wurde beschlossen, die Belagerung dieser Hauptstadt aufzugeben, tief in das Land zu dringen, und die große Angelegenheit durch eine Hauptschlacht zu entscheiden, für deren glücklichen Ausgang die Wahrscheinlichkeit sprach.

Caper, überrascht, hatte Mähe gehabt, ein Heer auf die Weite zu bringen, das er seinem Gegner entgegenstellen konnte; die Entfernung der meisten Satrapen hatte diese Wirkung hervorgebracht. Doch noch und noch hatten sich, selbst von den Gelagen Indiens und Sythiens her, die Satrapen in Capors Lager eingestellt; und dieser war gerade mit den Kassen zu einem

Mar-

Karische nach Syrien brücksteigt, als Julian den Entschluß faßt, ihn entgegen zu gehen, und, etwa in Arabien's Gefilden, eine Schlacht zu liefern, welche das Schicksal des persischen Reiches entscheiden sollte. Er verbeugte zu diesem Endzweck seine Flotte, die er nicht länger vertheiligen konnte, und warf sich, von einem Ueberräuber geführt, in das Land zwischen dem Tigris und den Geliogen Gebirgen. Hier würde er alles, was die Unterhaltung seines Heers erforderte, gesunden haben, hätten die Perser dieser Gegenden nicht, sey es aus Gehorsam gegen Sapor's Befehle, oder aus eigenem Antriebe, das platte Land verlassen, ihre Barräcke vernichtet, und selbst ihre Ernte in Brand gesteckt: was in einer früheren Periode die Syriaken gethan hatten, um ihre Unabhängigkeit von den Persern zu behaupten, dasselbe wiederholten jetzt die Perser, den Römern gegenüber. Fortschritte ließen sich unter diesen Umständen nicht machen; kaum aber hatten sich die Römer nach dem Tigris zurückgewendet, als hinter ihnen ein Staub aufstieg, der die Nähe des Feindes verkündigte. Sie machten Halt, schlugen ihre Zelte auf, besetzten ihr Lager, und brachten die Nacht in anhaltender Unruhe zu. Am folgenden Morgen sahen sie sich auf allen Seiten mit persischer Reiterei umgeben. Dies war aber nur die Vorhut des persischen Heeres, das mit jedem Augenblick näher rückte. Genöthigt zur Fortsetzung des Rückzuges, hatten die Römer mehr als Einen Anfall auszuhalten. Ihre Tapferkeit zeigte sich hier zwar im vortheilhaftesten Lichte; das Treffen von Maranga, welches sie den Persern lieferten, konnte bei-

nahe für eine Schlacht gelten: so groß war der Verluſt, welchen Caper an ſeinen Anführern und an ſeinen Elephanten litt! Indes war ihre Erbuße nicht viel geringer, und in der Schwüle eines aſſyriſchen Sommers löſte ſich die Tapferkeit der Gallier und Germanen um ſo ſchwerer auf, da es an allen Erfrichungen und ſelbſt an Lebensmitteln fehlte. Den oſten Juni des Jahres 363 marchierte das Heer durch ein unebenſ Land, deſſen Hügel überall von den Perſern beſetzt waren. Verzweiflung herrſchte unter den Soldaten; doch hatten ſie, geſtärkt durch das Beiſpiel ihres Imperators, noch immer nicht der Hoffnung entſagt, an die Grenzen des römischen Reiches kommen zu können. Julian ſelbſt führte die Vorhut, als ihm gemeldet wurde, daß die Nachhut im grimmigſten Kampfe begriffen wäre. Er ſlog auf der Stelle dahin, wo die Gefahr am größten war, und ſeine Gegenwart reichte hin, die Nachhut zu befreien. In eben dieſem Augenblick aber wurde die Vorhut angegriffen. Auch hier wollte er Hülfe bringen, als der Winkelpunkt des linken Flügels durch einen heftigen Anfall von perſiſcher Reiterei und Elephanten gedrängt wurde. Gedrängt, ſich zu vertheilen, traf er ſolche Anſätze, daß er des glücklichen Ausganges gewiß ſeyn konnte; und ſchon ſahen alle Geſichte überdies zu ſeyn, als ein Wurfpfeil, der die Haut eines Armes verlegte, durch ſeine Rippen drang und den unteren Theil ſeiner Leber durchſchnitt. Seine Umgebung ſah ihn auf, und brachte ihn, außerhalb des Schlachtgrundes, in ein Geſt. Er athmete noch mehrere Stunden; und wenn Ammianus Marcellinus

über diesen Punkt glauben verdient, so erblickte er sogar die Umstehenden durch eine wohlgelegte Rede über seinen Gintriet. Der Kampf der Römer mit den Persern dauerte bis zum Eintritt der Nacht, wo die Perser tröthen. Inzwischen hatte Julian seinen Geist aufgegeben, und sein Heer in einer Lage zurückgelassen, welche um so abscheulicher war, da keiner von seinen Generälen sich für berechtigt hielt, an seine Stelle zu treten. Das schreckende Bedürfniß leistete hier, was in einer wohlgeordneten Monarchie durch feste Succession. So sehr gelehrt zu werden pflegt; denn als der alte Valentinian sich weigerte, den Purpur anzunehmen, erklärten sich einige Stimmen für den Jovian, der den Imperator nur als erster Domesticus begleitet hatte *).

So endigte Julian, der letzte von dem Stamme des Constantius Chlorus. Die ganze Familie der Glavier, welche ein vorhaltiges Häuslingsgeschlecht zu bilden versprach, starb mit ihm aus; und dies war weit entfernt, ein Zufall zu seyn: denn hatte Constantia in der von ihm ausgehenden Erbschaft auch die Zukunft umfasst, so würde es ihm nicht an Mitteln gefehlt haben, seinem Geschlechte eine lange Dauer zu geben. Doch dies lag nicht in der Denkwelt eines Monarchen, der, weil er seiner Persönlichkeit alles zu verdanken hatte,

*) Ein solcher Domestikus führte am Hofe von Constantin nach dem Titel eines Primus oder Primicerius, hatte den Rang eines Consuls, und stand auf gleicher Linie mit dem Dux, wenn er auch nur Arrian war. Siehe Cod. Theodos. Lib. VI. tit. XXIV.

keinen andern Maßstab für die erfolgreiche Wirksamkeit eines Monarchen besaß. Die Natur der Gesellschaft wurde wegen dieser beschränkten Ansicht durch die Erhebung der Brüder Constantius getrübt. Uebereinstimmend war Julian ganz dazu gemacht, die erbliche Monarchie auf eine Probe zu bringen, die sie nicht bestehen konnte in einem Reiche, wo so Vieles ihr entgegen wirkte. Christliche und nichtchristliche Schriftsteller haben mit gleicher Parteilichkeit über diesen Imperator geurtheilt, wie verschieden auch ihr Urtheil ausgefallen ist, da jene sich von dem Hasse, diese von der Liebe leiten ließen *). Wie fern Julian für die Verwaltung des Innern taugte, ist oben angedeutet worden. Als Feldherr, der zugleich Eubereus war, beging er gewiß einen unverantwortlichen Fehler durch die Verwandlung des persischen Krieges in einen Eroberungs- oder Angriffs-Krieg; denn, wenn ihm alles auch auf das Besten-
 menste gelungen wäre — wie hätte er einem Reiche wachsen lassen wollen, das seine Bedrängnis im Westen durch die sandige Negion Africas, im Osten durch den Indus erhalten haben würde? Ja, wie an anderen Sterblichen, so auch an Monarchen nur die Vernunft zu leben, so müssen alle Lebensprüche, die man der Thätigkeit und der Ergebung Julians machen kann, vor dem Vorwurf verstummen, der ihn als

*) Der lateinische Schriftsteller Tacitus kommt hier gar nicht in Betrachtung; für ihn war alles Recht und Rechtswort ohne Bedeutung oder Gehalt.

trachtfähigen Eroberer trifft. Wie unglücklich würde er
das römische Reich gemacht haben, wenn sein Plan ge-
langen wäre!

(Fortsetzung folgt.)

Hatten die Alten einen Begriff von verfassungsmäßiger Monarchie?

Es fehlt weder der griechischen, noch der römischen Literatur, am wenigsten aber der letzteren, an Lehren auf Monarchen; allein es fehlt beiden gänzlich an Lehren auf die Monarchie. Diese, als bloße Idee genommen, scheint etwas gewesen zu seyn, wozu sich der Verstand der alten Eusebisten niemals hat erheben können. Nicht, daß Einzelne von ihnen die Hochwürdigkeit derselben nicht empfunden hätten; aber diese Hochwürdigkeit war ihnen verhaßt, war ihrer Denkmungsweise so entgegen, daß sie sich ihr nie mit Freiheit unterwarfen.

Die aufgeworfene Frage würde ganz überflüssig seyn, gäbe es unter den Geisteswerken der Griechen nicht wenigstens Eins, das man nur in dem Lichte einer Lehre auf die Monarchie betrachten kann. Dies ist Xenophons *Kyropädie*: ein Werk, das weit richtiger benannt seyn würde, wenn der Titel mehr die Schöpfung, als die Erziehung, des Kyrus ankündigte. Selbst die Alten haben nie getrußt, was sie aus diesem Werke machen sollten; und dies ist nur ein Beweis mehr für unser Vorurtheil, daß sie im Allgemeinen unfähig

waren, das Wesen der Monarchie zur Anschauung zu bringen. Platon und Cicero stimmen darin überein, daß die Tyrannie nur in dem Lichte eines politischen Romans betrachtet werden dürfe *); allein, was ist ein politischer Roman, und was verhindert, daß man in denselben sich nicht für eine Regierungsform erkläre, deren Werth von Zeitgenossen und Tausendern verkannt wird?

Xenophons Schicksale machen es, wie ich glaube, nur allzu deutlich, daß er, als ein gebornes Anhänger, der Monarchie vor jeder anderen Regierungsart den Vorzug gab. Erstlich ist es nicht wohl möglich, in einer Anti-Monarchie zu leben, ohne die Schrecken derselben fühlbar zu empfinden, als sie von Personen empfunden werden, welche, von Jugend auf, der Monarchie angehört haben. Zweitens kann man nicht einen längeren Zeitraum hindurch Herrscher gewesen seyn, ohne die Vortheile kennen gelernt zu haben, welche die Einbus der Macht gewährt. Drittens, und dies ist die Hauptsache, kann man von seinem Vaterlande, um politischen Meinungen willen, nicht zurückgesetzt werden, ohne sich in denselben zu befestigen. Hätte Xenophon nicht den jüngsten Cyrus in dessen Unternehmungen gegen den Artaxerxes als Freiwilliger begleitet, und hätte dies nicht die wichtigsten Folgen für ihn gehabt: so würde die Welt nie eine Tyrannie kennen gelernt ha-

*.) Der letztere sagt in dem ersten Briefe an seinen Bruder Quintus: *Cyros ille a Xenophonte non ad historiam sedem scriptus, sed ad effigiem potius imperii, etc.*

ben. Auf dem Zuge nach der Hauptstadt Persens lernte er eine Welt kennen, welche durch den Gegensatz, worin sie zu der griechischen stand, ansehnlich genug für ihn werden mußte. Ja, daß ist zu glauben, daß die persische Welt ihm keine Bekanntschaft abgewann; der Schloß seines Werkes läßt darüber keinen Zweifel bestehen, indem er sagt: „ich behaupte, daß die jetzigen Perser, wie die mit ihnen vereinigten Völker, unerbittlicher gegen die Schwachen, pflichtvergessen gegen die Verwandten, ungerecht gegen Andern, und weislicher im Kriege sind, als sie in frühern Zeiten waren.“ Ueberhaupt war das, was er in Persien sah und hörte, nichts weniger als geeignet, ihn für die Monarchie zu begeistern: seine Begeisterung hatte keine andere Quelle, als die Idee; und wenn er diese Idee an der Person des ältern Xerxes entwickelte, so geschah es ausreißend, weil diese ihm als der schrecklichste Gegenstand erschien *).

Was Herodot von dem ältern Xerxes sagt, bezeugt auf das Unwidersprechlichste, daß dieser König bereits zwei Jahrhunderte nach seinem Tode zu einer mythischen Person geworden war, von welcher man zwar im Allgemeinen wußte, daß sie das Perserreich

*) Unter dem Namen Xerxes steht es wohl, nicht sich gleichfalls auf die Monarchie beziehen. Das eine ist der Titel des Königs, und ist gewißlich eine Bezeichnung auf diesen unglücklichen König, der Xerxes persönlicher Feind gewesen zu sein scheint. In dem andern, Hecataeus bezeugt, werden die Jenseits und Jenseits des Monarchenstuhls gegen einander abgetheilt, nämlich nach dem Könige, welchen er so seiner Staat, der Xerxes, für die Idee gibt.

geübt hatte, überlegend aber nicht Bestimmtes angeben konnte. Gerade einer solchen Person nun überließ Xenophon, um an ihr seine Idee einer monarchischen Verfassung zu entwickeln. Je mehr Xpox ein hohes-
 rische Person gewesen wäre, desto weniger hätte er für Xenophons Zweck getaugt; denn einer hoherrischen Person darf man nicht aufdrängen, was ihr nicht zusagt. Was das Wort des Ktesias, der Xenophons Zeitgenosse war, und im Persien, wie man gesagt hat, aus Urkunden schöpfte, die Habels Herodotus benutzte haben; so bleibt doch eine doppelte Frage übrig: einmal, ob das eben genannte Wort dem Xenophon zu Gesichte gekommen; zweitens, ob er im mindesten geneigt gewesen, es zu benutzen. Je mehr freien Spielraum er zur Dichtung behielt, desto lieber mußte es ihm seyn. Unstreitig ist die allgemeine Grundlage der Xpoxarchie hoherrisch; ist man aber darüber einverstanden, so darf man nicht fragen, welche von dem Xenophon angeführte, besondere Thatfachen als wahr angenommen werden können, und welche nicht? Sein Zweck war gar nicht, Geschichte zu schreiben, sondern in einer ansehnlichen Erzählung das Wesen der Monarchie zu enthüllen.

Die Frage kann also immer nur seyn: Wie stellte sich die Monarchie der Einbütnungsstrafe Xenophons dar? und an diese Frage knüpft sich dann die zweite: in wie fern hatten die Alten einen Begriff von einer verfassungsmäßigen Monarchie?

Beide Fragen können nur dadurch beantwortet werden, daß man anführt, wie Xenophon seinen Xpox das Persienreich gestalten läßt.

Er sagt:

*) „Nach der Eroberung von Babylon beschloß Nproß, sich so einzurichten, wie es sich für einen König schickte. Nachdem er mit seinen Freunden hierüber Rücksprache genommen hatte, bezog er das königliche Schloß in Babylon. Hier wurden die von Sardanapdar herbeigefahrenen Schätze niedergelegt. Unmittelbar nach seiner Einzüge brachte Nproß der Hestia, dem mahnenden Zeus und den übrigen, von den Magiern in Vorschlag gebrachten Göttern, die schließlichen Opfer; und sobald dies abgemacht war, schritt er zu den nöthigen Einrichtungen.“

„Die Ueberzeugung, daß er in der größten der bekannten Sedate unter feindselig Gefannten seinen Wechesig aufgeschlagen habe, um über eine große Menschenmasse zu herrschen, führte ihn auf die Idee einer Weiche. Da er nun meinte, daß Nachthaber nicht leichter überredet werden, als beim Essen und Trinken, im Bade, im Gemach und im Schlafe: so dachte er auf Mittel, sich für alle diese Zeiten mit den treuesten Zeuten zu umgeben. Sehr richtig aber urtheilte er, daß, wer einem Andern noch mehr liebt, als den der Weiche Bedürftigen, nie vollkommen neu sein wird; wer also Frau und Kinder, oder auch andere Gegenstände der Liebe hätte, der, meinte er, werde von Natur gezeugen, diesen unter allen Umständen den Vorzug zu geben. Die Verschwiegenen hingegen, als aller dieser Begierungen beraubt, würden, wie er glaubte,

*) Lib. VII. c. 5.

Diejenigen am höchsten schätzen, die sie am meisten be-
reichen, sie mit Werten bescheiden, und ihnen, wenn
Kränkungen erfolgten, zu Hülfe kommen konnten: lauter
Dinge, worin ihn niemand übertreffen konnte. Auch
dies brachte er im Aufschlag, daß, da die Verschnittenen
in der Meinung Anderer sehr tief stehen, sie eines Herrn,
der sich ihrer annehme, um so bedürftiger seyen; denn
man nehme sich leicht etwas heraus gegen einen Ver-
schnittenen, wenn man durch nichts davon abgehalten
werde, da hingegen ein dem Herrn ergebener Verschnit-
tener leicht zu Ehren gelange. Seine allerbester-
teste Meinung, daß die Verschnittenen kraftlos und feig
wären, schien ihm ungegründet. Er bemerkt dies aus
den Erscheinungen des Thiergeschlechts. Die unabhän-
gigen Pferde hörten, gewaltthat, zwar auf zu beißen und
wilde zu seyn, aber ihrer Brauchbarkeit für den Krieg
wäre darunter keinesweges. Auf gleiche Weise lägen
geschnittene Stiere zwar ihrer Wildheit und Eßlustig-
keit hin, aber die Fähigkeit zu arbeiten verlor sie dadurch
nicht; und geschnittene Hunde wären ihren Herren nur
um so treuer, ohne zur Bewachung des Hofes und zur
Jagd minder brauchbar geworden zu seyn. Auf gleiche
Weise nun würden, des Geschlechtsstriches beraubte Men-
schen zwar zahmer, aber doch nicht sorgloser in Hinsicht
erhaltener Gesetze, auch nicht unbrauchbarer zum Krie-
gen und Langweilen, nicht einmal minder ehrsüchtig;
denn sie bemerken, im Kriegen sowohl als auf Jagden,
daß der Ehrtrieb in ihnen nicht ausstirbt. Von ihrer
Treue gegen den Herrn hätten sie durch Selbstentleerung
die auffallendsten Proben gegeben, und niemand zige

bei Gefährlichkeiten, in welche der Herr gerathen, mehr Treue und Entschlossenheit, als ein Verschnittener. Glaube man übrigens, die Leibeshärte gehe auf diesem Wege verloren, so könne dies wahr seyn; doch der Edel machte im Kriege dem Schwachen dem Starcken völlig gleich. Aus diesen Gründen machte er, von den Hofscheidern an, alle seine Bedienten zu Verschnittenen.“

„Da ihm aber einrückte, daß eine solche Wache gegen die große Zahl der feindselig Gesinnten nicht ausreichend: so sah er sich unter den Uebrigen nach andern treuen Beschützern der königlichen Burg um; und da er mußte, daß die Perser zu Hause ein häußerliches Leben führten und, wegen der Unfechtbarkeit ihres Bodens, anhaltend und mit Aufwand eigener Kräfte zu arbeiten genöthigt wären: so glaubte er, dieses würde der Dienst an seinem Hofe am besten gefallen. Er wählte daher aus ihrer Mitte phantasievoll Trabanten, welche seinen Palast, wenn er in demselben verweilte, bei Tag und bei Nacht umgeben mußten; und ging er aus, so mußten sie ihn allenthalben begleiten. Weil er ferner einsah, daß Babylon, er möchte gegenwärtig oder verreiset seyn, einer starken Besatzung bedürfte, so legte er eine hinreichende Truppenzahl in die Stadt, und befahl den Einwohnern derselben, den Sold dafür zu bezahlen; denn seine Absicht war, sie so arm als möglich zu machen, damit sie desto besser in Zaum gehalten werden könnten. Die Leibwache, die er sich selbst zulegte, und die Besatzung, die er der Stadt gab, werden noch jetzt beibehalten.“

„Es kam ihm darauf an, das Reich nicht bloß zu erhal-

ten, sondern es auch, wo möglich, zu vergrößern. Indem er nun glaubte, seine Soldaten seien nicht in eben dem Maße tapferer, als sie der Zahl nach geringer wären, denn die Unterthanen: hielt er es für gut, die tapferen Männer bei sich zu behalten, die ihm zuerst dem Besatze der Städte die Herrschaft verschafft hatten, und dafür zu sorgen, daß sie die Weibungen in der Tapferkeit festsetzen. Damit es aber nicht das Aussehen gewinnen möchte, als wollte er es ihnen befehlen — damit sie vielmehr durch sich selbst zu der Einsicht gelangen, daß es so am Besten sey, und sich folglich aus freiem Antriebe in der Tugend üben: betraf er die geistlichen Eilen nebst Mön, welche ihm würdig schienen, an den Verschwerlichkeiten und an den Vortheilen Theil zu nehmen, und redete die Versammlung also an."

"Freunde und Kampfgenossen! Vor allen Dingen sey den Söhnen Dank dafür gesagt, daß sie uns das Glück verleihen haben, dessen sie und würdig hören. Wir haben jetzt ein großes und gutes Land; wir haben auch Leute, die es bebauen, um uns zu ernähren. Wir besitzen Häuser und Hausgeräth, und keiner von euch braucht zu glauben, daß, was er besitzt, gehöre einem Andern an, als ihm selbst; denn es ist ein ewiges Gesetz unser Menschen, nach welchem dem Eroberer einer Stadt die Häuser und Güter der Bürger gehören. Was ihr habt, besitzt ihr nicht durch Ungeretheiligkeit; wohl aber habt ihr aus Menschenliebe nicht genommen, was ihr Jenen gelassen habt. Was nun aber unser künftiges Betragen betrifft, so bin ich der Meinung, daß, wenn wir uns der Erdgier und des Wohlgegens schiedner

Leute ergeben, welche den Grundsatz haben, Arbeit sey Elend, und ein müßiges Leben der höchste Genuß, wir bald dahin gelangen werden, und selbst verachten zu müssen und auf das Erwerbene Verzicht zu leisten. Um künftig tapfer zu bleiben, ist nicht genug, daß man es gewohnt sey; man muß sich anhaltend darin üben. So wie nämlich andere Künste abnehmen, wenn sie vernachlässigt werden, und so wie selbst gesunde Leiber, wenn man sich der Trägheit ergiebt, ungesund werden: eben so orten auch Mäßigung, Enthaltensameit und Gedulte, wenn man sie zu üben unterläßt, in Laster aus. Wir müssen uns also zusammenschließen, um nicht in dem Genuße des Augenblicks zu verfallen. Allerdings ist es ein großes Werk, sich ein Reich zu erwerben; doch ein noch weit größeres ist es, das einmal erworbene zu erhalten. Erwerbung ist nicht selten die Folge eines kühnen Unternehmens; Erhaltung des Erworbenen aber ist ein Werk der Weisheit, das nicht zu Stande gebracht werden kann, ohne sehr viel Sorgfalt, sehr viel Enthaltensameit. Wir haben also jetzt weit mehr Ursache, uns in der Tugend zu üben, als sonst, ehe wir diese Güter besaßen; denn das wissen wir, daß je mehr einer besitzt, desto mehr wird er beneidet, desto mehr hat er von den Nachstellungen seiner Feinde zu befürchten, vermöglicher wenn er, wie dies mit uns der Fall ist, seine Güter und seine übrigen Vorzüge von Personen hat, die sie wider Willen entbehren. Davon können wir freilich überzeugt seyn, daß die Götter mit uns seyn werden; denn nichts haben wir durch ungerechter Nachstellungen erworben, wohl aber dadurch, daß wir solche bestraften.

Bei dem allen müssen wir uns aufs Beste einrichten. Dies aber geschieht nur dadurch, daß wir uns der Herrschaft würdiger zeigen, als unsere Untertanen. An Hitze und Kälte, an Speise und Trank, an Arbeit und Schlaf, muß man freilich auch Rechte Theil nehmen lassen, nichtwohl so, daß man sich befreie, auch darin einen Vorzug vor ihnen zu besitzen. Allein an Krieges- wissenschaft und Kriegesübung müssen sie schlechterdings keinen Antheil haben, da sie für uns den Acker bebauen und uns Tribute geben sollen; wir müssen vielmehr in Uebungen dieser Art einen Vorzug suchen, mit der Ueberzeugung, daß die Hüter den Menschen vergleichen als Mittel zur Freiheit und Glückseligkeit gewähren. So wie wir nun jene der Waffen berauben, so müssen wir selbst nie ohne Waffen seyn, nie vergeßend, daß, wer mit den Waffen vertraut ist, alles besitzt, was er will. Wollte jemand denken, wozu nützt es, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, wenn man noch immer hungrig und Durst, Sorgen und Arbeit ertragen soll: so muß man ihn daran erinnern, daß Jeder um so mehr Genuß genießt, je größer der Jussatz von Arbeit ist, den sie erhalten. Arbeit ist nämlich ein Zugewinn für Tapferkeit; und auch das kostbarste Gut wird unschmackhaft, wenn man seiner nicht bedurft, wenn man es gar nicht begehrt hat. Wenn uns nun die Gerechtigkeit jene Hüter, nach welchen die Menschen am meisten streben, ertheilt hat, wir aber es unsere Sorge seyn lassen, den angemessenen Gebrauch davon zu machen: so ist es gewiß, daß Der den meisten Genuß hat, der nur dann isst, wenn ihn hungert, nur dann trinkt, wenn ihn

durstet, nur dann andrühst, wenn seine Brüste erschöpft sind. Deshalb rathe ich, daß wir die Pflichten eines tugendhaften Mannes erfüllen; denn nur alsdann werden wir unsere Güter auf's Beste und Angenehmste genießen, und das Höchste, was wir erleben können, wir erfahren. Wahrlich, es ist lange nicht so unangenehm, keine Güter zu erlangen, als es ist, über beraubt zu werden. Bedenket auch, daß es eines Vermandes bedürfte, um fünfzig schlechter zu seyn, als wir hieher waren. Welches aber könnte dieser Vermand seyn? Etwas, daß wir die herrschende Classe bilden? Allein, seit wann ist es dem Herrscher erlaubt, schlechter zu seyn, als der Unterthan? Oder etwas, weil wir jetzt glücklicher zu seyn scheinen, als ehemals? Aber wer hält dem Reichen das Raster zu gut? Oder weil wir Knechte besitzen, die wir bestrafen, wenn sie nichts taugen? Aber wie kann jemand, der selbst nichts taugt, einen Andern wegen seines schlechten Betragens bestrafen? Bedenket auch das, daß wir eine Menge Diener zur Bewachung unserer Häuser und Leiber unterhalten wollen. Wäre es nun nicht schändlich, wenn wir uns fremde Beschützer unserer Wohlfahrt hatten, und selbst aber nicht beschützen wollten? Vor allen Dingen muß man die Uebergengung haben, daß es keine bessere Art des Schutzes giebt, als wenn man selbst tapfer und gut ist. Die Tugend muß also unsere beständige Beschützerin seyn, da ein Mensch, der keine Tugend hat, nicht werth ist, irgend ein anderes Gut zu besitzen. Und was verlange ich, meine Freunde, wenn ich euch auffodere, die Tugend zu üben und Gerechtigkeit in derselben zu erlangen?

gen? Nichts Neues, sondern nur das, was in Persien die Edlen thun, wenn sie sich in den Regierungsfällen befinden. Richter also euer Urtheil auf mich, und geht nach, ob ich meine Pflichten erfülle. Ich bin wiederum will euch beobachten; und wer seine Pflicht vollkommen thut, der soll von mir geehrt und belohnt werden. So wollen wir denn auch unsere Kinder erziehen; denn wir selbst werden dadurch besser, wenn wir uns bemühen, unseren Kindern die besten Beispiele zu geben, und diese können schmerzlich aus der Welt schlagen, wenn sie nichts Unausländiges sehen und hören, und idyllisch gehalten werden, sich der Tugend und Ehrbarkeit zu befleißigen.⁴⁰⁹

„Die Freunde des Xyros waren Hermit davorstanden; und man beschloß, daß die Vorschwestern beständig bei Hofe seyn und dem Xyros ihre Dienste anbieten sollten, bis er sie entlasse. Und das beobachten die Unterthanen des Königs von Persien bis auf den heutigen Tag; denn was in dieser Erzählung als von dem Xyros berührend mangelhaft worden ist, das haben die Könige von Persien als ein beachtetes Mittel angenommen, sich der Oberherrschaft auf immer zu versichern. Es verhält sich damit aber nicht anders, als mit andern Dingen. Ist ein Hirt verträglich, so werden die Gehege heiliger beobachtet; ist er schlecht, so vernachlässigt man sie.“

*) „Xyros aber schuf noch eine Menge anderer Hermiten: Einkünfte für die Abgaben, Aufwähler der

*) Lit. VIII. a. 1.

Behalte, Aufsicht über die öffentlichen Werke, Bewah-
rer der Schätze und Beförderer der nothwendigen Bedürf-
nisse. Selbst Aufsicht über die Pferde und Hunde
halte er an, damit diese Thiere aufs Beste abgerichtet
würden. Die Aufsicht über Dingen, deren Nutzen
lang zur allgemeinen Wohlfahrt er für nothwendig hielt,
übernahm er selbst, weil er dies als seine Pflicht ansah.
Denn er dachte, daß er, wenn es eine Schlacht ge-
ben sollte, auch diesen die Anführer wählen müsse, wie
auch die Häupter größerer Abtheilungen, und den Feld-
herren selbst. Eben so glaubte er, aus der Mitte die-
ser Vornehmen nur die Befehlshaber der Städte und
die Satrapen der Völker bestellen zu müssen; ferner die
Gesandten, welche von der größten Wichtigkeit für ihn
waren, sofern er seine Zwecke auch ohne Krieg erreichen
wollte. Ueberhaupt meinte er, es liege schlecht um einen
Staat, dem es an tüchtigen Männern fehle; hingegen
müsse alles auf der Höhe von Staaten gehen, wo es nicht
an solchen fehlt. Hierauf war denn auch seine größte
Sorge gerichtet, und um solche Männer in größerer
Zahl zu erzeugen, stellte er den Grundsatz auf, daß die
Zugendbildung für alle gleich sehr Pflicht sey; denn er
glaubte, daß man Andere nur in so fern zu großen und
schönen Thaten anreize, als man sich selbst dazu auf-
gelegt fühle.“

„Um aber die wichtigsten Dinge selbst besorgen zu
können, dachte er sich Wege verschaffen. Da sein gro-
ßer Staat großen Aufwand erforderte, so durfte er die
Einkünfte nicht aus der Acht lassen; da er aber sehr
viel Guter besaß, so lag am Tage, daß er sich nicht

um das Einzelne bestimmen konnte, wenn er die Sorge für das Allgemeine nicht aufgeben wollte. Zudem er nun überlegte, wie der Staatshaushalt wohl so einzurichten sey, daß er Ruhe gewönne; setzte sich ihm die Ordnung im Kriegsdienste dar, nach welcher der Kettensoldat unter dem Hauptmann, dieser unter dem Obersten, dieser aber unter dem Feldherrn steht, so daß, wenn auch noch so viele Tausende vorhanden sind, der Feldherr seinen Befehl nur dem Obersten zukommen zu lassen braucht, wenn etwas im Felde geschehen soll. Dieselbe Einrichtung traf er bei der Verwaltung des Staatshaushalts, und befiel sich nur die oberste Aufsicht vor. Ob er nun gleich nur mit Wenigen zu reden nöthig hatte, so wurde doch im Staatshaushalt nichts vernachlässigt, und er gewann bei Weitem mehr Ruhe, als Mancher, der mit ein Haus oder ein Schiff zu regieren hat. Und nachdem er seine eigenen Angelegenheiten so geordnet hatte, empfiehlt er seinem Brander dieselbe Methode.

„Hiem auf fing er auch an, Nicht zu haben auf das Betragen Derer, welche den größten Antheil an seiner Ehre haben sollten. Wenn Einige, die ihre Güter durch Andere bewirtschaften konnten, nicht bei Hofe erschienen, so erkundigte er sich genau nach der Ursache ihres Ausbleibens; denn er glaubte, daß Die, welche sich selbst einfinden, nicht so leicht etwas Böses oder Unausgesprochenes begangen würden, theils wegen der Nähe, worin sie sich in Achtung des Fürsten befänden, theils weil sie wüßten, daß des Gurgestanten ihre Aufführung nicht verborgen bleiben werde. Von den Abwesenden

hingegen nahm er an, daß sie sich aus Eitelkeit, oder Ungerechtigkeit, oder Nachlässigkeit entfernt hielten. Um nun diese zu einer regelmäßigen Erscheinung am Hofe zu nöthigen, bediente er sich mehrerer Zwangsmittel. Zuweilen befahl er einigen seiner Vertrauten, sich der Güter des Ausbleibenden unter dem Vorwande zu bemächtigen, als ob sie ihnen nicht gehörten. Dies bewog denn Jene, sogleich bei Hofe zu erscheinen, um sich ihrer Vergeßlichkeit zu beklagen; und Kyrus ließ es alsdann an sich kommen, ehe er ihnen Gehör ertheilte, und noch länger plärrte er, ehe er den Streit entschied. Hierdurch glaubte er, Jene zu fleißigeren Aufwartungen zu gewöhnen, ohne sie durch harte Strafen gegen sich zu erbittern. Dies war aber nur Eine Art von Zurechtweisung. Eine andere bestand darin, daß er den Anwesenden immer die leichtesten und einträglichsten Verrichtungen übertrug, den Abwesenden aber gar keine Vortheile zuwendete. Das stärkste Zwangsmittel aber bestand darin, daß er Dem, der durchaus nicht gehorchen wollte, seine Güter nahm, und diese einem Andern ertheilte, von welchem er glauben konnte, daß er auf den ersten Wink im Verräthschaff seyn würde. Auf solche Weise erhielt er, anstatt des unbrauchbaren Grundes, einen brauchbaren; und noch jetzt forschet der König von Persien nach, wenn einer am Hofe fehlt, der seiner Pflicht gemäß da seyn sollte.“

„Was nun Diejenigen betrifft, welche sich regelmäßig einstellten: so glaubte er, sie nicht besser zu allem Guten und Nützlichen antreiben zu können, als wenn er selbst, ihr Fürst, sich bestreute, seinem Untergebenen

zu zeigen, daß er mit allen Tugenden geschmückt sey. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß, wenn die geschriebenen Befehle die Menschen bisweilen bessern, der Fürst gleichsam ein lebendes Gesetz sey, weil er nicht bloß gute Verordnungen mache, sondern auch die Ungehorsamen sehen und strafen könne. Dies bewog ihn, daß er sich jetzt, wo er um so viel glücklicher geworden, als einen eifrigen Verehrer der Güter bewies. Er ließ Verordnungen nach mußten die Magier früh Morgens den Bürgern Feindliche ausstatten und Opfer darbringen; und diese Verordnungen sind noch immer unter den Priestern in Kraft. Die übrigen Priester ahmten darin leicht dem Könige nach, indem sie glaubten, sie würden um so glücklicher werden, wenn sie die Güter, nach dem Beispiele ihres allerglücklichsten Fürsten, verehrten; auch glaubten sie sich dadurch bei dem Ksar beliebt zu machen. Ksar aber hielt diese Eiferer für seine Unterthanen für einen großen Vortheil für sich selbst; er dachte nämlich über diesen Punkt wie die Vorfahren, welche auf dem Meer lieber im Gefährte streumen, als ruhiger Lande segeln mögen. Außerdem meinte er: wenn Knechte, welche er an seiner Ehre und an seinem Glück Theil nehmen ließ, gottesfürchtig wären, so würden sie um so weniger ihren Pflichten gegen ihn, als ihrem gemeinschaftlichen Wohlbüder, entgegen handeln. Er bewies auch bei jeder Gelegenheit, daß er es zu schätzen wußte, wenn jemand weder seinen Feind, noch seinen Kampfgesellen beleidigte, sondern nur das Gerechte und Billige vor Augen hatte. Dabei glaubte er, daß, um Kadere mit Schamhaftig-

leit zu erfüllen, kein Mittel wirksamer weder, als wenn er selbst eine solche Schamhaftigkeit zeigte, daß er weder etwas Unausfländiges thäte, noch sagte. Dies schloß er auf folgenden Erscheinungen: Die Menschen empfinden für den Schamhaften, auch wenn er nicht hüß, sondern ein besserer Weisemann ist, den man gar nicht zu fürchten braucht, weit mehr Achtung, als für den Schamlosen; und auch das schöne Geschlecht erweicht sich durch Schamhaftigkeit mehr, als durch alle übrigen Vorzüge, die Achtung der Männer. Um aber seiner Umgebung den unbedingtsten Gehorsam gegen seine Befehle einzupflücken, zeigte er bei jeder Gelegenheit, daß er Die, welche einen solchen Gehorsam bewiesen, mehr ehre, als Andere, welche Proben von den größten und bestverdienlichsten Tugenden abgelegt hatten. Groß in der Selbstbeherrschung, beweg er durch sein Beispiel alle Andern, diese Tugend zu äben; denn wenn man sieht, daß Derjenige sich mäßigt, der am meisten das Recht hat, sich etwas heraus zu nehmen, so werden sich die Uebrigsten am so mehr in Acht nehmen, ihrem Uebermuth den Zügel schnehen zu lassen. Den Unterschied zwischen Schamhaftigkeit und Selbstbeherrschung stellte er so, daß er von jetzt sagte, sie vermehre dssamliche Unausfländigkeiten, von dieser, sie hülte sich auch vor den verborgenen. Er glaubte auch, die Eitelkeit würde allgemeiner gelübe, wenn er zeige, daß er doch ein gegenwärtiges Vergnügen sich von der Tugend nicht abziehen lasse, sondern sich die Folgen der Eitelkeit durch vorhergegangenes Arbeiten erst zuwenden. Durch ein solches Betragen bewirkte er an seinem Hofe,

daß die Berlegern sich gegen Vornehmere bescheiden und nachgiebig betrugten, und sich überall anständig begaben. Man bemerkte Keines, den der Zorn außer sich setzte, oder die Frende ausgelassen machte; man mußte vielmehr gesehen, daß die feinste Gutmüthigkeit herrschte.“

„Wen er zu Kriegsdiensten geschickt machen wollte, den führte er auf die Jagd; denn er war der Meinung, daß diese eine treffliche Verübung sey und vorzüglich den Krieger ausbilde, der, indem er das Wild verfolgt, nur um so fester schließen muß, je ungleicher der Boden ist. Durch die Jagd über er seine Freunde auch in der Enthaltsamkeit und in der Ertragung von Hunger und Durst, Kälte und Hitze.“

„Aus Dem, was ich bisher mitgetheilt habe, geht hervor, daß Xerxes nur Dem der Oberherrschafft würdig achtete, der besser war, als seine Untergebenen; aber auch das ist daraus klar, daß, indem er seine Hofleute zu allen guten Uebungen anhielt, er für sich selbst die größte Zerstreuung in der Enthaltsamkeit und in dem Kriegestunsten erwarb. War er nicht durch Sonnenbeschäfte gekümmert, so führte er sie auf die Jagd; und selbst wenn er zu Hause bleiben mußte, jagte er die Thiere, welche in den Parks unterhalten wurden. Er selbst aß nicht eher, als das er sich stark bewegt hatte; und auch die Pferde wurden nicht eher gekümmert, als bis sie müde gekommen waren. In dieser Jagd lud er selbst die Könige von seiner Umgebung ein; was die Folge davon war, daß sowohl er selbst, als die Vornehmsten seines Reiches, sich eine vorzügliche Beschäftigung

leit in allen guten Künsten erwarben. Er selbst stellte sich als Muster dar; indem er aber Diejenigen, welche der Tugend am eifrigsten nachstreben, mit Bescheidenen, Gefolgschaftlichen, höherem Range und allen nur möglichen Ehrenbezeugungen belohnte, erweckte er bei Allen den Ehrgeiz, seine Achtung zu verdienen.“

„An dem Ryzes aber ist auch das noch zu bemerken, daß er der Meinung war, ein Fürst müsse nicht bloß dahin streben, wahre Vorgänge vor seinen Unterthanen zu haben, sondern sich auch gewisse Zündwerke gegen diese bedienen. Zu diesem Endzweck wählte er die arabische Tracht für sich und seine Umgebung; denn er hielt dafür, daß sie nicht bloß gewisse Körpergebrechen verberge, sondern auch den Körperbau in dem vortheilhaftesten Lichte zeige. Ihre Schuhe sind so beschaffen, daß man leicht etwas unterscheiden kann, um größer zu scheinen, als man ist. Einige Leute mußten die Augen bemalen, um schönlugiger zu scheinen; und auch schminken mußten sie sich, um die natürliche Gesichtsfarbe dadurch zu erhöhen. Zugleich hielt er darauf, daß sie im Andern Gegenwart weder auspeimen, noch sich die Nase schnupfen, noch sich umwenden durften, um etwas zu beobachten, gleichsam als wenn sie nichts bewundern; denn er hielt dafür, daß dies alles dazu beitrage, die Vornehmern gegen die Verachtung der Uebrigern sicher zu stellen. Doch bereitete er nur Diejenigen also vor, welchen er einmal obrigkeitliche Bemerkungen anvertrauen wollte. Wer zur Kochschafft bestimmt war, hatte an solchen Uebungen keinen Antheil, und durfte nicht einmal Waffen tragen. Nur dafür sorgte

er, daß es diesen Menschen nicht an Speise und Trank gebrach, wenn sie einmal von dem Thron bei ihren Besuchen gebraucht wurden. Sie durften, wenn sie das Bild auf die Ehre trichen, Speise mit sich nehmen, abgleich kein Freier sich dergleichen unterstehen durfte. Auf Reisen führte er sie, wie das Esstvieh, zur Tränke, und wenn es Mittag war, so wartete er, bis sie gegessen hatten, damit der Hunger sie nicht allzu sehr quälte. Dafür nannten sie ihn denn, eben sowohl wie die Großen, ihren Vater, ob er gleich nur dafür sorgte, daß sie immer Knechte bleiben möchten.^{*)}

*) „Während seines Aufenthaltes in Babylon beschloß er, die übermüdeten Völker mit Satrapen zu versehen. Indeß war kein Gedanke, daß die Commandanten der Festungen, und die Militär-Befehlshaber in den Provinzen nur von ihm abhängen sollten; und zwar gebrauchte er diese Vorsicht, damit, wenn einmal ein Satrap, gehend, von seinem Reichthum oder von der Menge seiner Untergebenen, übermäßig würde und nicht länger gehorchen wollte, er seine Widersacher in seiner eigenen Provinz finden möchte. Bei diesem Vorhaben hielt er es für gut, seine Grenade zu versammeln und es ihnen vorher bekannt zu machen, damit Die, welche als Statthalter abgehen sollten, genau wüßten, woran sie wären; denn er meinte, sie würden es sich auf solche Weise lieber gefallen lassen, als wenn sie erst nach angetretener Statthalterschaft mit dieser Einrichtung bekannt würden. — Den abgehenden Statthaltern befohl

*) Lib. VIII, c. 6.

er, so viel als immer möglich, alles so einzurichten, wie sie es bei ihm gesehen hätten. Sie sollten sich aus den Persern und Bundesgenossen, die mit ihnen in die Provinz zögen, Reiterei und Streitwagen reichlich; und wer von diesen Persern und Bundesgenossen Ländereien und Paläste erhalten, der sollte verpflichtet seyn, bei Hofe zu erscheinen, frugal zu leben und dem Satrapen hold und gewärtig zu seyn. Der Satrap aber sollte die Kinder seiner Vasallen an seinem Hofe erziehen lassen, so wie es bei ihm geschähe, und seine Leute oft auf die Jagd führen, um sie dadurch, so wie sich selbst, zu Kriegesübungen geschickter zu machen. Wer von euch, sagte er hinzu, mir, nach Verhältnis seiner Macht, die meisten Streitwagen und die besten Reiter wird darbieten können, den werde ich als einen guten Freund und eine feste Stütze des Reiches ehren. Wähle auch bei euch, wie es bei mir hergebracht ist, dem Tapfersten die oberste Stelle an; und was euren Tisch betrifft, so richte ich ihn so ein, daß er nicht bloß für euch und eure Haus hinlange, sondern auch reichlich genug besetzt sey, um davon euren Freunden mitzutheilen. Lege auch Ehrengärten an, und hege Wild in besondern; esse aber nicht eher, als bis ihr gemahlet habt, und laßet euren Pferden nicht eher Futter geben, als bis sie getummelt sind. Als Einzelner bin ich nicht im Stande, eure Verjüge durch menschliche Tapferkeit zu beschützen; ich muß tapfere Leute zu Hülfe nehmen, um euch mit ihnen beizustehen, und auf gleiche Weise müßt ihr mit den in euren Provinzen befindlichen Tapfern mit Verstand helfen. Bedenket auch, daß ich das, was ich euch be-

fehle, welche Stellen auftrage. Was ich euch befehle, das übt ihr selbst.“

„Es wird noch eine andere Erfindung von ihm angeführt, welche mit der Gedrte des Reiches im engsten Zusammenhange stand, und durch welche er auch aus den entferntesten Gegenden von dem Stande der Sache schnell unterrichtet werden konnte. Er untersuchte nämlich, welche Pferde ein gutes Pferd in einem Tage zurücklegen konnte, ließ in den nöthigen Einrichtungen Pferdehufe schuhen, und versah dieselben mit Pfeden und Keulen, denen die Wartung anvertraut war. In jedem dieser Orte zum befehle er auch einen Mann, um eingehende Briefe anzunehmen und sie weiter zu fördern, auch die ermüdeten Pferde in den Stall zu setzen und an ihre Stelle frische zu setzen. Selbst des Nachts gingen diese Vorn, und der Taghote wurde von dem Nachboten abgeholt. Auf solche Weise konnten die Vorn schneller ihre Bestimmung erfüllen, als fliegende Kraniche; und war dem auch nicht so, so war dies doch die schnellste Art, wie ein Mensch zu Lande fortzukommen kann. Vortrefflich war diese Einrichtung, so fern auf die eingelaufenen Nachrichten sogleich Vorkehrungen getroffen werden konnten.“

So beschreiben in dem Bilde, das er uns von den Einrichtungen des Lyres entwirft.

Ob Lyres wirklich der Urheber dieser Einrichtungen war, ist kaum ein Gegenstand der Frage. Das

Medisch. Persische Reich war lange vor Syros da; und da man voraussetzen muß, daß dieses Reich, welches dem Perser-Staat in der Cultur sehr überlegen war, seine Einrichtungen seit vielen Jahrhunderten gehabt habe: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Syros behielt, was er vorfand, und was er abzuändern weder die Macht, noch die Nothwendigkeit hatte. Das Schicksal der cultivirten Staaten ist es zu allen Zeiten das und dasselbe gewesen: nämlich, von solchen Völkern verschlungen zu werden, welche zwar in der Cultur hinter ihnen zurück waren, aber dafür desto frischeren Muth hatten. Die Perser, lange den Medern unterworfen, waren ein Völkchen in den gebirgigen Theilen der Landschaft Persien, und führten, wo nicht ganz, doch gewiß dem größten Theile nach, ein nomadisches Leben. Sie waren, wie die sämtlichen Hordenvölker Asiens, in Stämme getheilt, die sich, der Lebensart nach, auf's Wesentlichste von einander unterschieden; denn drei waren Kelgerstämme, drei trieben Ackerbau, und vier nomadischen. Herrschender Stamm war der der Pasargaden. Zu diesem gehörte Syros; und, wie in späteren Zeiten Dschingis-Khan zum Oberhaupt aller Mongolischen Horden gewählt wurde, so scheint auch Syros zum Oberhaupt aller persischen Stämme zu einer Zeit gewählt worden zu seyn, wo das medische und das babylonische Reich im Verfall waren und einer Aufrichtung bedurften, welche nur minder veredelter Hordenvölker geben konnten. Unstreitig war Syros ein unternehmender Mann, wenn gleich nichts weniger als das, was Xenophon aus ihm machen möchte, indem er ihn Wankenschwank und eine

Sittenslehre unterschiede, die nur in der Schule des Sokrates eingelesen werden konnten.

Gehen wir nun auf eine Zergliederung der Schöpfung des Kyrus ein, so ist in der That nichts Wundersamer, als daß eben der Mann, der, allen seinen Grundregeln zu Folge, sich jeder Eröberung hätte enthalten sollen, nach der Erzwingung von Babylon seine Herrschaft vorzüglich dadurch zu sichern und zu beschließen sucht, daß er sich mit einer Krönwache von Verschatteten umgibt. Dies ist einer von den großen Widersprüchen, welche nothwendig entstehen, wenn man die Thatfachen der Geschichte noch zu etwas mehr gebrauchen will, als weya sie vorhanden sind. Es lag gewiß von je her in der Organisation der größeren Reiche des Orients, daß die Könige ohne diese Menschen-Classe nicht fertig werden konnten; der militärische Despotismus, ohne welchen diese Reiche nicht bestehen konnten, brachte es mit sich, daß die Könige ihrer persönlichen Sicherheit am wenigsten der Krieger-Kasse anvertrauen durften. Es ist also an und für sich nichts dagegen einzumenden, daß Kyrus, nachdem er aufgebet hatte, bloßes Oberhaupt der persischen Ordnung zu seyn, seine Zuflucht zu den Eunuchen nimmt; aber daß der Xenophontische Kyrus dies thut, ist nicht zu vergehen, weil es ihn in Widerspruch mit sich selber setzt. Laß er sich auf Verschatteten ein, so war kein Grund vorhanden, dem Harem zu entsagen: einer Institution, welcher die Verschatteten unstreitig ihre Entstehung verdanken. Warum aber spricht Xenophon nicht auch von dem Harem des Kyrus? Der Grund ist klar. Neben dem Ha-

ren hätte nicht die Rede seyn können von Euthalesien, Selbstherrschung und anderen Tugenden; der Widerspruch würde sehr auffallend gewesen seyn und griechische Leser empört haben. Doch betrachten wir dies als eine Kleinigkeit!

Nach Xenophon hatte das von Lyros gestiftete Reich folgende Grenzen: gegen Morgen das rothe Meer, gegen Mitternacht den Pontus Euxinus, gegen Abend Syros und Aegypten, gegen Mittag Arabien. Man irrte schwerlich, wenn man dies Reich für so groß annimmt, als Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen genommen. Diese bedeutende Ländermasse zerfiel allerdings in Provinzen; aber war die Abtheilung so getroffen, daß die Einheit der Regierung gesichert blieb? Dies scheint nicht der Fall gewesen zu seyn. Der eigentlichen Satrapien gab es, nach Xenophon, nur sechs; denn er erzählt, Megabyses sey nach Arabien, Artabates nach Kappadocien, Arakamas nach Groß-Phrygien, Cleusantos nach Lydien und Jonien, Abusios nach Karien, und Pharnachos nach dem hellenopontischen Phrygien und nach Medien gesendet worden; und er fügt hinzu, Kilikien, Lykos und Paphlagonien hätten keine Satrapen erhalten, weil sie gegen Babylon freiwilligen Beistand geleistet. Die Provinzen, welche von Satrapen regiert wurden, waren nicht weniger als gesichert; dies beweiset die Geschichte aller dieser Satrapen, in welchen Mißfall und Eingebung an der Tagesordnung waren. Aber wie stand es nun in denen Provinzen, die, wie es scheint, keine eigentlichen Satrapen hatten? Wodurch war in ihnen die Autori-

nur das Königtum gestützt? Wollen wir annehmen, daß die Wunder-Sache hier für alles eingestanden haben: wo bleibt alsdann die *effigies justis imperii* des Cicero? Da, wo man von dem Grundsatz ausgeht, daß Unterthanen nicht genug daniieder gehalten werden können, wenn sie in den Schranken des blinden Gehorsams bleiben sollen, mag die Regierung sich immerhin eine väterliche nennen, oder von dem Sklavenhans der Unterdrückten so genannt werden: sie ist und bleibt, wo nicht eine tyrannische, doch eine despotische Regierung, die nur allzu bald dahin gelangt, der Herrschaft, welche sie ausüben möchte, entsagen zu müssen. In Wahrheit, es ist auffallend, daß Ktesarchon seinen Feldern Dinge sagen läßt, die nie über seine Lippen hätten kommen sollen, z. B. über die Behandlung der Einwohner von Babelon, und über die der ackerbauenden Unterthanen. Doch beim rechten Sinne: besetzen, möchte der Unterschied in den Gesinnungen eines Aristokraten von Ktesarchons Schlage, und eines Königs von Persien, der so eben seine Eroberungen vollendet hatte, so groß nicht seyn; und das einzige Merkmal bleibt, daß Ktesarchon am Schluß seiner Ktesarchie mit einer Art von Bedauern sagen konnte: gleich nach dem Tode des Xerxes hätten sich seine Erben über die Herrschaft entworfen, und Städte und Völker wären abgefallen, und alles habe sich verschlimmert. Wie konnte es denn anders kommen? War denn das Reich nicht viel zu groß, als daß ein Einziger die Seele des Ganzen hätte seyn können? und waren die Mittel, dieses Ganze zu sammeln zu halten, nicht viel zu schwach, als daß sie

nicht hätten unwirksam werden müssen, sobald sie aufhören, zerstörend zu wirken? Denn das ist das Schicksal aller Militär-Staaten, daß sie in sich verfallen, sobald es dahin gekommen ist, daß das Militär keine feindselige Tendenz mehr hat: eine Erscheinung, die sich nach dem ersten Menschenalters einzustellen pflegt.

Was dem unterrichteten Leser der *Kyropädie* am meisten auffallen muß, ist die große Ähnlichkeit zwischen den Einrichtungen und Sitten der Perser, und denen der alten Germanen. Dieselbe Stamm-Verfassung, dieselben Hofverhältnisse, dieselbe scheinbare Hörigkeit bei einem fortwährenden Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit; und eben deswegen auch dieselben Erscheinungen in dem einen und dem andern Reiche! Man glaubt sich in das Mittelalter versetzt, wenn man das flehente und achte Buch der *Kyropädie* liest. Hier hat Xenophon nichts erfunden. Wie unbegreiflich ihm auch die Thatfachen der persischen Welt sehr nahezogen, so hat er sie doch nicht in einem solchen Grade entstellen können, daß sie verwischt worden wären. Sein *Kyros* ist freilich nichts weiter, als ein griechischer Philosoph auf dem persischen Throne — ungefähr das, was Xenophon gewesen seyn würde, wenn ihm das Schicksal zur Beherrschung eines großen Reiches berufen hätte: aber die persische Welt steht in ihrer Eigenthümlichkeit da, und diese Eigenthümlichkeit ist um so ansehnlicher, je weniger sich ihre Ähnlichkeit mit dem Wesen der alten germanischen Welt verkennen läßt. Es fehlt nicht an anderen Spuren, um zu der Vermuthung zu gelangen, daß Perser und Germanen gleicher Ursprungs

gehabt haben, und die große Aehnlichkeit der Sprache beider Völker wird vielleicht unter allen Umständen den Ausschlag geben müssen; wenn dem aber auch nicht so wäre, so würde der Inhalt der Axtropdile ausreichen, die Einheit des Ursprungs von Persern und Germanen darzuthun.

Um nun zu der Frage zurückzukehren, welche die Ueberschrift dieses Aufsatzes ausmacht; so müssen wir bemerken, daß die Alten von Dem, was man in unsern Zeiten durch den Ausdruck „constitutionelle Monarchie“ bezeichnet, gar keine Ahnung hatten. Denn wenn darunter nur die Regierungsform verstanden werden kann, welche, Einheit und Gesellschaftlichkeit in ihren Grund-Charakteren vereinigend, die Gewalt nur um des Rechts willen übt, und folglich nicht das Rechte durch die Gewalt setzt: so brachte selbst die Natur der alten Staaten es mit sich, daß man sich nicht zu der Idee einer solchen Regierungsform erheben konnte. Noch jetzt bemerken wir, daß, um diese Idee zu verwirklichen, nichts so nothwendig ist, als eine gewisse Größe der Staaten, welche man in die Verfassung gerathen könnte, „die eben richtig“ zu nennen. Sind nämlich die Staaten allzu klein, so geräth Verwaltung und Vertretung (Einheit und Gesellschaftlichkeit) leicht in eine so innige Verbindung, daß an kein bleibendes Verhältniß zwischen beiden zu denken ist; und sind die Staaten allzu groß, so fällt jeder Conflict zwischen Verwaltung und Vertretung ganz von selbst weg, weil die erstere nicht freien Spielraum genug bekommen kann. Folgt man der Geschichte, so macht man leicht die Entdeckung, daß alle

Anti-Monarchie, oder sogenannte Republik, aus dem Stadt-Wesen, alle Monarchie hingegen aus dem Horden-Wesen hervorgegangen ist. Jenes, auf einem engen Raum beschränkt, reiste zum Genuß des höchsten Grades von Freiheit, der sich mit diesem engen Raum vertrug; dieses, unbeschränkt durch den Raum, machte die Unterwerfung unter den Willen eines Einzigen zur absoluten Pflicht, weil sonst nicht auf Bestdauer zu rechnen war. Ohne den Gegensatz von Stadt- und Horden-Wesen würde also das menschliche Geschlecht nie so entgegengesetzte Regierungsarten kennen gelernt haben, wie Monarchie und Anti-Monarchie sind. Das Erkern ist die Sache des Horden-Wesens; und wenn man von dem römischen Reiche absteigt, das seine Entstehung dem Erweiterungsdrange einer einzelnen Stadt verdankte, so sind alle großen Reiche durch den Unternehmungsg Geist der Horden-Anführer gestiftet worden. Staaten, in welchen sich die Regierung so ausbildet, daß sie ein Zusammengesetztes aus Einheit und Gesellschaftlichkeit wird, sind also diejenigen Vergesellschaftungen, in welchen Stadt- und Horden-Wesen zur Harmonie gebunden sind. Hieraus aber ist klar, warum im Alterthum Monarchie und Anti-Monarchie sich gegenseitig unzerstörlich bleiben mußten, und warum man es selblich nie darauf anlegen konnte, beide mit einander zu vereinigen. Nur allzu sehr fühlte man in den Anti-Monarchien die Nothwendigkeit der Einheit, in den Monarchien die Nothwendigkeit der Gesellschaftlichkeit; aber man verweifte an der Vereinigung von beiden. Ueberhaupt ist dies ein Gedanke, den nur die neuere

Zeit gehen konnte, in Kraft der Herrschritte, welche seit drei Jahrhunderten in der Natur-Philosophie gemacht worden sind: Herrschritte, die sich nicht länger verkennen lassen, und wesentlich auf der Ueberzeugung beruhen, die man gewonnen hat, daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt, Kraft ohne Gegenkraft, Wirkung ohne Gegenwirkung unentbar ist.

Bemerkungen über die neueste Preisaufgabe der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt.

Die Ähnlichkeit zwischen der Sphinx der alten, und zwischen den Akademien der Wissenschaften der neueren Zeit läßt sich schwerlich verkennen. Jene gab Räthsel auf, die gelöst werden sollten; diese thun dergleichen in ihren Preisfragen, die allerdings für noch etwas mehr als bloße Räthsel gelten können. Die erstere belohnte den Oedipus mit einem Königsreiche; die letzteren haben freilich keine Königsreiche zu verschenten, aber sie belohnen mit Lobsprüchen und Ducaten.

Die Verschiedenheit zwischen der Sphinx der alten, und zwischen den Akademien der neueren Zeit stellt sich nicht eher dar, als bis man Rücksicht nimmt auf das Betragen von beiden in dem Falle, daß ihre Räthsel ungelöst bleiben. Die Sphinx verfeischte; und dies war allerdings um so grausamer, da sie nicht hätte vergessen sollen, daß es unter allen Umständen weit leichter ist, zu fragen, als zu antworten, und da zugleich nichts Unausständigeres geübt werden kann, als dem unbefangenen Wanderer, wie sie that, von einem Hinterhalte aus zu überfallen, und dann mit Wipproben zu dazigeln.

Die Akademiker der Wissenschaften gehen wohl menschlicher zu Werke; denn endlich überfallen sie Keinen mit ihren Räthseln, und gehen sogar ziemlich lange Bedenkzeit; meistens werden sie als lästige, wenn ihrer Räthsel ganz unbrauchbar bleiben; meistens machen sie gar kein Aufheben, wenn die Beantwortung nicht nach ihrem Sinne ist.

Bacon *) will das Ueberwiegende dieses Verfalls auch darin finden, daß die Räthsel der Sphinx mehr praktischer als theoretischer Natur gewesen seyen; und er kann nicht Recht haben. Denn soß in der Erzählung von dem Wette zwischen der Sphinx und dem Oedipus irgend ein Sinn erhalten seyn: so muß man annehmen, der thebanische Staat selbst sey die Sphinx gewesen. Nämlich auf folgende Weise. Der Staat war in Unordnung gerathen, und Alle, die es versucht hatten, ihn in Ordnung zu bringen, waren darüber zu Grunde gegangen, wie es bei Unordnungen zu geschehen pflegt. Zuletzt kam die Reihe an einen besonnenen Mann, der, durch das Schicksal seiner Vorgänger genöthigt, von dem Grundsatz ausging, daß man allmählig zu Werke gehen und nichts überhasteln müsse. Ihn — sein Name war Oedipus (Dioskop) — gelang, was den Uebrigen schicksalhaft war; und da die wiederhergestellte Ordnung eines Beschützers bedurfte, so wurde er auf die natürlichste Weise von der Welt König von Theben. Aus den Händen der Sphinx konnte er das Königreich nicht erhalten; denn

*) In der *De sapientia Veterum* c. XXVIII.

selbst die Fabel führt von ihm an, daß er die Sphinx geirret und ihren Leichnam auf einem Fels fortgeschafft habe: ein vorzüglicher Zusatz, um die Unumschreiblichkeit zu schildern, womit Oedipus, nachdem er alles zum Besten gebracht hatte, über Theben regierte.

Audere finden die Ursache der größeren Heuristigkeit moderner Sphinxen nicht sowohl in dem Unterschied zwischen Praxis und Theorie, als vielmehr in der Unbestimmtheit jener Räthsel, die man Preisaufgaben zu nennen pflegt. „Ein wichtiges Räthsel, sagen sie, muß selbst sein, ehe es aufgegeben werden kann. Wer steht in dem Falle, den die Fabel vorhält, nicht sogleich, daß die Antwort des Oedipus die einzig richtige ist! und wie hätte sie es sein können, wenn die Frage nicht deutlich gedacht gewesen wäre! Versuche es sich nun auf gleiche Weise mit den Aufgaben, welche von den Akademien der Wissenschaften ausgehen: so würden diese unstreitig ein wenig strenger sein. Doch weil die Räthsel der Akademien in der Regel keine gelösten Räthsel sind, d. h. weil man in den Preisaufgaben sehr häufig nur einen Versuch macht, ob man einen richtigen Gedanken gehabt habe, oder nicht: so bleibt nach eingegangener Antwort nichts anderes übrig, als höchst mild und artig zu sein, damit es nicht scheinen möge, als habe man bloßen Scherz getrieben. Die Alten verstanden sich selbst in ihren Fabeln auf die Natur der Dinge: sie lassen die Sphinx zerbröckeln, weil ihre Räthsel nicht gelöst werden sind; dafür aber lassen sie auch den Leichnam der besiegten Sphinx auf einem Fels davon getragen werden. Eines bringt das Andere mit sich.

Doch solche Exzesse haben nicht den Beifall der Mäcchten. Sie bleiben in einer anstößigen Wuth; und selbst, indem sie das Richteramt üben, nehmen sie ihre Stellung noch immer so, daß sie weder beleidigen, noch beleidigt werden können, und daß es auf die gefälligste Weise möglich bleibt, mit welchem Rechte sie sich zu Richtern aufwerfen.“

Darauf sich auch die Beaufsichtigung der modernen Synagoge, Academies der Wissenschaften genannt, gründen möge: die Aufgabe, auf deren Lösung und umfassende Antwort die Academie jüdischer Wissenschaften zu Erfurt den Preis von Einhundert Thalern gesetzt hat, verdient es wohl, daß man sie näher beleuchtet.

Es soll ausgemittelt werden:

- 1) welchen Einfluß der Befreiungskrieg der Jahre 1813 bis 1815 auf die Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt hat;
- 2) in wie fern die Menschheit durch denselben dieser reinen Idee näher gebracht ist, oder sich weiter von derselben entfernt hat;
- 3) aus welchen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens sich dieses erkennen lasse, und in welchen Ländern Europa's solche vorkommen, die ein Vor- und ein Rückgehen bezeugen.

Hierüber einige Bemerkungen zu machen, wird um so mehr erlaubt seyn, je gewöhnlicher es ist, daß Akademien Preisfragen stellen, in welchen die Natur der Dinge eben so sehr verkannt wird, als die Grenzen des menschlichen Geistes. Sollen die Wissenschaften gedeihen, so ist vor allem Dingen nöthig, daß man sich nicht über

das Mögliche thut; denn wo so etwas Statt findet, da wird Alles zu Land.

Ich frage also zunächst: „Was ist Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee?“

Der Ausdruck, den man hier gebraucht hat, ist weit davon entfernt, so verständlich zu seyn, als er wohl seyn sollte. Man versuche, ihn in das Französische, oder in jede andere Sprache zu übersetzen; und man wird sogleich finden, wie unvollkommen er ist.

Das Wort Menschheit wird in einer doppelten Bedeutung gebraucht: Einmal, für menschliches Geschlecht; zweitens für das, was man durch Humanität zu bezeichnen pflegt. Welche von diesen beiden Bedeutungen soll nun gelten? Unstreitig die letztere, weil der Zusatz „in ihrer reinen Idee“ dadurch allein einen Sinn erhält.

Aber, wenn diese Bedeutung den Vortug erhalten muß, wie kommt man alsdann zu der Frage: welchen Einfluß der Befreiungskrieg auf die Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt habe. So wenig die Humanität einen Krieg erzeugen kann, eben so wenig kann der Krieg die Humanität entwickeln; beide sind Entgegengesetzte, die einander nur abstoßen können. Ein Krieg ist ein vortreffliches Mittel, das Staatsbürgerliche im dem Menschen zu entwickeln, und diese Wirkung bringt er um so sicherer hervor, je länger er anhält; allein das Staatsbürgerliche ist auch in vielen Punkten das Entgegengesetzte des Menschlichen, wenn gleich dieses nicht anders, als in dem Staatsbürgerlichen, zum Vorschein treten kann. Was das Wort Menschheit noch in einer andern Bedeutung genommen

werden, so gesteht ich, daß mir dieselbe ganz unbekannt ist. Zwar bin ich im Stande, zu ahnen, daß etwas gemeint sey, was, unabhängig von Zeit und Umständen, die Idee der plastischen Natur in Ansehung des menschlichen Geschlechtes ausdrückt; allein alsdann begreife ich wiederum nicht, wie man einen Krieg damit in Verbindung bringen und fragen konnte, in wie fern dieser Krieg zur Entwicklung dieser Idee beigetragen habe: denn entweder diese Idee ist da; und alsdann braucht sie nicht entwickelt zu werden; oder sie ist nicht da; und alsdann ist ihre Entwicklung unmöglich. In dem einen, wie in dem andern Falle, ist die Aufgabe kein Gegenstand der Beantwortung.

Es bleibt also schwerlich etwas Anderes übrig, als den Ausdruck Menschheit in dem Sinne zu nehmen, worin er gleichbedeutend ist mit menschlichem Geschlechte. Hier aber stellen sich besondere Schwierigkeiten für die Beantwortung der aufgeworfenen Frage dar. Unstreitig gibt es eine Entwicklung des menschlichen Geschlechtes, wie unbekannt uns auch die Gesetze seyn mögen, nach welchen sie erfolgt. Soll man angehen werden, welchen Einfluß eine so einzelne Begebenheit, wie die Befreiungskriege von 1813 und 1815, auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes haben: so darf man nicht vergessen, daß dasselbe nicht bloß durch bedeutende Räume von einander getrennt, sondern auch durch Sprachen, Sitten und Gesetze sehr wesentlich geschieden ist; nicht vergessen, daß es in Asien, Afrika und Amerika zahlreiche Völker gibt, bis zu welchen die glorreiche Kunde von einer wiederholten

Einnahme der Hauptstadt Frankreichs gar noch nicht trübselig ist, oder (wenn dies übertrieben sein sollte) welche gegen Das, was in Europa vorgeht, eben so gleichgültig sind, wie die Europäer gegen die Umwälzungen in Japan, China, den Staaten des inneren Afriks, und denen der Südsee-Inseln; nicht vergessen endlich, daß es mit dem Interesse an den wichtigsten Ereignissen nicht anders geht, als mit der Bewegung des Schalles, welche, nach Wassergabe der Entfernung, immer schwächer wird. Das ganze menschliche Geschlecht in allen seinen großen und kleinen Abtheilungen, muß Demjenigen vorschreiben, welcher bestimmen will, wie die genannten Freiheitskriege auf die Entwicklung der Menschheit eingewirkt haben. Wer aber kann darüber etwas bestimmen! Wer ist allgegenwärtig genug, um alle die Beziehungen aufzufassen, worin die ungleichartigen Völker in Europa stehen, und um zu beurtheilen, ob es unter diesen nicht einzelne gebe, welche weit davon entfernt sind, den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1815, wie über alles wichtig sie auch den Europäern erscheinen mögen, irgend eine ernste Eindrückung auf sich zu gestatten! Wäre es denn so ganz unmöglich, daß sich die Europäer, in ihren verschiedenen Abtheilungen, über die Größe des Ergebnisses täuschten? Wäre es ganz unmöglich, daß ihnen noch zehn, zwanzig, dreißig Jahren in Aufhebung desselben begegnete, was ihnen so oft begegnet ist, woran die Erinnerung an gemachte Anstrengungen noch ganz frisch war, nämlich zu übertreiben? Die Akademie möglicher Wissenschaften zu Erfurt würde aus vielen anderen Gründen, zugleich aber

auch aus diesem, wohl gethan haben, wenn sie sich die einfache Frage vorgelegt hätte: ob sie nach etwa fünfzig Jahren die Aufgabe noch eben so stellen würde, wie sie dieselbe in dem Jahre 1817, nicht von vollen Jahre nach dem Abschluß des letzten Pariser Friedens, gestellt hat *).

Selbst wenn man von dem Einfluß der Befreiungskriege der letzten Zeit auf die Entwicklung der Menschheit noch ihrem ganzen Umfange absieht, und sich auf die Beurtheilung dieses Einflusses auf die Entwicklung desjenigen Theils des menschlichen Geschlechtes beschränkt, den man für europäische Menschheit zu nennen pflegt: wie schwer bleibt es noch immer, zu einem Resultat zu gelangen, das Allen als wahr einkundet, und sich dadurch wie von selbst verteidigt! In der stürmischen Welt werden alle Urtheile zu Ursachen neuer Urtheile. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 und 1815 stehen also nach ihrer Vollendung freilich als Ursachen da; wor erweist aber, wie sie auf jedes einzelne Volk von Europa einwirken, und was der Erfolg dieser Einwirkung seyn werde! Will man sich nicht bloßen Vermuthungen hin-

*) Bacon sagt in der oben angeführten Abhandlung: *Assignatum Sp. h. ingis in universum aut duo genera, assignata de natura rerum, atque assignata de natura hominis. Similiter in praesentem solutionis duo sequuntur imperia: imperium in naturam, et imperium in hominem. Verum enim Philosophiae naturalis finis proprius et ultimus est in res naturales, licet schola, schola contentis et armonibus transacta, res et opera negligat et sine prospectat. Dies wird hier nur angeführt, um den akademischen, in Platte ihrer Prüfungsaufgaben, wo möglich, eine andere Richtung zu geben.*

gehen, will man irgend einen festen Boden für sein Raisonnement gewinnen: so muß man stehen bleiben bei den Thatsachen, welche Niemand leugnet, und den Gedanken festhalten, daß das Menschliche sich nur im Staatsbürgerlichen offenbaren kann, weil der gesellschaftliche Zustand für den Menschen zugleich der natürliche ist. Hier nun muß man sogleich bekennen, daß die Gestalt Europa's durch jene Freiheitskriege auf Wesentlichste verändert worden ist. Durch sie ist bewirkt worden, daß der Kaiser von Portugal zwar das Recht erhalten hat, nach Lissabon zurückzukehren, aber aus überwiegender Graden in Rio Janeiro zurückgeblieben ist, nämlich um die Gefahren zu besorgen, von welchen Brasilien in dem Aufstande der spanisch-amerikanischen Provinzen gegen das Mutterland bedrohet war: ein Entschluß, welcher die Folge gehabt hat, daß ein europäisches Königreich zu einer amerikanischen Provinz geworden ist. Durch sie ist bewirkt worden, daß Spanien seine alte Dynastie widerhalten hat, nichtweil so, daß die Folgen des kirchlichen Despotismus, von welchen es sich befreien wollte, zu eben der Zeit wieder hergestellt sind, wo es seine amerikanischen Colonien unabtrennlich verliert. Durch sie ist bewirkt worden, daß Frankreich, indem es seine alte Dynastie widererhalten hat, fähig geworden ist, die Idee einer Vollbetrachtung vollkommener, als bis dahin, zu entwickeln, so daß in seinem politischen Systeme Kraft und Gegenkraft auf eine Weise verbunden sind, welche den Despotismus entfernt, und die Güte der Gesetze verbürgt. Dieselben Befreiungskriege haben Oesterrei-

fanniaest Herrschaft vernichtet, aber seiner National-
Schuld eine Wunde gegeben, die sie nur allzu bedenklich
macht. Für Deutschland haben diese Kriege die Wir-
kung herbeigeführt, daß es in acht und vierzig Euro-
päern zerfallen ist, welche durch das schwächste aller
Bünde zusammengehalten und zur Einheit bearbeitet
werden. Italien hat seine alten Beherrscher zurückge-
kommen, aber es fühlt, daß es nicht mehr ist, was es
sonst war; und indem der Papst nach Rom zurückge-
kehrt ist, wird die europäische Welt aus der Zeit in
die Vergangenheit zurückgezogen, wo sie weder leben
will, noch leben kann. Die nordischen Mächte haben,
theils unter sich, theils in Beziehung auf das übrige
Europa, ihre Verhältnisse verändert: Norwegen, von
Dänemark getrennt, ist mit Schweden vereinigt wor-
den, und durch die Errichtung des Königreichs Polen
ist Rußland über die Weichsel vorgedrungen. Nur die
Türkei ist unverändert geblieben. Dies sind die Wir-
kungen der Befreiungskriege von 1813 und 1815; dies
die blutigen Erben, deren Für- oder Eigenthümern
werden die künftigen Schicksale von Europa bestimmen
muß. Wer aber ist klug genug, über diese Schicksale
schon jetzt etwas festsetzen zu wollen!

Der Gang der Natur in der Entwicklung des
menschlichen Geschlechts ist so groß, daß bis jetzt noch
keine Erziehungskraft ausgereicht hat, ihn zu fassen;
ihre Wege sind nicht selten die umgekehrten von den,
welchen, die der Mensch für die einzig richtigen hält.
Eben deswegen irr man sich so leicht in der Beurthei-
lung der Erfolge. Es kommt hinzu, daß der Mensch so

geneigt ist, in Aufzählung der Zeit keinen Unterschied zu machen zwischen Dem, was sie für Einzelne, und Dem, was sie für Völker wirkt. Ein Zeitraum von wenigen Jahren — wie wichtig ist er für die Entwicklung des Individuums? Wie unwichtig aber ist eben dieser Zeitraum für die Entwicklung eines Volkes, oder einer Gesellschaft von Völkern! Das hätte die Akademie nicht über Wissenschaften zu Erfurt wohl bedenken sollen. Wenn die Frage aufgeworfen wird, was die Reformen für Europa geleistet hat; so ist in dieser Frage Sinn: denn sie setzt einen Zeitraum von drei Jahrhunderten; und wer auf die Beantwortung derselben eingeht, überschaut eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die irgend ein Urtheil zuläßt. Eben so, wenn die Frage aufgeworfen wird: wie hängt der westphälische Friede zusammen mit den Begebenheiten des Jahres 1806, und mit Dem, was aus diesen Begebenheiten für Deutschland gefolgt ist? Was läßt sich aber überschauen, wenn gefragt wird: welchen Einfluß haben die Befreiungskriege von 1813 und 1815 auf die Entwicklung der Menschheit in ihrer reinen Idee gehabt? Was läßt sich antworten, wenn gefordert wird, daß die Antwort im nächsten Jahre abgeliefert werden soll! Wäre die Frage im Jahre 1917 aufgeworfen worden, dann hätte sie unstreitig einen Sinn gehabt; da sie aber ein Jahrhundert zu früh gekommen ist, so muß man sie für ein Hyperonprotonen erklären, in welchem das Leben der Völker auf das Unbegreiflichste verkurzt worden ist. Denn was soll an die Stelle der Thaten treten, welche bei Fragen dieser Art allein in Betrachtung zu

kommen verdienen? Träume, Wunschmasuren, Propheziungen? Und doch muß man gestehen, daß dies die einzige Antwort auf die Frage der Akademie möglicher Wissenschaften zu Erfurt ist.

Wie man sich auch denken und wenden mag, um alles Politische aus der Beantwortung zu entfernen: es geht nicht, weil alles Menschliche politisch ist. Wie man sich auch denken und wenden mag, um der Antwort nicht einen prophetischen Anstrich zu geben: es geht nicht, weil man sich in die Zukunft um so mehr versenken muß, je weniger man sich mit ihr zu schaffen machen soll. Es giebt aber im Grunde nur zwei Dinge, welche als Resultate der Befreiungskriege von 1813 und 1815 ihren Einfluß über das ganze Europa zu erstrecken, und den gesellschaftlichen Zustand in diesem Erdtheile vom Grund aus zu verändern vermögen. Das eine dieser Dinge ist die Zurückführung der Bourbonen nach Frankreich; das andere, die Unabhängigkeit des spanischen Amerika von dem Mutterlande. Beide Dinge sind nicht auf gleiche Weise aus dem Befreiungskriege hervorgegangen; man kann die Zurückführung der Bourbonen nach Frankreich eine unmittelbare, die Unabhängigkeit des spanischen Amerika (so fern sie als vollendet gedacht werden darf) eine mittelbare Wirkung derselben nennen. Doch in welchem Verhältnisse auch beide Erscheinungen, als Wirkungen einer bestimmten Ursache, zu den Befreiungskriegen stehen mögen: so verdienen sie vorzüglich, daß man bei ihnen verweile, um zu bemerken, was sie als Ursachen lassen werden.

Was nun zunächst die Rückkehr der Bourbonen

nach Frankreich betrifft, so muß man sie als die unmittelbare Ursache des politischen Systems betrachten, welches Frankreich seitdem angenommen hat. Nur unter einem rechtmäßigen Könige konnten die Franzosen wahren und bleibenden Antheil an der Verfassung erhalten. Ich sage: wahren und bleibenden Antheil an der Verfassung; und ich fürchte nicht weniger, als den Widerspruch Derer, welche wissen, auf welchem Grund und Boden die Volksherrschaft in Frankreich beruhet. War da nicht ein wahren und bleibenden Antheil an der Verfassung, wo die Volksherrschaft Demokratie und Aristokratie gleich sehr durchschneidet; und da dies gegentheilig in Frankreich der Fall ist, so darf man behaupten, die französische Regierung habe sich dem Organismus genähert, welcher bisher immer als der vollkommenste vorgeschwehrt hat, so schwer er auch zu erreichen war. Dies nun vorausgesetzt, entsteht die Frage: welches werden die Wirkungen dieses besseren Organismus für eine Welt seyn, welche seit Jahrhunderten ein so starkes Bedürfnis fühlte, wie sich selbst im Gleichgewichte zu sehen? Hier eröffnet sich eine Aufgabe, die, wie groß sie auch seyn mag, nicht weniger als heilbar ist. Kaum hat Frankreich sein Inneres auf eine Weise geordnet, welche auf dauernde Harmonie schließen läßt, so ist Großbritannien in die schmerzhafteste Unruhe gerathen. Mehr, als auf jedem anderen Punkte der europäischen Welt, fühlt man auf dem britischen Inseln, daß Frankreich, in Folge seiner überstandenen Umwälzung, einen bedeutenden Vorzug gewonnen hat, der zu einem gefährlichen

den

then werden kann, wenn man nicht die Kunst versteht, ihn entweder zu vernichten — was nicht wohl möglich ist —, oder ihn sich anzu eignen — was mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn dürfte. Lauter spricht man in dem britischen Parlamente von den Nachtheilen einer oligarchischen Regierung; stärker bejagt man auf eine Parlaments-Reform, weil in dieser das einzige Mittel enthalten ist, zu einer Volksvertretung zu gelangen. Spanien ist eine Welt für sich, welche die Entwicklung des übrigen Europa nur äussern theilt; aber tief erschüttert, theilt durch die gewaltthätigen Reformations-Versuche, deren Urheber Napoleon war, theils durch den unabwendbaren Abfall der amerikanischen Colonien, scheint es einen längeren Zeitraum zu bedürfen, um die Ruhe wieder zu finden, die es verloren hat. In von Deutschland die Rede, so darf man nicht vergessen, daß es in acht und dreißig souveränen Staaten getheilt ist, von welchen jede ihren besondern Vortheil mit verfolgt, und daß der Bundestag die, einem großen Reiche nothwendige Einheit mehr ersetzt als giebt. Italien, das schöne Italien, ist in allen seinen Abtheilungen seit ungefähr zwanzig Jahren von einer Hand in die andere gegangen, zum unerkennbaren Verderben seiner Bewohner, welche, wie die übrigen Europäer, Etwas haben wollten, das sie mit Standhaftigkeit lieben konnten, und welchen in Hinsicht ihrer Dynastie keine Wahl gelassen war. Dänemark und Schweden scheinen sich mehr verglichen, als ausgerüstet zu haben. Rußland beschreibt, wie alle sehr großen Reiche, seine eigene Bahn, unerreicht von den gesellschaftlichen Bedürfnis-

fen des übrigen Europa, der höheren Cultur auf eigen-
thümlichen Wegen entgegen gehend. Die Türkei folgt
eigenen Gesetzen, welche immer die Farbe des Orientis
tragen werden. So steht die europäische Welt da, voll
von neuen Sympathieen und Antipathieen, und in der
That recht wesentlich verändert gegen das, was sie vor
zweißig Jahren war. Allenfalls haben die Befreiungs-
kriege von 1813 und 1815 neue Reime abgelegt, deren Ent-
faltung schwerlich zu verhindern ist. Doch wie diese Ent-
faltung von Staaten gehen, und was nach fünfzig oder hundert
Jahren aus ihr emporgewachsen seyn werde: dies
ist Etwas, das alle Berechnung übersteigt. Ganz unströ-
mig wird es nach einem Jahrhundert noch ein Spanien,
ein Frankreich, ein Großbritannien, ein Deutschland,
ein Italien u. s. w. geben; allein, in welcher Eigen-
thümlichkeit alle diese Länder dastehen werden, läßt sich
nur in so fern fassen, als man voraussetzt, die Wissen-
schaft des Menschen und der Gesellschaft könne wäh-
rend dieses Zeitraumes nur an Evidenz gewinnen, und
die Schicksale der Staaten werden damit in dem eng-
sten Zusammenhange stehen.

Es könnte scheinen, als trüge die europäische Welt
ihre Entwickelungs-Princip ausschließend in sich selbst.
Dem ist aber nicht also. An dem, was in den drei
letzten Jahrhunderten aus Europa geworden ist, haben
Amerika und Asien den wesentlichen Antheil; und, so
wie die nächste Vergangenheit sich nur dann vollstän-
dig erklären läßt, wenn man die Entdeckung des Co-
lumbus nicht aus den Augen verliert: so wird sich auch
die nächste Zukunft nur von solchen begreifen lassen, die

bei Beurtheilung der Erscheinungen auf die Einwirkungen des frei gewordenen Amerika Rücksicht nehmen.

Wir kommen jetzt zu dem vorletzten Punkte.

In dem Revolutions-Kriege, den Europa bis zum Jahre 1815 zu bestehen hatte, sind Spaniens Colonien meist des Vortheils inne geworden, den ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande mit sich führen würde. Irrend einmal mußte die Stunde ihrer Befreiung schlagen; und der rechte Zeitpunkt schien ihnen gekommen, als die alte spanische Dynastie nach Frankreich versetzt wurde, und die Spanier, so wie die übrigen Europäer, mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ihnen keine bedenkliche Hindernisse in den Weg legen konnten. Sie haben seitdem nicht aufgehört, für ihre Freiheit zu kämpfen, und die Kriege in Europa haben ihnen so viel Vortheil geleistet, daß sie dem Ziele ihrer Bestrebungen sehr nahe gekommen sind. Mit ihrer Unabhängigkeit beginnt eine neue Aera für Europa; und die Frage ist: wie wird sich die europäische Welt bilden, nachdem sie das Vorrecht verloren hat, ein ungeheures Festland jenseits des Ozeans zu beherrschen?

Wie man sich die Sache auch denken möge — die Freiheit der Amerikaner kann nicht verschlen, vertheilt, auf die Völker Europa's zerstückeln. Ist es einmal dahin gekommen, daß diese mit den Bewohnern von Mexico, Quico, Peru, Chili, Rio de la Plata in unmittelbare Berührung getreten sind: so haben sich alle Verhältnisse verändert, welche bisher das Wesen der europäischen Staatsgesellschaften ausmachten. Die Weltmarktschaft, von welcher Europa sich nicht trennen

kann, weil auf ihr die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen beruht — die Weltwirtschaft wird und muß den Antrieh geben zu allen den gesellschaftlichen Anordnungen, welche der persönlichen Freiheit günstig sind; und so ist zu erwarten, daß die Unabhängigkeit der Amerikaner die erste Veranlassung seyn werde zur Ausübung des hehren Nebenbessers der Höflichkeit und Gerechtigkeit. Theilnahme an dem Welthandel zu gewinnen, dies wird der gemeinschaftliche Strebenpunkt aller Völker seyn, welche so gelegen sind, daß sie ein solches Verlangen theilhaftig werden können; und wenn die Politik bisher dem Küsteneßig nur allzu sehr vernachlässigt hat, so wird es dahin kommen, daß man einen einzigen, vortheilhaft gelegenen Hafen in einen höhern Anschlag bringt, als die größte Provinz. Was hiermit zusammenhängt, sieht Jeder, ohne daß es ausgesprochen wird. Alles, was Spanien auf dem amerikanischen Festlande verliert, kommt der ganzen europäischen Welt zu Gute, und in der Unabhängigkeit der spanischen Amerikaner liegt ein unendlicher Entwickelungsstoff. Spanien selbst — wird es nach entschiedenem Verlusse seiner amerikanischen Colonien bleiben können, was es bisher war? Wenn Spaniens Regierung jetzt noch glaubt, es liege in ihren Pflichten, die Eigenthümlichkeit zu beschützen, welche die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel bisher von dem übrigen Europa gesondert haben: wird sie es auch noch zehn und zwanzig Jahren noch glauben können? Werden nicht Umstände eintreten, welche ihr keine andere Wahl gestatten, als nachgiebig zu seyn gegen die Forderungen der aufgeklärtesten Män-

ner der ganzen Nation? Werden ihre eigenen Geldbedürfnisse, wenn diese von Amerika aus nicht länger befriedigt werden können, sie nicht bestimmen, die jenseits des atlantischen Ozeans verlorenen Provinzen in Spanien selbst wieder zu gewinnen durch Aufmunterung des Gewerbfleißes und durch Beseitigung aller der Hindernisse, mit welchen dieses bisher zu kämpfen hatte? Wie aber steht es um so viele europäische Völkertheile, wenn Spanien dieselben nicht länger unterstützt und trägt? Was kann sogar fragen: was aus dem gepriesenen europäischen Gleichgewicht geworden sey, wenn Portugal und Spanien von ihren weltanschauenden Colonisten für immer getrennt sind. Was ist es jetzt, was wird es nach zwanzig bis dreißig Jahren geworden seyn, wenn der Handel sich in ganz anderen Bahnen bewegt? Vergeblich rechnet man auf Stillstand: er ist eben so wenig in der geistlichen, als in der physischen Welt anzutreffen; und so wie die Entdeckung Amerika's allen europäischen Dingen eine andere Wendung gegeben hat, eben so verspricht die Unabhängigkeit dieses großen Festlandes von europäischen Gesetzen alle gegenwärtigen Verhältnisse abzuändern. Es ist in der That mehr als wahrscheinlich, daß unsere Nachkommen nach drei Jahrhunderten, indem sie die Reste der Verträge betrachten, welche von den letzten pariser Friedensschlüssen ausgegangen ist, überschauen, mit eben dem Mitleid auf unsere Gezagtheit zurückblicken werden, womit wir die vielfach vergeblichen Bemühungen unserer Vorfahren vor drei Jahrhunderten betrachten.

Ich habe bisher gezeigt, Einmal, durch welche Be-

ordnung die Aufgabe der Academie natürlicher Wissenschaften zu Erfurt zu einem Tage wird, der sich entwickeln löst; zweitens, welche Punkte es sind, auf welche bei dieser Entwicklung vorzüglich Rücksicht genommen werden muß. Habe ich gezeigt, so kann mein Irrthum nur darin liegen, daß mir die Erklärungen, welche die Academie natürlicher Wissenschaften zu Erfurt ihrer Aufgabe angedacht haben soll, nicht zu Gesicht gekommen sind; und in diesem Falle habe ich Ursache, um Rücksicht zu bitten, vorausgesetzt, daß jene Erklärungen den Standpunkt, aus welchem die Aufgabe betrachtet werden muß, veränderten. Ich füge nur noch eine Bemerkung hinzu, welche die Erscheinung der sittlichen Welt im Allgemeinen betrifft. Von welcher Art dieselben auch seyn mögen: so muß man sich doch nicht irre machen lassen durch das, was auf den ersten Anblick ein Vor- oder Nachtheilen antheilt. Alle Entwicklung kann nur dadurch zum Verscheln kommen, daß zwei entgegengesetzte Kräfte dabei wirksam sind, von welchen die eine treibt, indem die andere hemmt. Gleich können diese Kräfte freilich nicht seyn; denn alsdann würde alle Entwicklung wegfallen. Aber welche von beiden auch das Uebergewicht haben möge, so sind doch beide gleich notwendig. Während die eine fördert, bildet die andere. Harmonisch wirkend, sind sie die Quellen alles Guten und Schönen. Eben deswegen nun sollte man in Hinsicht Dessen, was die Zeit darbietet, nie ungeduldig seyn, und sich sogar glücklich schätzen, in einer Welt zu leben, aus welcher noch nicht

Alle Hemmungskraft verschwunden ist; denn da, wo sie ganz verschwände, würde ein unerträgliches Chaos zum Vorschein kommen, in welchem sich gar nicht leben ließe. Uebrigens scheint eine höhere Macht sich vorzubehalten zu haben, die Angelegenheiten der Menschen zu einem Ziele hingleiten, das nur ihr bekannt ist. Wir kennen vielleicht das allgemeine Gesetz aller Menschen. Zwecksetzung; aber das Ziel derselben ist uns eben so unbekannt, wie die Bahnen, in welchen sie sich bewegt. Jeder Stein, den wir in die Zukunft werfen, stößt sich auf Analekten; und wie triegerisch können diese seyn!

Hierauf sollte bei Preisaufgaben allerdings Rücksicht genommen werden. Ein ägyptischer Priester sagte von den Griechen: „Sie bleiben ewig Kinder; denn sie besitzen weder das Alter der Wissenschaft, noch die Wissenschaft der Alten.“ Es wäre aber doch wahrlich schämlich, wenn man von den Deutschen dasselbe sagen müßte. Die Summe unangenehmer Arbeiten zu vermehren, ist gewiß das Schlechteste, was man lassen kann; und doch geschieht dies nur allzu häufig in den Preisaufgaben, indem man den bloßen Ausfluß eines Gedankens für einen Gedanken hält. Alles, was zur Entschuldigung der Akademiker gesagt werden kann, läuft darauf hinaus, daß ihre Mitglieder allzu sehr in ihrer besondern Welt leben, um die Bedürfnisse der Gesellschaft in der Zeit zu kennen. Aber welche Reihe von höchst wichtigen Aufgaben ließe sich entwerfen in einer Periode, wo so Vieles beginnt! Wie wenig ist die Natur der Gesellschaft erforscht, und wie sehr verdient sie erforscht

zu werden, wenn das Experimentiren, welches in unsern Zeiten so sehr überhand genommen hat, seine Endzwecke erreichen soll!

Doch ich schwörte, um nicht das Ansehen eines Weisheitsgüters zu gewinnen.

Begriff von den Ständen der Mark Brandenburg.

In dem ältesten Landtag-Meessen der Kurmark Brandenburg finden wir als Stände der Mark aufgeführt: Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft, Mann und Städte.

Die obersten Prälaten waren die drei Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus, bis sie der um das Jahr 1339 von Joachim II. in der Mark eingeführten Kirchenerhebung.

Der Herrmeister des St. Johannis-Ordens war, wegen seines Sitzes zu Sonnenburg, ein Prälat der Kurmark. In dem Eingange des neunzehnten Landtag-Abchiedes von 1572 wird vor den übrigen Prälaten ganz besonders genannt „der Wohlwürbige, Wohlgehornt und Edle, Unser Rath und liebe Getreue, Martin, Graf von Hornstein, Herr zu Schwedt und Wieraden, und des ritterlichen St. Johannis-Ordens in Sachsen, Pommern und Wendlande Meister.“

Auch die Comthure dieses Herrmeisterthums gehörten zu den Prälaten. Der Landtag-Abchied vom 11ten Juli 1611 ist von den Comthuren zu Weyen und zu Sagan namentlich bezeugt und bezeugt.

Noch werden zum Prälatenstande der Mark gerechnet: die Universale zu Frankfurt a. d. Oder, das ehemalige Cistercienser-Kloster (jetzt adelige Bräukloster) Heiligenstadt in der Pommern, und das Cistercienser-Abteyst Noyß in der Niederlausitz.

Die Grafen, Herren und Ritterschaft machen zusammen nur Einen Stand unter dem in den höchsten Urkunden vorkommenden Gemein-Namen: Herren, oder auch Ritterschaft.

Sie waren den Prälaten weniger entgegengekehrt, als sie mit ihnen in Staats-Sachen ein ungetrenntes Ganges bildeten: den Oberstand *).

Den Unterstand machten die Edelleute, oder Die von Edeln, nach dem uralten Wortbrauche. Der alte Unterschied zwischen Mann und Edeln verschwindet spätestens nach Joachim I. Zeiten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gab es noch Mannen, oder „Bürger, die Lehne haben von geistlicher oder weltlicher Herrschaft,“ und sie traten damals dem Edeln bei, welches die Edelleute unter sich erwarben gegen Räuber und Friedensbrüder.

In der That gab es also in der Kurmark, wie in allen deutschen Ländern, nur zwei Stände, nämlich die Ritterschaft, welche die Prälaten unter sich begreift, und die von Edeln. Die Bauern machten keinen Stand.

*) Seit der Kirchenverfassung wird bis zum heutigen Tage der Prälatenstand durch die Deputirten der Domkapitel zu Brandenburg und Havelberg repräsentirt, welche noch gesondert vor den übrigen Deputirten der Ritterschaft des Bannung haben. Sonst aber wird kaum der Ritterschaft als Eins zu betrachten sind.

Wenn man sagt, die Gutsherren haben sie auf den Banktagen vertreten, so ist das wohl nur eine Nebenbedeutung, in dem Sinne, wie der freie Mann überall sein Eigenthum und seinen Knecht vertritt. Wie der Name Stand das Stehen auf eigenem Fuß trefflich bezeichnet, so erinnert das Wort Unterthan, in alter Zeit ausschließlich von dem Bauern gebraucht, an willenslose Hingebung, an leidenden Gehorsam: das wahre Wesen des ehemaligen deutschen Bauersmannes. Die Unterthanen werden in den früheren Urkunden scharf unterschieden von den Landsknechten, Lehensleuten und Gemeinden. Es scheint, daß, außer von den Bauern, dieser Ausdruck nur noch von den Einwohnern der Städte und Dörfer gebraucht ist, die zu den kurfürstlichen Kammergütern gehörten. Allgemein, als Bezeichnung des Volkes, im Gegensatz gegen die Regierung, ist das Wort Unterthan erst in späteren Zeiten eingeführt. Das allgemeine Landrecht hat es auf seinen ursprünglichen Gebrauch zurückgewiesen, und in seine Stelle das angemessenere: Staatsbürger, gesetzt.

Sprachwidrig ist die jetzt übliche Zusammensetzung: die Herren Stände, welche aus mißverständlicher Höflichkeit Statt finden. In älterer Zeit kommt diese nicht vor.

Die Stände waren nicht einzelne Personen, sondern gewisse Staatskörper, welche das Volk im Staate vertraten, und so den zweiten wesentlichen Bestandteil des Staates darstellten, im Gegensatz gegen den ersten, nämlich die Regierung. In jedem deutschen Lande wiederholte sich im Kleinen das Bild der deutschen Reichsverfassung. Wie hier der Kaiser, so war dort der Lan-

bedeutet der erste Beamte und höchste Richter in seinem Lande. Wie es Reichsstände gab, in demselben Sinne gab es Landstände. Sie werden auch gemeine Landstände, auch wohl gemeine Landräthe genannt, unterscheiden sich aber von den eigentlichen Räten und Beamten dadurch, daß diese als bloße Beauftragte der Regierung zu betrachten waren, jene aber, an sich frei, erst durch ihre Zustimmung in die Geschäfte der Regierung diesen eine das Volk bindende Kraft theilten.

Wie das deutsche Reich, so waren auch die einzelnen Länder desselben, namentlich die Mark, in Kreise eingetheilt. Jeder Kreis hatte seine Kreisstände. Sie alle vereinigten sich zu Landständen. Es gab in der Mark Landstände bierseits und jenseits der Oder, auch bierseits und jenseits der Elbe. Ferner war die Ritterschaft in ein Corpus vereinigt. Eben dies waren die unmittelbaren oder Immediat-Städte. Die Medial-Städte, die dem Adel unterworfen waren, oder zu den Kammergütern des Landesherren gehörten, hatten keine Ständerechte. Die kleineren Städte waren den größeren incorporirt.

Auf die Landtage nun, wo die Stände sich in gemeinen Landessachen zur Veranschlagung versammelten, schickte die Ritterschaft jedes Kreises Abgesandte, in der Regel zwei Edelknechte. Die standesfähigen Städte aber wurden hier durch ihre Schöffenmeister vertreten. Von Seiten der Regierung erschienen die Räte des Landesherren, und so bildeten auf diesen Versammlungen, der Landesherr auf der einen, das Volk auf der andern

Seite, durch seine gesetzlichen Stellvertreter ein Ganzes, welches die Quelle wurde der das Land betreffenden Gesetze und Verordnungen.

Wie die Ständeschiede entsprungen sind, wie sie sich entwickelt haben, möchte schwer zu beantworten seyn. Dies erkennen wir mit Gewißheit, daß alles das hin Gehörige auf Herkommen beruhte. Kein Vertrag zwischen Landesherren und Volk; kein Erkauf, oder Freikauf-Geld, von dem die Stände ihre Gerechtsame ableiten konnten; überall keine Urkunde, sogar nicht eine Privatsammlung, die eine deutliche und vollständige Aufzählung der Ständes-Rechte enthielte, oder das Verhältniß zwischen der Landeshoheit und dem Volk umfänglich und klar bezeichnete! Wir finden überall nur eine unbestimmte Berufung der Stände auf ihre Privilegien und Freiheiten, eine Zurückweisung auf ältere Landtag-Acten, wovon einer so unbefriedigend hinsichtlich der Hauptfragen ist, als der andere. Dagegen belagt es sich dem unbefangenen Blick als unverkennbar, fast bestreudende, Thatfache auf, daß die Begriffe der Vorzeit, so lange es Stände gab, von der Zusammensetzung der Regierung und des Volkes in ein gemeinsames Ganzes, Staat genannt, durchaus verschieden waren von denen, welche nachher gemein geworden sind. So wie die Staats-Theorie in neuerer Zeit gelehrt und gelehrt wird, sehen wir hier den unbedingtesten Herrn, d. h. den unbedingten Gehorsam des ihm unterworfenen Volkes. In den Stände-Verhandlungen der alten Zeit zeigt sich ein ganz anderer Begriff von Staat. Nicht die Stände sehen ihre Rechte von dem Herrn ab, son-

bern der Herr begründet seine Befugnisse auf das Land mit den Bewilligungen der Stände.

Als Kurfürsten und Erbkammerer des heil. römischen Reiches waren unsere Landesherrn dessen Stände, Landtrichter und Beamten. Als Vassallen, die ein Privat-Eigenthum, in Städten und Dörfern besitzend, ihre Kammergüter, besaßen, waren sie in den Ständen derselben ganz in dem Sinne Herren und Richter, wie es jeder deutsche Ritter auf seinem Sitze war. Dieses und ihre Aemter und Würden gingen nach den gemeinen bürgerlichen Erb- und Lehn-Rechten über auf ihre Nachkommen. Zur vollen Befestigung der Herrschaft über die Lande scheint die Huldigung der Stände für etwas Wichtiges gehalten zu seyn.

„Wir huldigen und schwören, sagten die Stände im Jahr 1471, und deßn dem Durchlauchten, Hochgeboenen Fürsten und Herren, Herrn Albrecht, Margrafen zur Brandenburg, Kurfürsten, unsern gnedigsten Herrn tho voruch und syner Gnaden nächstlichen Erben, Lehnens Erben, eine rechte Ershuldunge, syner Gnaden und syner Erben, als unsern natürlichen Erf. Herrn, getreue, getreulich und gehorsam tho synde, ehren Fromen tho werden und Schaden tho wenden, getreulich und ohne Bescheide, als uns Gott helpe und alle heyligen.“

Bei dem Beginn einer neuen Regierung wurden die früheren Verbindungen, die gegenseitigen von Herrn und Volk einander gemachten Zusicherungen, wiederholt, um sie in Kraft zu erhalten.

So hatten die Stände, bald nach dem Regierungsantritt Joachims II., denselben gebeten, „etliche Artikel,

so ihnen von — Joachim L. in ein Rödel oder Brief vollzogen und versiegelt, von neuem zu confirmiren und zu versiegeln, und darucken in villichen neuen Obliegen und Versicherungen, der sie sich beklagt, geduldet Einsicht zu thun, damit solches abgeschafft und in Zukunft verbleiben möchte.“ Daber denn auch der Kurfürst, in Betrach „der vorkünftigen Ab-sicht, Gutwilligkeit, und unterthänigen Erbieten,“ so die Gründe ihm und seinen Verfahren zu erkennen gegeben, „gelobter und zugesagt hiermit für sich und seine Erben — alle und einen jeden, bei seinen und ihren Freiheiten, Privilegien, Dasein, Rechten, Fehden, Wäldern, Böden, Gerechtigkeiten, Gebäuden, wohlhergebrachten Gewohnheit, Besitz, Gewerbe und Possession, ungehindert und unbedrückt bleiben zu lassen, sie auch dabei geduldig zu schügen und zu handhaben, vor allermeinstlich und sie derselben unerlaubtes Nachsehen nicht einzusetzen.“

Nichtes ist gewöhnlicher, als in den bei Torgau ein-
 setzender Regierung aufgerichteten Landtag-Acten die
 früheren namentlich beiläufig zu sehen. Ja, öfters ist
 der neue Landtag-Act eine ganz wörtliche Wiederhol-
 ung des früheren, nur mit Erweiterungen, wie z. B.
 der Landtag-Act von 1536, der bald nach Joachim's
 des Ersten Tode verfertigt wurde, die wörtliche Wieder-
 holung mehrerer Artikel aus dem nur 10 Jahre früher,
 im J. 1524, vollzogenen enthält. Nach unserm Begrif-
 fen, wonach ein Gesetz so lange in Kraft bleibt, als es
 nicht widerrufen wird, ist ein solches Verfahren nicht
 wohl erklärlieh. Nach den Begriffen der Rom-R. scheint
 nur das als ein dauerndes Recht und Gesetz gegeben

zu haben, was durch Übung und Herkommen in un-
veränderlicher Zeit Sitte des Volkes geworden war, wo-
gegen neue davon abweichende oder ergänzende Verord-
nungen der Landesherren, auch wenn sie mit Zusim-
mung der Stände erfolgten, einer Wiederholung be-
durften, um sich von einer Regierung auf die andere
angeschriebenen Anscheid zu übertragen.

Die Bemerkung sey hier erlaubt, daß diese Ansicht
der Verfahren auf einem sehr triftigen Grunde beruhet.
Denn ein durch Herkommen eingeführtes und zur Sitte
gewordenes Gesetz, dessen Ursprung sich in unendlicher
Verganglichkeit verliert, hat sich unter den mannigfaltigen ver-
übergehenden Zeitereignissen, während welcher es bestand,
erprobt als unabhängig von Demjenigen, was nur das
äußere, oberflächliche und zufällige Daseyn eines Volkes
ausmacht, und als bedingt durch die wesentlichen und
daher bleibenden Eigenschümlichkeiten desselben Volkes.
Ein solches Herkommen trägt in sich die Bürgschaft
seiner Dauer, und das Volk wird desto treuer daran
hängen, je weniger es geneigt ist, sich von den flatter-
haften Erscheinungen des Augenblicks, dem sogenannten
Zeitgeist, hinarbeiten zu lassen. Jede neue gesetzliche Ver-
ordnung aber und Regierungsmaßregel pflegt weniger
von dem innern, stets sich selbst gleichbleibenden Wesen
eines Volkes abgezogen, als vielmehr die Frucht des au-
genblicklichen Dranges der Zeitumstände zu seyn, und
daher ist sie meistens ganz vergänglichler Natur und
stirbt gleichsam von selbst ab unter den Veränderungen
der Zeiteinflüsse.

Die Verfahren waren sorgfältig darauf bedacht,
daß

daß nicht aus ihrem, dem Landesherrn nach der Lage gewisser Umstände bewilligten, Gehorsam ein Präjudiz gegen sie erwachse, woraus gefolgert werden könnte, als würden sie für jede Zeit und auf's Unbestimmte hin zu ähnlichen Bewilligungen rechtlich verbunden. Das Mittel, dessen sie sich zu diesem Zweck bedienten, war das selbe, wodurch die Bürger gegen den andern sich gegen ähnliche Forderungen aus seinen Handlungen sichert. Sie ließen sich nämlich gegen die Bewilligungen, welche sie dem Landesherrn machten, von diesem einen förmlichen Revers darüber ertheilen, daß daraus nichts ihren Rechten und Freiheiten Nachtheiliges gefolgert, daß also die Herrschaft der Regierungsbehörde über das Land nicht weiter ausgedehnt werden sollte, als so weit das freie Zugeständniß seiner Stellvertreter sie dazu selbst ermächtigt hatte.

Als im Jahr 1472 die Stände dem Kurfürsten Albrecht, auflauf der bis dahin üblichen Land-Verde, den Hufenschoß bewilligten, erklärte dieser in dem darüber ihnen ertheilten Landtag-Revers, daß dies seyn sollte „wem einem jeden, an der Confirmation seiner Freiheit, Ihm von Uns zuvor bekräftigt, und Uns und einem jeden an seiner Obrigkeiten, Freiheiten und Gerechtigkeiten, unschädlichen, ohne arge List und ohne Bescheide.“

Der Kurfürst Joachim II. hatte auf Landtag 1550 zu Eln an der Spree einen gewöhnlichen Landtag gehalten. Je zwei darauf in demselben Jahr den Ständen ertheilten Reversen wird der Dank des Landesherrn ausgesprochen für die ihm damals bewilligte Hufen-, Ross-, Vieh-, und Bier-Steuer. Besonders aber wird die

Denkart der damaligen Welt bezeichnet durch die hin-
geworfene Erklärung, daß diese Bewilligung den Frei-
heiten der Städte keinen Eintrag thun, ihnen keine
neue Steuerverpflichtung auferlegen, sondern als ein ganz
freies Akt der Liebe, Treue und Gutwilligkeit
betrachtet werden soll. Diese Erklärung kommt in vie-
len der früheren Landtag-Acten in den stärksten Aus-
drücken vor.

Am Johannis 1549 war ein Landtag gehalten,
der nur aus einer Versammlung der Soldaten des Kur-
fürstenthums bestand. Der obere Stand hatte sich
schon bereit erklärt, in Abtragung der Schulden des
Kurfürsten Hülfe zu leisten. Die Städte verweigerten
dies Anfangs wegen „Unvernünftigkeit, Privilegien, Frei-
heiten, auch des in gleichen Fällen von dem Landesherren
gegebenen Beisatz, daß sie solches darüber nicht schul-
dig.“ Doch ließen sie sich zuletzt bewegen, wie es in
dem Acte heißt:

„Auf Unseres so heftig und ernstliches Anhalten und
Erpöhlung Unserer mercklichen Obliegen, Nothdurft, Schul-
den und Verderb Unserer Herrschaft, Lande und Leute,“
und auf die Erklärung zuletzt, daß ihre Bewilligung
„nicht aus Pflichten, sondern lauter Liebe, Treue und
unterthänigem Willen“ erfolgen sollte.

Die Hauptabsicht eines von Johann Georg im
Jahre 1572 der neumarkischen und sternbergischen Rit-
terschaft ertheilten Beisatzes ist, den Adel zu versichern,
daß die von ihm auf fünf Jahre gemachte Bewilligung
seiner Privilegien, Freiheiten, altem Gebrauch, Beisatz
und Verpflichtungen zu keiner Einschränkung, Schaden
oder Verringerung dienen solle.

Vertrage 30 Jahre später erklärt der Kurfürst Johann Sigismund durch den Revers vom J. 1615, „es sey nicht Ihre Kurfürstlichen Gnaden Intent, daß aus den alten Verfassungen gegangen würde; vielmehr ließen Sie Sich dieselben beliben und gefallen, wollten sich auch hiemit und in Kraft dieses beständiglich verpflichten haben, daß solches immer und zu keiner Zeit, weder von J. R. Gn., noch auch Dererelben Erben und Nachkommen, Markgrafen und Kurfürsten zu Brandenburg, dahin ausgedeutet werden soll.“

Auch der große Kurfürst Friedrich Wilhelm bestätigte die Privilegien und Freiheiten der Stände wiederholtlich, zuletzt in dem Landtag-Recess von 1653, worin die früheren ihnen erteilten Reverse namentlich aufgeführt und erneuert wurden.

Von dieser Zeit an kam die Zusammenberufung der Stände zu allgemeinen Landtagen, und ihre Mitwirkung bei den Handlungen der Regierung außer Gebrauch. Die Grundzüge und Ansichten änderten sich. Die Macht der Landesherren erhob sich schnell zur Unbeschränktheit. Die Wirksamkeit der Stände wurde auf Gemeinde-Angelegenheiten ihrer Provinzen, ihrer Kreise, auf die Ordnung ihres Schulwesens beschränkt. Ihrer Zustimmung zu landesherrlichen Verfügungen wurde, wie es scheint, als überflüssig, ihr Verath als entbehrlich betrachtet. Ihre Privilegien und Ständerechte erhielten, als gemeine Privatrechte, den Schutz der Gesetzgebung, in so weit sie sich mit den Zwecken der letzteren vereinigen ließen. Die Guldigung der Schulden erfolgte als eine aller hergebrachte Gerechtigkeit.

Schon Friedrich, der erste König, machte zu der im J. 1632 ertheilten Bestätigung der landständischen Privilegien und Reversen den Zusatz: „so weit diese Reversen nicht durch centrale Observanz oder eidgenössige Verordnungen und Special-Rescripte, entweder von Unserm in Vorn ruhenden Herrn Vater's Gnaden Erblichmüldessen Andenkens, oder von Uns selbstem geändert worden.“

So war also die Wandelbarkeit dieser Privilegien, und daß sie nicht weiter als eine geschliche Brückstange zwischen Regierung und Volk zu betrachten wären, auf das Bestimmteste ausgesprochen. Noch deutlicher liegt dieses in dem Bescheide, welchen der König Friedrich Wilhelm I., im zweiten Jahre seiner Regierung, den Ständen ertheilte, als sie ihn um Bestätigung ihrer Privilegien, namentlich des Landtag-Recesses von 1653, gebeten hatten. Es heißt darin:

„Es werden E. Königl. Majestät bei Dero Regierung jedesmal Dero vornehmste Sorgfalt darauf machen, daß die Berechtigte in Dero Landen blühen, ein jeder das Seinige ohne allen ihm gemachten Einbrüchen ruhig besitzen, auch zu demjenigen, was er von Andern zu fordern hat, ihm schleunigst verholfen werden möge. Was aber die allegirten Reversen und in specie den im anno 1653 anbelanget, da können E. Königl. Majestät, welche nichts, was Eie nicht königlich und unverbrüchlich zu halten gebieten, jemahlen versprechen wollen, zur Confirmation solcher Reversen sich nicht so schlichterhandt erklären, Eie setzen denn gedehnt genam und gründlich inspectirt, ob und wie weit solche Re-

esse auf die folgende Zeiten annehm applicabile, und es nicht ein und anderes, so zu des Landes mehrtem Flor und Ansehen dienen könnte, darin zu ändern und zu verbessern sey, u. s. w."

Der *Salus publicus* wurde also von nun an das höchste Staats-Grundgesetz, und die Auslegung und Anwendung dieses bedeutigen Befehls das ausschließliche Verrecht des Landesherrn und seiner Beamten.

Es ist schwer, noch mehr als 150 Jahren, während die Rechte der Städte Hinsichts ihrer Theilnahme an der allgemeinen Landesregierung geruhet haben, mit Sicherheit anzuzeigen, worin diese Rechte eigentlich bestanden. Auch in den, diese Epoche vorhergegangenen zwei Jahrhunderten schwelt hieüber eine Dunkelheit. Das beste Mittel, unbestimmten Verordnungen eine sichere Gestalt zu verschaffen, ein förmlicher Streit darüber zwischen den Parteien, ist in unserer Geschichte nicht anzuwenden. Die Verfassungen bestanden sich seit mehreren Jahrhunderten im ungeschörten Besitze des unter und so vielfach besprochenen Kleinodes bürgerlicher Freiheit, und fanden darin so wenig etwas Außersordentliches, daß sie und nicht einmal eine vollständige Beschreibung seiner wesentlichen Merkmale hinterlassen haben. Es bleibt uns, um diese kennen zu lernen, nichts übrig, als die verschiedenen Gelegenheiten, wo von ihm Anwendung gemacht wurde, in Betrachtung zu setzen, ob und gleich dies in der That weder einen Begriff von seinem eigentlichen Wesen verschaffen, noch uns über die Vollständigkeit unserer Vorstellung davon eine Sicherheit gewähren kann.

Das vornehmste Recht der Stände, augenscheinlich die Quelle aller übrigen Ständerechte, bestand in der vollkommenen Unverletzlichkeit des Privat-Eigenthums, vermöge welcher das Volk mit seinen Abgaben und Steuern belegt werden konnte, ohne seine eigene Einwilligung. In den früheren Zeiten bildete jede Gemeinde, jede Stadt, jede Burgherrschaft für sich einen kleinen Staat, der in sich alle Zweige der öffentlichen Verwaltung ausübte, und die noch sehr unbedeutenden Kosten derselben in den Grenzen seines Gebietes auftrachte. Der große Staatsverband dieser durch Sprache, Sitten und gemeinschaftliches Herkommen zusammenhängenden, selbstständigen Körper, wurde nur in dem Verein der Stände mit dem Landesherren verwirklicht. Folglich hatte dieser auch auf den Staat kein Recht weniger, als das, ohne ausdrückliche Zustimmung der Stände, darin allgemeine Auflagen zu erheben.

Die deutschen Landesfürsten, und so auch der ungarische, besaßen, außer einigen, ihnen vom Kaiser und Reich verliehenen Regalien und Zöllen, weltläufige und einträgliche Domänen, mit schätzbarem Bezug auf die Kosten ihres Amtes, und mit der besondern Bestimmung derselben, hieraus die Mittel zur Erhaltung ihres Hofstaates und zur Führung ihres Landes-Regiments zu entnehmen. Ihre ganze Regierung nahm daher auch von diesen ihrem Kammerglücken den Anfang. Für diese besaßen sie die ersten Richter, und das erste Finanzregiment wurde aus den Einkünften dieser Güter gebildet, welche sie in ihrer Kammer oder Krone verwalteten ließen.

Kamen nun außerordentliche Erfordernisse, wozu dies landesherrliche Einkommen nicht hinreichte, so machten sie auf ihren Credit Schulden, verpfändeten die ihnen zugehörigen Städte und Schlösser; und wenn sie dadurch in Verlegenheit geriethen, so wandten sie sich an die Städte, mit der Bitte, einen Theil dieser Schulden auf sich zu nehmen, den Betrag vom Lande aufzubringen und damit den Landesherrn von seinen Schulden zu befreien. Hatten nun die Städte sich mit dem Fürsten auf eine bestimmte Geldsumme verglichen, so setzten sie einen Zeitraum fest, in welchem sie dieselbe in gleichmäßigen Abschlagszahlungen herbeischaffen wollten, und sie vereinbarten sich ferner, wie viel der Adel, wie viel die Städte, und nach welcher Eintheilung (Quotisation) die einzelnen Kreise und Gemeinden beizutragen hätten. Es war eine direkte Vermögenssteuer, deren Maassstab aber weniger durch eine wahre Abschätzung des steuerbaren Vermögens, als durch ein willkürlich Ermessen, und am meisten durch Verkommen, festgesetzt wurde.

Diese außerordentliche Landeshülfe, von der Art der englischen Subsidien, nannten unser Vorfahren *Boede*, *prætorie*, und bezeichneten so durch den Namen selbst ihren Grund, nämlich die Bitte des Landesherrn, die folglich den Mangel eines rechtlichen Anspruches voraussetzt.

Besondere Veranlassungen einer solchen Boede war die Verheirathung und Ausstattung der Töchter des kaiserlichen Hauses, eine sogenannte weltliche Niederlage, oder ein mit Bewilligung der Städte unternommener Krieg.

Für diese drei Fälle wurde diese uralte Steuer auch dann noch beibehalten, als unter Kurfürst Albrecht, im Jahr 1470, der Schoß in ihre Stelle trat: eine Art Tape, auf besondere Gegenstände des Privat-Eigenthums gelegt. Es gab einen Land-, oder Pfen-Schoß; Pferde-Schoß; Zeh-, Steuer-, Thor-, Thurm-, Martine-, Ueberden-, Hor-, Nahrungs-, Grund- oder Pfund-Schoß.

Dies war die Art der direkten Besteuerung des Landes. Eine indirekte nahm in der Zeh-, im Jahr 1403 unter dem Kurfürsten Johann, ihren Anfang, die sich als Wehl-, Schrot-, Bier-Zeh verschiedenlich gestaltete, und die Natur einer von Brot, Bier und Brauntwein erhobenen Consumtions-Steuer hatte.

Sowohl der Schoß, als die Zeh wurden Anfangs nur auf bestimmte Summen und auf eine festgesetzter Reihe, z. B. von fünf oder sieben Jahren, von den Ständen bewilligt, nach deren Ablauf nothwendig eine neue Zusammenberufung derselben, und eine neue Bitte des Landesherren erforderlich wurde. Allein so allgemein bereitwillig war auch jederzeit die Stände sehen, diese wiederholten Bitten zu gewähren, und dadurch dem Landesherren, wie es heißt, ein Zeichen ihrer Gunthigkeit und unterthönigen Treue darzulegen: so suchten sie doch die Verlegenheit desselben öfters zum Nachtheil des Landes zu benutzen, indem sie an ihre Nachgiebigkeit verschiedene Bedingungen knüpften. Sie trugen dann dem Landesherren die Bedürfnisse und Wünsche des Landes vor, in mehreren Artikeln, nicht eben systematisch, aber deutlich in ein Libell zusammenge-

faßt, welches den Titel Beschwerten, *gravamina*, führte, und aus deren gemeinschaftlicher Erörterung der Anfang der Berathschlagungen des Landtages gemacht wurde. Auf diese Art und Weise erfolgte demnach der landesherrliche Befehl, und damit wurde die auf die Huldigung der Stände ihren jedes Mal als *Rex* erhaltene unbedingte Zusicherung ihrer Privilegien und Freiheiten in die wirkliche Abhülfe mancher gemeinsamen Beschwerden und in die Gelassung mancher von den Ständen gewünschten neuen Anordnungen in des Landes System verwebt.

Dies ist das höchst einfache, und sich gleichbleibende Verfahren der Stände im Bezug auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Man darf sie eben so wenig für Gesetzgeber als für Regenten ansehen; sondern ihr Verhältniß zum Volk hat mehr die Eigenschaft bloßer Tribunen und Vorsprecher. Ihre Gewalt beruhte auf persönlichem Ansehen, auf der Drückendart der Zeit, und auf ihrer Unentbehrlichkeit für den Landesfürsten, um sich durch sie aus drückender Nothwehr zu helfen. Will man nicht mit Worten spielen, so darf man wohl nicht sagen, daß sie die sogenannte *Initiative* der Gesetzgebung ausübten. Eben so wenig läßt es sich erweisen, daß überhaupt zur Gültigkeit landesherrlicher Verordnungen, ausgenommen die auf Befestigung des Landes gerichtet waren, die Einwilligung der Stände ein wesentliches Erforderniß geworden sey.

Im Gegentheil, selbst die Landtag-Abschiede, welche auf ihrer Beschwerden erfolgten, haben ganz das Ansehen und den Ton landesherrlicher einseitiger Verordnungen.

gen, und sind von dem Fürsten allein vollzogen, wenn sie gleich in jedem Punkte die auf die Wünsche der Stände genommenen Rücksichten vor Augen legen. Hiervon unterscheiden sich gänzlich die eigentlichen Landtag-Acte, z. B. der d. d. Kaiserin den 23. Dec. 1614, und d. d. Edln a. d. Spree den 5. Febr. 1615, welche auch von Seiten der ständischen Abgeordneten eigenhändig unterschrieben und bezeugt sind, und sich durch ihren Inhalt als eigentliche Acte, d. h. als mehr Verabredungen und Paten zwischen Herr und Land, auszeichnen.

Auch in jenen Zeiten werden wir gewahr, daß der Landesherr sich nicht gerade für verpflichtet hielt, auf jeden einzelnen Antrag der Stände einzugehen, und eben so wenig pigt sich von Seiten der letztern jemals ein unbiegsames Beharren auf ihren Forderungen. Es heißt wohl öfters bei manchem Artikel ihrer Beschwerden, den in dem darauf erfolgten Bescheide: „Was dies betrifft, so werden Euch S. K. Gn. als ein löblicher Kurfürst wohl zu halten wissen;“ oder auch: „S. K. Gn. werden gütliche Einsicht thun, daß abgestellt werde, was durch die Ambelkrutze über als Perleuten und Gemeinheit vergenommen worden;“ ferner: „Ihres Verhoffens glaubten Sie nicht, daß dergleichen, als merckliche Beschwerde geführt, geschehen sey; auf die davon gemachte Anzeige wollten S. K. Gn. gütliche Einsicht thun, u. s. w.

Klingt das nicht mit andern Worten so: Wir werden und über den Grund Eurer Beschwerden anderweitigen Vericks ersatten lassen, und dann das ferner Rd.

thige verfügen; oder ihr könnt Euch überall unserer landesherrlichen Absichten versichert haben?

Bei dieser unscheinbaren Außensite der Rechte der Stände war ihr Einfluß auf die Regierung nicht desto weniger von der größten Wichtigkeit und vielumfassend. Es gab wohl keinen Zweig der obersten Gewalt, von welchem jener ganz wäre ausgeschlossen gewesen.

Die Landstände gaben uns ein Beispiel, daß der Landesherr seine Kriege in gewissen Fällen mit Rath der Stände unternahm, um diese zur Verpflegung der Kosten zu veranlassen.

Auch bei Schließung von Bündnissen wurde in manchen Fällen die Einholung ihres Rathes und ihrer Zustimmung für nöthig erachtet.

In einem Landtag. Novembe von Joachim II., des Jahres 1540, kommen die merkwürdigen Stellen vor:

„Zu dem wollen wir keine wichtige Sachen, deren dem Lande Beden oder Verderb gelegen, ohne unserer gemeinen Landständen Bewissen und Rath schließen oder beschließen.“

„Wir wollen uns auch in keines Verbandniß, dazu unsere Untertanen oder Landassen sollten und müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Land. Rätze begeben.“

Das Testament, wodurch Joachim I. die Regierung der Mark an seinem jüngeren Sohne Johann von Eßtern ausschließlich überließ, war mit Zuziehung der Stände abgefaßt.

Das weltliche und religiöse Verhalten des Landesherrn entzog sich nicht dem beobachtenden Auge der

Stände. Vorhergehend ist in dieser Hinsicht eine Stelle in Markgraf Johannes Kasimirus des von dem Kurfürsten Joachim denselben im Jahr 1539 ertheilten Reverses:

„So wollen wir uns auch hinführo vermaßen halten und tragen, wie wir solches gotz Gott dem Allmächtigen, der Allwissenden kaiserlichen und königlichen Majestät, als unserm allergnädigsten Herrn und obersten Oberherrn, mit gutem gewissen thun und sagt zu vermaßen haben.“

Auch die Hoffhaltung nahmen die Stände, wie von Kuchenzweigen, in Anspruch, und suchten sie von unnützen, dem Lande lästigen Verschwendungen zu reinigen.

Joachim II., bekanntlich ein Freund des Aufwandes, verspricht in dem Landtag-Recess von 1549, denselben einzuschränken, mit den Worten: „So wollen Wir unsere Hoffhaltung auch dergestalt anstellen und einrichten, daß keiner Hurath und Schaden verbleiben, und darob sein, daß keine Schulden mehr gemacht.“

Die besondere Rücksicht, welche die Landesherren auch in dem, was ihrer Hauswirtschaft angeht, auf die Vorstellungen der Stände nahmen, ergiebt sich auf eine sehr erfreuliche Weise aus dem Landtag-Beschluß vom 23. Dec. 1614, worin der Kurfürst Johann Sigismund sich also vernehmen läßt:

„Doch haben die Stände hierbei ausdrücklich bedungen, daß Sie hinführo von Ihrer K. Gn. mit keiner Contribution und Steuer ferner mehrmals beschwert werden. Ingleichen se haben sie auch Ihre K. Gn. allenthalb gute und nützliche Erinnerungen gethan, wegen Einrichtung des jetzigen reichthumigen Hofwesens, welches Ihre K. Gn. von ihnen in allen Gnaden aufgenommen, seend auch erlöbend, auf Verbesserung des Hofwesens sehr wirklichem bedacht zu seyn, wie auch die verwilligte Steuern mit allen Gnaden von ihnen zu erkennen und gegen sie zu erwiehren.“

Selbst in den Angelegenheiten, welche ganz Privatfache des Herrn zu seyn schienen, weil sie sein besonderes Eigenthum, die Kammergüter, betrafen, erlauteten sich die Stände eine Einmischung, und wurden dazu für befugt erachtet.

Es heißt in dem Landtag-Notiz von 1472 des Kurfürsten Albrecht: „Sie (die Stände) haben uns auch gebeten und ersucht, daß wir unsern Erben und Nachkommen hinsichtlich unser erblich Schatz, Land und Leute, die wir jetzt haben, und die Sie uns lösen, nicht vergebren, verkaufen, verpfänden, sondern Sie unabhänktlich bei diesem Fürstenthum behalten.“ Solches alles hat denn der Kurfürst für sich, seine Erben und Nachkommen unwiderruflich und unverbrüchlich zu halten versprochen.

Nach der Kurfürst Johann Georg ertheilt den Ständen in dem neunhundertfifften Landtag-Notiz vom J. 1572 ein ähnliches Versprechen: „wollen auch, ohne Rath der Landschaft von unsern Länden und Leuten, was wir die jetzt haben, nicht vergebren, vergebren oder verkaufen.“

Durch solche erlassene landesherrliche Verordnungen hielten die Stände sich für berechtigt, ihrer Kritik zu äußern, und Erinnerungen dagegen zu machen; und wir finden, daß diese eine ständige Sammlung und Erhaltung durch Zufälle zur Folge hatten. (Beispiel der Landtag-Notiz von 1527.)

So war bei den Verfassern in der Kurmark Das, was gegenwärtig so viele Köpfe und Herzen beschäftigt, so viele Erwartungen und Wünsche erregt, eine Constitution oder Verfassung, wirklich vorhanden, in seinem Wesen kräftig und zweckmäßig, heilsamend für das Land, ein Schutz des Volkes gegen Erdrückung, ein Spiegel für die Regierung, ein Band des wechselseitigen Vertrauens zwischen beiden; doch leider nicht ein Werk der Besonnenheit, das uns noch gegenwärtig zur Nachahmung dienen könnte.

Der fest begründete Landfrieden, die Herrschaft des fremden, in seiner Grundlage despotischen Königl. Rechts, welches jaen in Deutschland unabhänkten Grundgesetz, quidquid princeps placuit, lex est, einführt; der dreißigjährige Krieg, der zur Errichtung eines stehenden Heers veranlaßte, und die Landesherrschaften in Einnahme veränderte; der Einfluß der französischen Sprache und Sitten, die sich wie eine Seuche über Deutschland verbreiteten; das Beispiel der Nachbarn Frankreichs; die ganz veränderte Art der Regierungsverwaltung; die ungeheure Vermehrung der Bevölkerung; das gesamt-

menschenlyen der verschieden gestalteten Glieder des Staatskörpers in eine einzige große Masse und die Abhängigkeit des Ganzen von dem deutschen Reich: — das alles waren zusammenfassende Ursachen, welche in kurzer Zeit das aus dem eiserneiten Alterthum herrührende Gebäude der Landesverfassung zertrümmerten, und das Volk von dem öffentlichen Leben zurückführten. Vor allen aber wirkte hier auch die Veränderung des Staatswesens, mit dem die Ständebefugnisse in so ungetrennter Verbindung waren.

Sobald eine bedeutende bewaffnete Macht im Staat bleibend wurde, war auch ein System fortdauernder Besteuerung des Landes ganz unentbehrlich.

Nach unter Georg Wilhelm, welcher im Jahr 1640 zur Vertheidigung des Landes eines kleinen Heerhaufens bedürftig war, wurde dieser von den Ständen nur auf drei Monate bewilligt. Die Städte versprachen, für diesen kurzen Zeitraum 1000 Reichte oder Fußvolk zu werden und zu besolden. Die Ritterschaft versprach 300 Reiter. Der Kurfürst übernahm die Fertigung von drei Corcoris für die Reiter und fünf Fahnen für das Fußvolk. Als die drei Monate abgelaufen waren, mußte ein neuer Landtag gehalten werden, um die Verlängerung zu bewirken.

Über unter dem großen Kurfürsten wurde „zu besserer Erreichung (wie die Verordnungsart sagt) des vor die Soldatesque bedürftenden Unterhalts und anderer hochbedürftigen Ausgaben“ eine Auflage von ganz unbegrenzter Dauer, durch die Reichs- und Steuerordnung vom 30. Juli 1641 eingeführt, wiewohl auch diese Auflage noch auf einer allgemeinen Versammlung der Stände von ihnen bewilligt war, und sogar in die Gemeintheile der Ritterschaft und Städte, und in die besondere Kasse jedes dieser beiden Stände floß.

Als es nun dahin kam, daß die Regierung ohne Steuer keinen Augenblick mehr bestehen konnte, so mußte wohl die sonst so wesentliche Einwilligung der Stände in deren Anlage und Fortdauer als sich von selbst verstehend angesehen werden und in eine bloße Höflichkeit ausarten. Was hätte nun noch die Weigerung der Stände für einen andern Sinn haben können, als

den eines Versuches, die Umwandlung des Bestehenden zu erzwingen, wozu das Volk niemals geneigt gewesen ist, oder auch bloß die Veranschlagung einer Art von Steuer mit einer andern, wobei aber stets zu beherzigen war, daß alle Steuern drücken, und daß am Ende, nach dem alten Sprüchwort, die alten Klenden jederzeit bequemer sind, als die neuen?

Jene von uns bemerkten verändernden Ursachen hatten denn auch, was das Wichtigste war, eine gänzliche Umkehrung der Begriffe des Volkes zur Wirkung.

In der früheren Zeit war die Steuer-Freiheit des Landes das Grundprincip. Die dagegen gerichteten Ansprüche mußten durch irgend einen Rechtsanstoß, wozu die ausdrückliche Einwilligung der Stände gehörte, dargezogen werden.

Gingegen hierr man, was in dem, von Friedrich Wilhelm I. im J. 1718, über die sogenannten principia regulativa der Grundsteuer erlassenen Edict als Hauptprincip aufgestellt wird.

„Und zwar so sehen Wir als eine unabwiegliche, in der Natur selbst gegründete, und mit dem Edict- und weltlichen Rechten einstimrende Regel, daß derjenige, welcher in einem Lande obrigkeitlichen Schutz genießt, die gewöhnlichen *signa subjectionis* zu praestiren, und ins besondere die zum Schutz des Landes erforderlichen *onera* zu tragen schuldig sey. Daber denn gegen alle in einem Lande gezogenen Güter die rechtliche Vermuthung ist, daß sie in genere den *Collectis* unterworfen sind, und daß derjenige, welcher wider diese *ex jure naturae et civili* herrschende Regel einige Exemption oder Freiheit sich arrogiren will, seinen *titulum exemptionis* gehörig erweisen müsse.“

Der ehemalige Schoß wurde gegen das Jahr 1726 in die Contribution des platten Landes verwandelt; eine Art von Einkommensteuer auf die verschiedenen Zweige des ländlichen Gewerbes gelegt, verbunden mit einer Kopfsteuer auf die kleinen Leute. Sie war anfänglich, gleich dem Schoß, aus welchem sie entsprang, eine sich nach den Bedürfnissen richtende steigende und fallende Abgabe, bis Friedrich II. im Jahr 1748 sie nach dem damaligen Etat größten Theils fixirte. Von dem un-

springlichen Schoß war noch ein Hebernst geblieben, der aber bloß zum Schut der Schullen erhoben wurde, die in früheren Zeiten von dem Ritterschafts- und von dem Erdoth-Corpus übernommen waren.

Nach die Feste wurde mit jedem Ablauf der ihr vorgeschriebenen Zeit verlängert, endlich blosend, und zuletzt im Jahr 1766 unter Friedrich dem Großen von der Weise verschlungen.

Das Hauptgeschick der Erände, nach allgemeine Landesfachen betraf, war bernigt. Die daran schicksten andern Geschäfte derselben mußten damit ebenfalls ausführen. Die neue Staats-Theorie hatte nicht bloß bei der Regierung ihre Verhänge, sondern selbst bei Seiden und Volk willkommene Aufnahme gefunden. Die Empfehlungsgründe lagen in der vaterländischen Erziehung wahrer Landesherren: in dem Wachsthum des Landes; in dem Schatz, den die Justiz dem Privatigenthum und der persönlichen Freiheit des Einzelnen gewährte. Die Mitglieder der Erände fanden zum Theil als Räthe des Fürsten ihren Vortheil in der veränderten Lage der Dinge. Für das Volk hat es immer etwas Verführerisches, sich aller öffentlichen Sorgen zu entziehen und das Heil des Staats seinen Vornehmern anheim zu stellen.

So verlieren die Erände der Normall ihren öffentlichen Charakter, als wesentliche Bestandtheile des Staatsbepers, fast gänzlich, und treten wieder in den Wirkungsbereich solcher Ländr Ständen, die sich mit Kreis- oder Provinz-Angelegenheiten, hauptsächlich aber mit dem Credit und Schuldwesen ihrer Provinzen, beschäftigen.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XXI.

Die Periode von Julian bis auf Theodosius den
Großen.

Julian verdankte seine Erhebung auf den römischen Thron, wie wir gesehen haben, nicht sowohl seinem Verdienste, als der Eifersucht, welche Julius Generale bewegte, sobald der ehrenwürdige, von Allen geschätzte, Callus das Diadem ausgeschlagen hatte.

Die Wahl, die man getroffen, war indeß nicht weniger als glücklich. Bei der Lage, worin sich das römische Heer befand, bedurfte es eines Imperators von den größten persönlichen Eigenschaften; ein solcher aber war der kühnste Feind der Welt nicht. Entsetzt, nur seinem Vergnügen zu leben: woher hätte er den unermesslichen Muth nehmen sollen, dessen unerschöpfliche Kraft allein im Stande war, ihn und das Reich zu retten! Die Aufgabe war, ein zerstücktes Heer noch Mesopotamien nachzuführen, und alle die Hindernisse zu überwinden, welche sich dem Rückzuge entgegen

stellen. Der Weg führt durch ein unbebautes Land; und hatte man das Ufer des Tigris erreicht, so kam es darauf an, diesen reißenden Strom ohne Schiffsbrücke zu passiren.

Keine Heber schildert die Beschwerden, welche das römische Heer auf diesem Zuge zu ertragen hatte: es waren die, wodurch vor wenigen Jahren die von Modestus nach Deutschland zurückkehrenden Franzosen aufgerieben wurden, nur daß die Römer das von der Hitze kisten, was die Franzosen und ihre Verbündeten von der Kälte zu ertragen hatten. Von Julian's Tode unentrichtet, hat Sapor alles auf, was zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres beitragen konnte. Die Verfolgung zu beschleunigen, wurde die persische Nachhut durch zehn tausend Mann Reiterei verstärkt. Bald kam es zu Gefechten, in welchen die römische Nachhut unterlag: ganze Legionen wurden aufeinander gesprengt; und so groß war der Schrecken, daß mehrere Offiziere über die vergebliche Bemühung, die Soldaten zum Stehen zu bringen, ihr Leben einbüßten. Die wachsende Noth lehrte zuletzt, was den Anführern nicht gelingen wollte; und sobald das Heer sich wieder gebildet hatte, siegte die Kunst der Römer über die Tapferkeit der Perser. Vier Tage nach Julian's Tode waren die Römer, von der persischen Reiterei mehr beobachtet als verfolgt, zu Samarra auf dem linken Ufer des Tigris angelangt, als sich ihnen die große Schwierigkeit darbot, ohne Schiffsbrücke über den Fluß zu gehen. Fünfhundert Gallier und Germanen, genöthigt über den Rhein und die Donau zu schwimmen, machten sich anheischig, das

entgegengefezte Ufer zu erobern; und hierin mußte man ihnen nachgeben, wenn man überhaupt gerettet seyn wollte. Im Dunkel der Nacht durchschwammen sie den Tigris, und überraschten einen unbewachten Posten des Feindes; und als sie am folgenden Morgen die verabredeten Zeichen von dem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens gaben, gerieth auf dem linken Ufer alles in Bewegung, um den Uebergang bewerkstelligen zu helfen. Der Gedanke war, auf einer Brücke von aufgeblasnen Thierfellen, welche durch eine Lage von Erde und Faschinen gesichert werden sollte, über den Tigris zu gehen. Schon war man seit drei Tagen mit dem Bau dieser seltsamen Brücke beschäftigt, als man von einer Friedensbootschaft überrascht wurde.

Der kluge König von Persien hatte bei sich selbst bedacht, daß die Vortheile, welche man den Unterhandlungen verdankt, weit sicherer sind, als die, welche sich von Siegen herschreiben, weil in dem Verhältnisse großer Reiche eine erlittene Niederlage nur allzu bald überwunden wird. Gab es irgend einen Zeitpunkt, wo die von seinem Reichthum abgetrennten Provinzen zurück zu erhalten waren: so war es der gegenwärtige. Ohne irgend eine bestimmte Absicht zu verrathen, lautete Sapor's Antrag auf Frieden; und da das römische Heer des Friedens nur allzu bedürftig war, so wurden der Präfect Cassius und der General Arinthus ohne Zeitverlust in das Lager des Königs gesendet. Inzwischen hätte Jovian alles aufdienen sollen, sein Heer in Sicherheit zu bringen; doch indem er dies vernachlässigte, brachte er sich in die traurige Lage, Sapor's Friedensbo-

dingungen ohne Widerrede annehmen zu müssen. Diese waren: 1) Uebertragung der fünf Provinzen jenseits des Tigris; 2) Uebertragung der Seidenstrasse Bithynien und der Hauptfestungen Mesopotamiens; 3) Aufhebung des bisherigen Schutzverhältnisses mit dem Könige und dem Königsreiche von Armenien; 4) ein Waffenstillstand auf 30 Jahre, verbürgt durch gegenseitige Geiseln. Es machte schmerzen, daß man genöthigt war, solche Bedingungen einzugehen; aber man nahm sie an, selbst ohne irgend eine Ausrüstung für den Krieg zu erhalten zu können.

Der Uebergang über den Tigris geschah an Stellen, wo er am wenigsten gefährlich war, und kam ungefähr eben so zu Stande, wie der Uebergang der Franken über die Pyrenäen. Bithynien, welches sich in der That gegen die Kaiserertheil verteidigt hatte, mußte, wie wegen es sich auch bequeme, den Verfügungen des Friedensvertrages weichen; dasselbe Schicksal hatten die Festungen Mesopotamiens, und weil den Bewohnern dieser Städte keine andere Wahl gelassen war, als sich mit ihrer kaiserlichen Hatz in das Innere des römischen Reiches zurückzuziehen, so entstand sogleich ein großer Mißvergnügen über einen Frieden, in welchem das Heer zum Nachtheil des Reiches stipuliert hatte: ein Mißvergnügen, das sich nur allzu schnell verbreitete. Zum ersten Male war der Deus Terminus geschieden; und die Schande schien um so größer, weil es vertragsmäßig geschieden war. Laut klagte man den Imperator an *).

*) Die gleichzeitigen Schriftsteller wollen diese Stimmung.

Julian, hienach in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, mußte auf Mittel denken, die Achtung der Römer auf einem andern Wege wieder zu gewinnen. Das wirksamste schien ihm die Zurücknahme der Verordnungen, wodurch sein Vorgänger den Polytheismus auf eine so auffallende Weise begünstigt hatte. Auch versuchte er die beabsichtigte Wirkung nicht. Schon von Anfang aus verständigte das kaiserliche Constanz (das Panier des Kreuzes), an der Stelle des von Julian beseitigten römischen Adlers den Legionen übertragen, was man von dem Glauben des neuen Imperators zu erwarten habe; und so wie der Markt von richte, vervielfältigten sich die Beweise von Julian's Glaubensart oder Politik in den Gesetzbüchern an die Substanten der einzelnen Verordnungen, welchen er ausdrücklich befohl, die christliche Religion zu beschützen. Im Laus wurde Julian's einbalsamirter Leichnam zur Erde bestattet, und wohl mochte es dem neuen Imperator gefallen, daß, während die Christen ihre Stiche nicht unterdrückten, die Schauspieler, welche nicht minder dem Verstorbenen gram waren, weil er ihre Kunst gering geachtet, ihren ganzen Witz aufboten, in seiner Person ein seltsames Gemisch von Erhabenheit und Schamlosigkeit darzustellen, worin er halb dem Alexander und halb dem Diogenes glich. Ein fabelhaftes Gerücht wurde dem Hingestrichenen an dem Ufer des sal-

Am bittersten rüht sich Libanius mit seltener Pathoskraft für seinen Jünger Julian, Catophris bei Mägdanz gung, dessen Frieden achthonzig, aber unthätig, ja nutzlos.

ten klaren Eydnus errichtet; aber die Grabmahl befrichtigte selbst seine Verehrer nicht, von welchen die Einen behaupteten, daß er seine Grabstätte unter den alten Denkmählern römischer Tugend auf dem Marsfelde hätte finden sollen, während die Andern die Gärten der Akademie als die seiner würdige Ruhstätte bezeichneten. Wie war man über den moralischen Werth eines Helden nicht getheilt; wie hatte man nicht Ursache dagegen schwerlich gab es jemals einen Helden, der so viel Vernunft mit so viel Unvernunft paarte, wie Julian.

In kleinen Märchen hörte sich Jovian der Hauptstadt Epheus, ausreißend weil er vor seiner Ankunft in Constantinopel erfahren wollte, wie sich die Meinung über ihn aussprechen werde. Bald fand er Gelegenheit zu bemerken, daß er sich in seinen Voraussetzungen nicht betrogen hatte. Allzu groß war seit mehr als viertehalb Jahrhunderten die Parthei der Christen im römischen Reich, vorzüglich aber in den östlichen Provinzen, geworden, als daß sie nicht hätte den Ausschlag geben sollen. Leicht vereinigte man sich also in den Fehdeerhebungen, deren Gegenstand der fromme Nachfolger Julianus war. Nur das Einzige schmerzte, daß man noch nicht wußte, welches Glaubensbekenntniß, welche Synode er zum Maßstab der Rechtsgleichheit erheben werde. Kaum war der Bruch der Kirche wiederhergestellt, so erwachten alle die Leidenschaften, die, indem sie angeblich der Wahrheit geweiht sind, nur der Ehrsucht dienen. Es geschah damals, was sich seitdem bei Thronveränderungen oft wiederholt hat: die Sektenführer wetteiferten, einen ersten

günstigen Eindruck auf den neuen Regenten zu machen, weil sie aus Erfahrung wußten, wie viel davon für spätere Erfolge abhänge. Mit den Wagen heimatlicher, arianischer, halbarianischer und eusebianscher Bischöfe waren die Poststraßen von Edessa nach Antiochien besetzt, und jeder von ihnen beabsichtigte nichts Geringeres, als allen übrigen den Rang abgelaufen. Selbst der fromme Nihenasius vermangelte nicht, sich aus seiner Zurückgezogenheit hervor zu reagen, um in einem Alter von mehr als sechs Jahren noch einmal die Gemeinde von Antiochien zu leiten. Man denke sich den Audienzsal eines, in einen Imperator umgeschaffnen, ersten Kammerherren mit Geistlichen angefüllt, die durch metaphysische Argumente und leidenschaftliche Ermahnungen um den Vorzug streiten. Vergeblich ermahnte Jovian zur Mäßigung, zur Eintracht, zur christlichen Liebe; vergeblich verwies er die Eitelstehenden auf den Ausspruch eines zu veranstaltenden Concils: dies alles galt nur für Gleichgültigkeit; und nicht eher beruhigte man sich, als bis er sich für das nicäische Glaubensbekenntniß erklärt hatte, vielleicht aus bloßer Angst, vielleicht aus Achtung für den Charakter des Nihenasius. Die Tempel der Heiden wurden so gleich geschlossen, und sichen rechneten die Christen darauf, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen werde, frühere Bekleidungen — zu verpöhlen oder zu rösten, als die Befestigung der heidnischen Welt noch einmal durch eine Duldungs-Verordnung gemäßiget werde.

In dem Zeitraum von sieben Monaten waren die römischen Truppen nach Antiochien zurückgekehrt, nach-

dem sie alle Beschwerden des Krieges, des Hungers und des Klima ertragen hatten. Sie rechneten auf einen langen Aufenthalt in Syrien; allein die Gurchesamkeit Zenons kürzte denselben ab. Unfähig, den Speet der Anwohner zu ertragen, eilte er nach Constantinepel. Gegen seine Erwartung war im Reiche alles ruhig geblieben; und als er dem Taurus herabgestiegen war, wurde er bei seinem Eintritt in Dyana, die Hauptstadt Cappadociens, von den Abgeordneten der westlichen Heere begrüßt. Von Dyana eilte er nach Antyra, der Hauptstadt von Galatien; und hier war es, wo er seinem Sohne, der noch ein Kind war, die Benennung und die Abzeichen der Consular-Würde annahm. Nicht lange darauf (1. Jan. 364) ward eine unbedeutende Stadt zwischen Ancon und Nice, Dadastiana genannt, das Ziel seiner Reise und seines Lebens. Nach einem reichlichen Abendessen fand man ihn am folgenden Morgen todt in seinem Bette, vergiftet, wie Einige behauptet haben, durch Pilze, die er in Uebersmaß genossen hatte. Eine längere und glücklichere Regierung hatte ihm der fromme Athanasius beim Abschied versprochen; und da der Charakter und das Leben dieses Mannes so viel Aufgezeichnetes haben, die Schilderung von Jedem aber auch dazu beitragen kann, den Leser mit dem eigenthümlichen Geiste der christlichen Kirche im vierten Jahrhunderte noch vertrauter zu machen: so wird eine Abschweifung, deren Gegenstand der Erzbischof von Nicandrien ist, hier nicht am unorthorn Orte seyn.

Das Concilium von Nicäa gab der christlichen Kirche nicht die Einheit, welche in Constantinisch beschloffen liegen mochte: der Arianismus lebte fort; und dennoch er sich in gewissen Schranken hielt, so dauerte seine Auflösung doch nur bis zum Tode des großen Imperators. Nichts leistete dem Homöusianen so viel Vortheil, als jenes Testament, welches Eusebius von Nikomedien dem jungen Sohne des Verstorbenen gab. Sobald die scheußliche Hinrichtung der Brüder und Neffen Constantius erfolgt war, diente ein gemeinschaftliches Verbrechen zur Grundlage einer gemeinschaftlichen Sache; und weil der Imperator, seine Eutachen, seine Minister und selbst ein Theil seiner Generäle ein und dasselbe Schicksal mit den Arianern zu bewahren hatten, so durften diese ihr Haupt desto höher erheben. Nie konnte sich seitdem Constantius von dieser Seite; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß sie in jeder Hinsicht den Charakter seiner Regierung bestimmen.

Im Leben aber kommt es nicht sowohl auf die Meinungen an, als auf das, was sich an diese Meinungen hängt. Die christliche Moral hätte mit der Homöusie eben so wohl bestanden können, als mit der Homöusie; der ganze Unterschied war ein Jota. Allein, wenn auf irgend einen Glauben eine Herrschaft gegründet ist, so erfordert die Erhaltung der Legieren, daß der erste unerschütterlich bleibe, weil der Glaube das Gesetz vertritt, die Güte des Gesetzes sich aber durch seine Strenge bewährt. Was ich also auch zum Vortheil der Arianer sagen lassen möchte: immer

waren sie Theologen, und, als solche, mußten sie Denjenigen verhaftt seyn, welche begriffen hatten, wie sehr ihre Autorität auf fest stehenden Glaubensbekenntnissen beruhte.

Zu den Vätern nun, welche im vierten Jahrhunderte hierüber aufgeführt waren, gehörte auch Athanasius, nachmaliger Erzbischof von Alexandrien. Erzogen im Hause des Erzbischofs Alexander, und durch diesen eingeweiht in die bischöfliche Politik, hatte er sich bereits als Prediger zum Gegner des Arianismus aufgeworfen. Als er nicht lange darauf zu Nikäa erschien, ward er durch die Besonnenheit seiner Erklärungen und die Festigkeit seines Charakters ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Schon fünf Monate nach seiner Zurückkunft nahm er den erzbischöflichen Stuhl von Alexandrien ein: so groß war das Bedürfniß, in dieser vollreichen und parteiüchtigen Stadt einen Mann von großen persönlichen Eigenschaften an der Spitze der Geistlichkeit zu haben! Es mochte viele geben, welche den Athanasius an Bekanntheit und selbst an Beredsamkeit übertrafen; aber schwerlich wurde er von irgend Einem an Klugheit, an richtiger Beurtheilung der jedesmaligen Umstände, an Kenntniß des Ganges der Begebenheiten, und an derjenigen Ergebung übertraffen, vermöge deren man nie Bedenken trägt, dem Sturm des Augenblicks auszuweichen.

Best entschlossen, die Homo-unst, wenn es seyn mußte, mit seinem Leben zu vertheidigen, wagte Athanasius, dem großen Constantin Widerstand zu leisten, als dieser darauf drang, daß Arianismus in die kaiserliche

Gemeinschaft wieder aufgenommen werden sollte. So viel Ungeschmeidigkeit konnte der Imperator verzeihen, nachdem er sich selbst für die Homo-äusie erklärt hatte; aber die Anhänger des Arians betrachteten, von diesem Augenblick an, den entschlossenen Athanasius als ihren gefährlichsten Feind; und da ihm auf keinem andern Wege beizukommen war, so stellten sie den Erzbischof von Alexandria als einen solchen Tyrannen dar, welcher den, auf dem nicäischen Concilium mit den Arianern abgeschlossenen Vertrag verletzt habe. Allerdings hatte Athanasius diesen Vertrag gemißbilligt; doch hatte er sich hiernach keine Verfolgung erlaubt. Noch andere Verbrechen wurden ihm zur Last gelegt: dahin gehörte, daß er in einer von den Kirchen von Konstantin den Reich zerbrochen, sechs Bischöfe eingekerkert oder gepeinigt, und den siebenten Bischof von derselben Kirche, Namens Ursinios, todt getödtet, doch wenigstens verschüttelt habe. Von allen diesen Beschuldigungen war die eine eben so ungegründet, wie die andere; da aber Constantin nicht vermeiden konnte, darauf einzugehen: so wurden nach einander die Synoden von Cäsarea und Tyren angeordnet, wo die Bischöfe des Ostens die Sache des Athanasius entscheiden sollten, ehe sie zur Einweihung der Auferstehungskirche zu Jerusalem schritten. Der Erzbischof von Alexandria kannte den Parteiligkeit allzu gut, um nicht zu wissen, daß, ihm gegenüber, auch die vollkommenste Anschuldigung nicht aufhalten kann. Mit glücklichem Erfolge wich er der Synode von Cäsarea aus; als aber Constantin darauf bestand, daß er sich vor das Concilium von Tyren stel-

len sollte, schiffte er sich mit seinen Presbytern und vielen anderen Geistlichen, unter welchen sich auch Ursinus befand, dahin ein. Die Leitung des Conciliums war dem Eusebius von Caesarea anvertraut worden; und gerade dieser Eusebius war der entscheidendste Grund des Unglücks. Die Vorrede von Meletius und Epiphanius traten nur allzu bald über die Lippen des Vorsitzenden, und, wiederholt von dem Eifer seiner Anhänger, sagten sie an, allgemeinen Glauben zu finden, als Athanasius sich von dem ersten dadurch reinigte, daß er den Ursinus wohlbehalten versührte, und sogleich in Hinsicht des jüdischen Reiches bewies, daß das Dorf, wo er diesen Trevel begangen haben sollte, nie im Besitz eines solchen Reiches gewesen wäre. So widerlegt, blieb dem Concilium kein anderer Ausweg offen, als eine Commission zu vereinen, welche die Beschuldigung an Ort und Stelle untersuchen sollte. Der Eifer des Athanasius war allzu fest beschloffen, als daß man sich diese Maßregel hätte versagen können; und obgleich dieselbe wegen des eifervollen Widerstandes ägyptischer Bischöfe nicht durchgeführt wurde, so verurtheilte doch das Concilium von Tyrus den Primas von Aegypten zur Absetzung und zur Verbannung. Athanasius war nicht zugegen, als dieser Ausspruch erfolgte. Kaum von demselben unterrichtet, schiffte er sich nach Constantinopel ein, die Gerechtigkeit des Imperators anzufluchen. Es gelang ihm, alle die Hindernisse zu besiegen, welche einer Audienz entgegen standen. Gänzlich vernahm Constantin die Rechtfertigung des Erzbischofs; als aber die Mitglieder des Conciliums von Tyrus sich verantwor-

festen, zogen sie den Imperator dadurch auf ihre Seite, daß sie zu den übrigen Verschuldigungen noch die hinzufügten, Athanasius habe, um sich zu retten, die Transportschiffe aufhalten wollen, welche die zweite Hauptstadt des Reiches mit Korn versorgte. Constantius mochte an diese Verschuldigung glauben, oder nicht; sein Ausspruch schloß eine Verbannung nach Gallien in sich. Ein und zwanzig Monate brach Athanasius in Exil zu, wo er, wie man sagt, das Wobschwerfen einführte.

Constantius' Tod befreite ihn von der Verbannung, und ein Exilt des jüngeren Constantin, der sich von seiner Unschuld überzeugen ließ, gab ihm seinen erzbischöflichen Wohnsitz zurück.

Doch gleichzeitig hoben die Intrique an, welchen die Arianer, einen längeren Zeitraum hindurch, ihren überwiegenden Einfluß verdankten. Athanasius hatte also seit seiner Rückkehr noch nicht drei volle Jahre die Gemeinde von Alexandrien als Erzbischof vorgestanden, als, unmittelbar nach dem Tode des jüngeren Constantin, zwanzig arianische Bischöfe sich in Antiochien versammelten, vergeblich, um die Kirchbrake zu weichen, der wahren Absicht nach, ihren Feind zum zweiten Male zu führen. Zu diesem Entzweck entwarfen sie ein weitbeutiges Glaubensbekenntniß, und fünf und zwanzig Canones, welche noch immer die Disziplin der rechtgläubigen Kirchen regeln. Unter andern setzten sie fest, „daß, welcher Bischof auf den Ausspruch einer Synode abgesetzt werde, nur auf den Ausspruch einer Synode wieder eingesetzt werden könne.“ Die Anwendung davon wurde sogleich auf den Athanasius gemacht; und

wie hätte die Folge wohl anders ausfallen können, als so, daß seine Absetzung bestätigt wurde! Ein gewisser Gregor erhielt seine Würde, und der Präfect Philageneus wurde angewiesen, den neuen Primas durch die Civil- und Militär-Macht seiner Provinz zu unterstützen.

Unfähig, der Verführung zu widerstehen, welche die asiatischen Bischöfe gegen ihn in Gang gebracht hatten, verließ Athanasius Alexandrien, um sich in den Schutz des römischen Erzbischofs zu begeben, dem eine Gelegenheit, sein Ansehen geltend zu machen, nicht unwillkommen seyn konnte. Wirklich nahm sich der stolze Julius — dies war der Name des Klerik — des Unverdrüßlichen mit allem Nachdruck an; und die Folge davon war, daß sich ein Concilium von fünfzig italischen Bischöfen für die Unschuld des Athanasius erklärte. Doch erhielt er deshalb seinen erzbischöflichen Stuhl nicht zurück. Der Imperator Constant, für den Verfolgten gewonnen, war leicht bereit, eine Versammlung zu veranstalten, welche für die Repräsentation der katholischen Kirche gelten konnte; allein kaum waren die Bischöfe des Ostens mit denen des Westens zusammengetroffen, als sie sich dem einander trauten, und sich gegenseitig für Feinde des wahren Gottes ausgaben. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich zum ersten Male, daß zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eine Kluft besteht, welche seitdem nie hat ausgefüllt werden können. Athanasius, von seinen Feinden verlassen, sah sich genöthigt, sich desto enger an den Imperator Constant anzuschließen, mit welchem er an verschiedenen Orten in Frankreich und Italien Zusammen-

künfte hatte; und da die Macht des jungen Monarchen groß genug war, um eine geistliche Sprache zu gestalten, so kam es nur allzu bald dahin, daß Constant seinem Bruder Constantius erklärte: „wessen die Wiedereinsetzung des Athanasius nicht auf der Stelle erfolge, so werde er ihn auf einer Flotte zu seinem episcopätschen Stuhle zurückführen.“ Constantius, der noch immer in den persischen Krieg verwickelt war, berechnete die Folgen eines solchen Zwistes, und fand für gut, den wiederholten Mahnungen seines Bruders nachzugeben. Athanasius erhielt also die Erlaubniß, nach Alexandrien zurückzukehren. Doch ehe er davon Gebrauch machte, drang er auf Zurückberufung seiner Anhänger, und Wiederherstellung ihrer Verrechte; und erst als beides bewilligt war, ging er durch Syrien, Äthen, Egypten nach Aegypten zurück. In Nicäa hatte er eine Zusammenkunft mit Constantius, der ihn freundlich umarmte, und ihn um die Gefälligkeit bat, in Alexandrien eine einzige arianische Kirche zu gestalten. Athanasius trug kein Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, wofern man seiner Parthei in jeder Stadt des Reiches dieselbe Duldung gestatten wollte. Man sieht hieraus, auf welchem Fuße die Bischöfe schon im vierten Jahrhunderte mit ihrem Souveränen standen. Der Einzug des Athanasius in Alexandrien glich einem Triumphzuge; und je theurer Abwesenheit und Verfolgung ihn den Bewohnern dieser Stadt gemacht hatten, desto unbegründeter wurde sein Ansehen.

Ein Bürgerkrieg war glücklich vermieden worden; aber Athanasius hatte vergessen, daß, wer seinen Sou-

verda zur Verstellung zwingt, auf keine aufrichtige
Verzihung rechnen kann. Nach dem Tode des Con-
stantius, und noch der eadlichen Befiegung des Magnen-
tius, gihlen sich die mehrere Gefinnungen des Constan-
tius, und in ihnen der ganze Charakter dieses Imperators.
Da allgemein gesagt wurde, Athanasius habe für den
Usurpator gehandelt, so lag hienin Vermandes genug, sich
eines treulosen Bischofs zu entledigen. An einem Diener
heimlicher Rache würde es nicht gefehlt haben; ein sol-
ches Verfahren lag aber nicht in dem Geschmaek des Con-
stantius. Auf eine recht förmliche Weise wollte er
die Absetzung des Athanasius betreiben; und da der
Auspruch des Conciliums von Lyons nie ausdrücklich
jurdgenommen war, so sollte derselbe durch ein neues
höchst glänzendes Concilium bekräftigt werden. Dieses
wurde nach Mailand zusammenberufen. Wirklich ver-
sammelten sich daselbst an dreihundert Bischöfe. Es
zeigte sich indeß, daß die westliche Kirche bereits einen
andern bestimmten Charakter angenommen hatte, als daß
die Cephäleren der Trienter auf der einen, und die
Beflechten der Eumachen auf der andern Seite viel ver-
mecht hätten. Liberius, Erzbischof von Rom, Osius
von Cordoba, und nach ihrem Beispiele Mehrere, dran-
gen darauf, daß sich die Feinde des Athanasius erst
von dem Argwohn der Aerei reinigen sollten, ehe sie
das Betragen des großen Athanasius urtheilten. Es
verstrichen zwei Jahre, ehe man sich einigen konnte.
Endlich entschied die Mehrheit, welche in Versamm-
lungen dieser Art nothwendig der schlechtere Theil ist. Li-
berius, Osius und ihre Freunde wurden verbannt, und

um sie noch tiefer zu kränken, mußten sie ihren Aufenthalt in Exilium nehmen, die von arrianischen Bischöfen regiert wurden. Constantius, welcher jetzt freie Hand hatte, war seiner Sache noch immer so ungewiß, daß er es nicht wagte, die Verbannung des Athanasius durch einen schriftlichen Befehl auszusprechen; es sey nun aus Achtung für den Charakter dieses Bischofs, oder aus Furcht vor der Bevölkerung Alexandriens. Zwei von seinen Schmeichelrathen erschienen daselbst mit mündlichen Aufträgen, und machten sehr bald die Entdeckung, daß diese nicht ausreichten, einen Mann, wie Athanasius, zum Weichen zu bringen. Man nicht für etwas Schlimmeres gehalten zu werden, als sie waren, sahen sie sich genöthigt, mit den Vorkämpfern von Alexandrien einen Vertrag abzuschließen, in welchem festgesetzt wurde: „daß alle Feindseligkeiten zwischen beiden seyen, bis der Imperator seinen Willen unmerkbar ausgesprochen haben würde.“ Schon waren Regionen aus Ober-Aegypten und aus Lybien in Bewegung, das zur Empörung geneigte Volk in Jarm zu halten; und die kaiserliche Begnadigung der See und der Wärsch begünstigte die Landung und Ankunft dieser Truppen. Ehe die Stadthore verschlossen werden konnten, drang Syriacus, Fürst von Syrien, an der Spitze von 3000 Mann in das Innere Alexandriens, und besetzte am Witternachte die Kirche des heil. Theonas zu eben der Zeit, wo der Erzbischof mit einem Theile des Volkes und der Geistlichkeit Andacht hielt. Die Thüren wurden erbrochen, und Athanasius wurde unter diesen Umständen das Schicksal.

sal des Thomas Better *) gehabt haben, hätte er nicht den Virens der Mängel und Verstöcher, sein theures Leben einer besseren Zukunft aufzusparen, nachgegeben. Trotz dem nöthigen Tumult, der vielen Unschuldigen das Leben kostete, trotz den Gefahren, womit er auf allen Seiten umringt war, reiste er sich auf Alexandria, und erschwand den Augen der Welt in der Wüste von Thebais.

Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stige von Alexandria war der berühmte Georg von Cappadocien, dem in der Folge die Ehre widerfuhr, der Schutzpatron Englands zu werden. Nur Aelast und Erziehung hatten diesem Georg den Rufnamen des Cappadociers verschafft; denn eigentlich stammte er aus Epiphansen in Cilicien her. Seine erste Jugend hatte er bei einem Walter verbracht; Parasitenhünfte hatten ihm hierauf eine Liferung für das Heer verschafft. Versichert, wußte er der Verfolgung zu entgehen; und da er sich zu diesem Endzweck einer Partei anschließen mußte, so wählte er die der Arianer, welchen er um seiner Reichthümer willen sehr willkommen war. Sein Eifer mochte aufrichtig seyn oder nicht: genug, er fand Vertrauen; und nachdem er sich durch einen bedeutenden Aufwand eine große Sammlung von geschichtlichen, philosophischen und theologischen Werken aneignete, war in den Ruf eines

*) Die Ähnlichkeit zwischen Alexander und Thomas Better ist sehr auffallend, als daß man nicht unmittelbar davon eintort würde.

Gelächtes gebracht hatte, hielt es nicht schwer, durch den Hof des Constantius zu dem erzbischoflichen Sitz von Alexandria besetzt zu werden. Georg, der einen großen Theil seines Vermögens aufgeopfert hatte, wollte Ersatz für seine Verluste; und einen solchen bot ihm der Standort eines Bischofs von Alexandria im reichlichsten Maße dar. Mit unpartheiischer Hand trachtete er auf Freund und Feind; und indem er die ersten Lebensbedürfnisse zu ungeheuren Preisen verkaufte, was kein Bedenken trug, selbst die Kirchen zu plündern, brachte er es nur allzu bald dahin, daß das Volk von Alexandria ihn vertrieb. Doch dies wurde auf die Neigung der Heand-üste gesetzt, und Kriegesgewalt führte ihn auf den Punkt gerath, wo er sich so wohl befand. Der Tod des Constantius befreite endlich die Alexandriner von einem so schrecklichen Tyrannen, dessen vorzüglichste Verächter der Comes Diocoras und der Minister Praetentius waren. Derselbe Reichthum, welcher die Nachfolge Julianus nach der Hauptstadt Bruggens brachte, vertändigte den Sturz des unmwürdigen Bischofs und seiner Helfershelfer. Alle Drei wurden, mit Ketten belastet, ins Gefängniß geführt; doch ehe ihr Proceß entschieden werden konnte, erlosch der Pöbel die Thüren des Kerker, eroberte die Wachen, schleppte ihre Leichname durch die Straßen der Stadt, und warf sie in die See. Wie verdient nun auch Georgs Tod sein mochte: so unterließen die Arianer doch nicht, ihn für einen Märtyrer der Wahrheit auszugeben. Bis solcher lobte er in ihrem Andenken fort; und als sie in der

Gelge mit schänderlicher Felschranng zur karkollischen Kirche übertraten, brachten sie dieselbe den im Irden so beröchtigten und verhassten Georg als einen Heiligen zu, als welcher er noch immer für England ein Schuttpatten der Waffen, der Ritterschaft und des Hofenbandes ist *).

Während Georg in Alexandria währte, lebte Athanasius unter den Jöglingen des heil. Antonius und Pachomius in der Wüste von Thebais. Sechs Jahre verweilte er in derselben, durch nichts so sehr beschäpft, als durch den eigenthümlichen Geist ägyptischer Wüste, welchen selbst die Heuer des Scheinungs nicht entriß, das sie zu bewahren sich vorgesetzt hatten. In ihrem Eigensinn, oder an ihrer Begrängtheit, scheiterte die ganze Macht des Constantius. Vergeblich forderte er die Fürsten Mesopotamiens auf, den Athanasius von ihrem Machtgebieten auszuschließen; vergebens rief er alle Civil- und Militär-Bewalten seines weitläufigen Reiches auf, sich des Uebelthens zu bemächtigen, wo sie ihn finden würden; vergebens setzte er die höchsten Preise auf den ihm verhassten Kopf: Athanasius blieb verfestet unter Menschen, die, weil sie sich von der übrigen Gesellschaft losgerissen hatten, nur sich selbst leben wollten. Näherten sich die Soldaten des Constantius den abge-

*) Es geht aus ansehnlicher Geschichte dieses Heiligen, deren Verfasser Dr. Greville ist. In ihr ist nachgewiesen, daß seine Wanderung in Palästina und Armenien begann und sich von Osten gegen Westen auf über die westlichen Länder verbreitete. In England lebte seine Wanderung erst während der Trugspitze an. — Wie viel mehr hätte in den unermesslichen Abenteuern möglich sein, was mit solchem Erfolge in kleineren Staaten wiederholt werden kann! —

sonderten Wohnungen der Klöster, so wurde Athanasius von einem Kloster in das andere geschickt, bis er jene Gegend erreichte, die, der Veltäuge nach, mit Dämonen und Gespenstern bevölkert war; und unterdess mußte sein Schüler des Antonius und Pachomius Bedenken, sich für den Erzbischof nicht schlagen zu lassen. Diese Verfolgung endigte nur mit dem Tode des Constantius. Julian entschiedener Absichten vor dem Erbsitze und eben so entschiedene Vorliebe für den Polytheismus brachte zwar die glückliche Wirkung hervor, daß Hemicorianer und Hemicorianer über sich selbst zur Besinnung kamen, und die gegenseitige Feindschaft einstellten; indess waren dies nicht die Zeiten, in welchen ein Athanasius sich geltend machen konnte. Eine bessere Zukunft vorhersehend, wagte er sich zwar aus seiner Einsamkeit hervor, um seine Freunde und Anhänger mit neuem Muthe zu beleben; da aber die Edicte des Constantius in Beziehung auf ihn nicht aufgehoben wurden, da Julian ihn sogar aus dem Reize von dem bischöflichen Stuhl vertrieb, den er nach dem Tode des unwürdigen Theodosius wieder eingenommen hatte: so ließ er sich immer Gefahr, erschlagen zu werden. Doch sein gutes Glück wollte, daß er überall unentdeckt blieb. Einmal in eine trockene Fissur versteckt, rettete er sich wenige Tageblitz früher, als sein Aufenthalt von einer Sklavin verrathen wurde. Ein anderes Mal sah er sich genöthigt, im Rockgewande seine Zuflucht zu einer Jungfrau zu nehmen, die durch ungemeine Schönheit in der ganzen Stadt berühmt war. Der Augenblick war kurz. Athanasius machte eine himmlische

Erscheinung geltend, welche ihm geboten habe, bei der Schönen Wohnung zu suchen; und das fromme Mädchen nahm ihn auf, als ein Waisenkind des Himmels, das ihrer Klugheit und ihrem Muth anvertraut würde. Mit dieser Besinnung führte sie den Erzbischof in die entferntesten Zimmer ihrer Wohnung, wo sie ihn, mehrere Wochen hindurch, mit der Sorgfalt einer Freundin bediente, indem sie ihm Bücher verschaffte, seinen Speisetisch besorgte, und seine Füße wusch.

Die Abenteuer des Athanasius waren hierin nicht abgeschlossen; doch bald verstrich der kurze Zeitraum von Julian's Regierung. Begünstigt von dem Julian lebte er zu eben der Zeit als Erzbischof nach Alexandria zurück, wo dieser Imperator zu Dadashana starb. Zwar blieb der letzte Abschnitt seines Lebens nicht ohne Stürme: diese mußten um so nothwendiger erfolgen, da der Nachfolger Julianus im Osten, aus Rücksichtlichkeit gegen seine Freunde, den Arianern den Vortzug gab. Indes erfolgte seine neue Verbannung; und die letzten zehn Jahre vom Leben des Athanasius verstrichen zum wenigsten in Frieden für die Betrachter Alexandriens, welche ihren Erzbischof um so höher achteten, je auffallender Georg von Cappadocien ihnen gezeigt hatte, wie weit ein Bischof die Tyranni treiben könne.

Athanasius starb den 2. May des Jahres 373, gewiß nicht ohne Sorge für die rechtschaffne Kirche, welche durch das Übergewicht der Arianer in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts in das Licht der Keterei getreten war, und wenig Aussicht hatte, in ihrem bisherigen Eigenthümlichkeit fortzudauern. Das ganze

Leben dieses Mannes bereisert, an welchen Kleinigkeiten disponiren das Schicksal sowohl der Staaten, als der Einzelnen hängt, und in welchem Grade das, was in menschlichen Begehrheiten für die Hauptsache an sich wird, oft nichts weiter ist, als eine Chimäre, über welche das Glück zu kommen so schwer fällt. Ist es demüthigend für den menschlichen Stolz, daß die Charakterstärke des Menschen selten eine bessere Grundlage hat: so ist es zugleich demüthigend, denken zu dürfen, daß ohne diese Grundlage kein Unterschied zwischen Mensch und Thier Statt finden würde, und daß folglich diejenigen für die Besten ihres Geschlechtes gehalten werden müssen, in welchen sich die Anlage zur Idealität am stärksten offenbart. Stephanus, an die Stelle des Constantius gebracht, welch' ein herrlicher Imperator! Was den kirchlichen Heros achtungswürdig machte — waren es seine metaphysischen Schätze? war es nicht vielmehr seine Menschlichkeit, seine Unzweignüchtheit, sein Sinn für das Allgemeine, seine Liebe für die Gesellschaft, sein Republikanismus? Mit solchen Anlagen ist man für den Thron geboren; mit solchen Anlagen kann man nie verfehlen, sich Verdienste um das menschliche Geschlecht zu erwerben, auf welchem Standpunkte man sich auch befinden möge.

Dies alles zur Entschuldigung einer Abschweifung, welche wohl geeignet schien, die eindringliche Erzählung vom dem zunehmenden Verfall eines Reiches zu unterbrechen, in welchem der Charakter eines freien Bürgers so proscribirt war, daß er sich nur im Schutze des göttlichen Gesetzes offenbaren durfte.

Der Mord, den man in der Wahl des Primicerius Julian begangen hatte, sollte in der seines Nachfolgers vermieden werden; denn sehr deutlich sah man ein, daß ein römischer Imperator sich auf den Krieg verstehen müsse.

In einem aus Ministern und Generalen zusammengesetzten Staatsrath wurde dieser Grundsatz aufgestellt, und zugleich beschlossen, daß Mör in Vindonien der Wahlort seyn sollte.

Sobald sich also das Heer daselbst versammelt hatte, scheint man zur Wahl eines neuen Imperators. Noch einmal wurde dem besahenen Cäsar das Vindicium angetragen; allein die Gründe, welche ihn nach Julian's Dinerier zur Abkörung bestimmten, hatten hiebei ihre Kraft mehr verliert, als verloren. Vielleicht auch, daß dieser Antrag nur zum Schein gemacht wurde, um Dem, welchen Cäsar selbst in Vorschlag gebracht hatte, desto sicherer auf den Thron der Cäsaren zu erheben *). Dieser war kein Andern, als der Ruf Valentinian, der auf dem Rückzuge von Antiochien nach Constaninopol in Ancyra zurückgeblieben war.

Valentinian, der Sohn des Comes Sebastianus, welcher, aus Eibalis in Pannonien abstammend, sich aus einem niedrigen Stande zu dem Militär-Befehl von Afrika und Britannien erhoben hatte, zeichnete sich

*) Philoſorgius schreibt (Lib. VIII. c. 8.) die Wahl des Valentinian dem Cäsar, den Generalen Ursinias und Valerianus, und dem Feindes National zu; welches uns nur noch seine Erzählung glauben, daß ihr Einfluß entschieden habe.

auch durch seine Gestalt und durch die Stärke seiner Manneskraft; außerdem aber hatte er am Muth und in dem persönlichen Heldsinn viele Beweise von persönlicher Tapferkeit und kluger Einsicht in die Kriegsführung abgelegt, und in seinem Verhältniß zu Julian, dessen Politik er in jeder Beziehung mißbilligte, Entschlossenheit und Charakter bewiesen. Freund war ihm freilich alles, was höhere Geistesbildung genannt zu werden verdient; indeß schien dies das geringste Erforderniß, und ohne daß er sich im Mindesten um das Diadem bemühen hätte, hieß man ihn zum Empfang desselben von Antioch, wo er verweilte. In der Umgegend von Nicä wurde ein Tribunal erbaut. Das Heer mußte sich um dasselbe ordnen; und als Valentinian erschienen war, bekleidete man ihn mit dem Diadem und dem Purpur, während das Heer seinen Befehl zu erkennen gab.

Es scheint, daß man, nach den Erfahrungen, die seit dem Tode des großen Constantin gemacht waren, die Idee einer doppelten Imperator-Würde von neuem aufgestellt hatte, damit der Aufenthalt des Imperators in Constantinopel den Westen nicht schaden möchte. Doch hatte also Valentinian das Tribunal nicht verlassen, als das Heer die Forderung an ihn machte, daß er sich auf der Stelle über seinen Mitregenten erklären möchte. Der neue Kaiser, dem es zwar an Verehrsamkeit, aber nicht an Geistesgegenwart fehlte, erklärte sich gegen diese Forderung; nicht, als hätte er die Sache selbst verworfen, sondern weil es ihm unschicklich schien, einen Eidswurde zu leisten.

„Unsernlich, sagte er, ist das Gewicht des Todesstrafes
 allzu schwer für die Hände eines schwachen Sterblichen,
 und im vollen Bewußtseyn meiner beschränkten Fähigkeit
 und der Ungevißheit meines Lebens, bin ich nicht we-
 niger als abgeneigt von dem Beisatze eines würdigen
 Gefährten: doch wo die Zwietracht gefährlich werden
 kann, da verdient die Wahl eines treuen Freundes er-
 löstliche Überlegung. Diese Überlegung wird meine Sorge
 seyn. Ihr begibt euch in eure Quartiere zurück, um
 Leib und Seele zu stärken und die gewohnten Besänfte
 zu erhalten.“

Alles schwing auf eine solche Antwort, und, um-
 geben von den Wätern der Legionen und den verschie-
 denen Vornehmern der Kellerei und des Hofes, wurde
 der neue Imperator in seinen Palaß zu Nice eingeführt.
 Die Forderung, welche die Soldaten an ihn gemacht
 hatten, ward hier ein Gegenstand der Beratung mit
 seinen Freunden. Unter diesen sagte Dagobaldus:
 „Siehst du die Deinigen, vortrefflicher Imperator, so
 haß du einen Bruder; liebst du das Gemeinwesen, so
 suche dir den Würdigsten aus.“*) Diese Worte
 mochten unangenehm seyn; aber sie schaden dem Künig
 noch nicht, der sie gesprochen hatte. Langsam ging Co-
 nstantin von Nice über Nicomedien nach Constan-
 tinopel, und dreißig Tage nach seiner Erhebung wählte er,

*) Si tuus eras, Imperator optime, habes fratrem; si
 Republicam, quare quoniam veritas. Vid. Ammian. Marcell.
 Lib. XXVI. c. 4. Wenn dieser Hof verdient angeführt zu wer-
 den, weil in die Kaiser außerordentlichen Umständen bedurften.

in einer von den Vorstädten der Hauptstadt, seinen Bruder Valens zum Mitregenten, nicht ohne die Erwartung Derr zu täuschen, die auf eine bessere Wahl gerechnet hatten.

Nicht leicht können zwei Brüder entgegengesetzte Charaktere haben, als Valentinian und Valens; denn, wie in Jenein Wuth und Entschlossenheit vorherrschten, so zeichnete sich Dieser durch Furchtsamkeit und Zöghaftigkeit aus. Wie gut die Einheit des Reiches durch diese Entgegengesetztheit bewahrt wurde: dies brachte Valentinian, wie es scheint, weit besser zur Anschauung, als seine Tathen. Er, vor Allen, kannte die Hingebung des Valens für seine Person; und ob er gleich kein Bedenken trug, den Bruder zu dem Range eines Augustus zu erheben, so betrachtete er ihn doch weit mehr in dem Sinne eines Stellvertreters, als in dem eines Cohereden. Für sich selbst nahm er denjenigen Theil des Reiches, der am schwierigsten zu regieren war, nämlich die westlichen Provinzen; Mailand ward auf diese die Hauptstadt. Seinem Bruder überließ er den Osten von der Rhenus-Donau bis zu den Euxinen Provinzen. Diese Theilung des Reiches geschah in dem Palaste von Mediana, unweit Mailand. Die Verwaltung der Provinzen blieb, wie der große Constantin sie angeordnet hatte; da es aber zwei Höfe gab, so mußten auch zwei Ministerien und, nach unserer Art zu reden, zwei Generalskabinets geschaffen werden. Das Personal im Civil, wie im Militär, war eine um so wesentlichere Verkürzung, da Valentinian seinen Unterthanen erlaubte, sich über alle die Beamten zu beklagen, die sich der Unterdrückung schuldig gemacht

hatten. Gallus wollte Valens wegen ausschelden; dies wurde ihm aber nicht gestattet. Arintheus, einer der schlauesten und tapfersten Männer seiner Zeit, mußte bei Valens zurückbleiben. Megasthenes, so brüderlich auch seine Feindschaft war, erhielt Auszeichnung im Osten. So wurde ein Reich geordnet, dessen Ruhe von kurzer Dauer seyn sollte.

Von dem Constantius Epirotus an bis zum Tode Julians beinahe drei Menschenalter verfloßen waren, hatte die Idee der erblichen Kaiserwürde, welche seit Domitian's Tode gänzlich untergegangen war, aus Neue Mann genommen. Von dem Flavischen Geschlecht war nur Procopius übrig geblieben: ein naher Verwandter Julians, der nach der Erhebung des Jovianus sich auf seine Besitzungen in Cappadocien zurückgezogen hatte, wo er anspruchslos mit den Seinigen lebte. Was ihn für die neuen Imperatoren zum Gegenstand der Eifersucht machte, ist nicht bekannt geworden; genug, daß Valens ihn für gefährlich hielt. Er sollte verhaftet und nach Constantinopel gebracht werden, als es ihm gelang, den Händen seiner Feinde zu entschlüpfen und sich nach Klein-Asien zu retten. Hier lebte er mehrere Monate, bald in der einen, bald in der andern Verleumdung, d. h. unter tausend Befürchtungen: als Unruhen, welche an der persischen Grenze ausgebrochen waren, den Valens abhingen, sein Heer marschiren zu lassen, und demselben nach Syrien zu folgen. Derselbe Mann nun, dem man die Sicherheit des Unterhandels versagte, fühlte, von Verwünschung getrieben, den Muth, sich auf den Thron zu schwingen. Kann hatte er sich

in Constantinopel den alten Anhängern Theodos geistig, als ein Senator und ein Consul sich seiner annehmen beschloßen, und, indem sie dort so eben angelangte gallische Leuten für ihn gewannen, die ganze Bevölkerung von Constantinopel theils durch Furcht, theils durch neue Aussichten mit sich vermissten. Die Unzufriedenheit mit der Regierung des Valens, dessen Finanzminister sich die größten Bedrückungen erlaubte, zog auch das Volktheil zur Partei des Procopius. Dieser sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und wurde, als Herr von Bithynien und Asien, bald so furchtbar, daß Valens mit ihm in Unterhandlung trat. Der Imperator des Ostens würde verloren gewesen seyn, hätten sich seiner nicht dieselben Generale angenommen, denen sein Vater seine Erhebung verdankte: Gallus, Arinthius und Andere. Das Heer, worin sie bei dem Herrn standen, war groß genug, um eine Aufstimmung zu bewirken; und nachdem Procopius in zwei Treffen den Kürzeren gezogen hatte, sah er sich nur allzu schnell von allen seinen Anhängern verlassen. Er irrte noch eine Zeitlang in den Wäldern Phrygiens umher; aber, von seinen Unglücksgefährten verrathen, entging er dem Schicksal unglücklicher Usurpatoren nicht: er wurde verhaftet, in das Lager des Imperators gesendet, und daselbst erhängt.

Diese Hinrichtung mochte den Valens sichern, aber sie verbesserte den Geist seiner Regierung nicht. Seine natürliche Furchtsamkeit machte ihn zu einem Werkzeuge seiner Umgebung, und in Constantinopel erneuerten sich die Auftritte, welche Rom unter seinen ersten Impera-

leben erlebt hatte. Die Sprache eigennütziger Egoisten und Vertrauten ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, und welcher Argent sich nicht durch persönlichen Muth, oder durch das Gefühl seiner Rechtmäßigkeit, gegen dieselbe verteidigte, ist immer von ihr hintergangen worden. Nichts lag weniger im dem Charakter des Valens, als Grausamkeit; und nichts entwickelte sich leichter aus seiner Furchtsamkeit. Gerechtigkeitsliebende nannten seine Schwächlichkeit den Gegensatz von Wilde und Menschlichkeit; und so wurde es ihnen nicht schwer, ihm zu beweisen, daß in Sachen des Hochverraths Verdacht die Stelle des Beweises vertritt; daß, wer die Macht hat, Unheil zu stiften, auch den Willen dazu besitzt; daß die Absicht eben so verbrochenisch ist, wie die Handlung; und daß der Missethater nicht zu leben verdient, wenn sein Leben die Sicherheit seines Landes bedrohet und dessen Ruhe stört. So erfolgten Hinrichtungen über Hinrichtungen, die keinen andern Zweck hatten, als lästige Meubenthuier zu entfernen, oder die eine und die andere Freundschaft zu rächen.

Während Valens von seinen Vertrauten gemäß beachtet wurde, folgte Valentinian dem natürlichen Ungestüm seines Charakters. Wie sehr der Aufenthalt in Italien dazu beitragen mochte, läßt sich bei gänzlichem Mangel an ausführlichen Nachrichten nicht genau bestimmen; doch ist zu glauben, daß die Eifersucht, welche Rom gegen Mailand empfand, sobald dieses zur Hauptstadt erhoben war, noch weit mehr über der autokratistische Geist der Italiener, nicht ohne alle Wirkung geblieben sey. Die Untersuchungen, welche sich aus

der Eutendurche dieser Zeiten nicht verlieren wollte, war an und für sich eine Grundlage für die abscheulichste Tyrannei; und die nachtheilige Folge davon war, daß viele Handlungen, die in sich selbst ganz unschuldig seyn mochten, zu Verbrechen gestempelt, wenigstens als solche bestraft wurden. Nur wenige Ausdrücke standen dem Valentinian zur Bezeichnung seines Unwillens zu Gebote, und diese waren: „Schlagt ihm den Kopf ab; verbrannt ihn lebendig; schlägt ihn mit Keulen todt.“ So wurden selbst die leichtesten Vergehungen geahndet; und wer hätte es wagen mögen, sich dem Befehle des wilden Imperators zu widersetzen, oder ihn auch nur zu verspotten! Die Wiederholung solcher Befehle mußte die Seele Valentinians gegen jedes Mitleid vermindern, und alles, was von Vertrauen und Liebe in ihm zurückblieb, Seidenen zuwenden, die ihn gleichgestimmt oder gleichgesinnt waren. Zwei gewaltige Säulen bemachten das Schlafzimmer des Despoten, und wurden gebraucht, die Verurtheilten zu zerreißen *). Wirklich waren sie die ersten Gegenstände seiner Liebe; doch führt die Geschichte an, daß ein gewisser Maximus mit der Präfectur von Gallien belohnt wurde, weil er die edelsten Familien Rom's hatte hinrichten lassen.

Beide Imperatoren beschützten das Christenthum, wiewohl auf ganz verschiedene Weise: Valentinian als

*) Der eine von diesen Säulen hieß Iulianus, der andere Alex. einer. Der letztere wurde wegen ungelobter Dienste emporgerückt. d. h. von seiner Rasse herab und in die Säulen gehoben.

ein Euberdn, der den Überglauben verachtete, aber tadellos; Valens mit der Parteilichkeit, welche schwachen Gemüthern eigen ist. Derselbe Schatz, den Jener den Christen gewährte, kam auch den Juden und dem Volke römischen zu Statten; von der Vorliebe, welche Dieser den Arianern gewidmet hatte, waren alle Nicht-Arianer ausgeschlossen. Noch immer ist das Edict vorhanden, wodurch Valentinian den Reichthum und Selbsteig der Geistlichkeit zu beschneiden suchte: ein Edict, worin dem Priesterstande verboten wurde, die Häuser der Witwen und Jungfrauen zu besuchen, und von diesen sogenannten geistlichen Töchtern irgend eine Gabe, Vermächtniß oder Erbschaft anzunehmen. Die Uebel, welche aus dem entgegen gesetzten Betragen entstanden waren, mußten sehr groß seyn, weil der Imperator ihnen eine Seduze, auf Kosten der Ehre eines bereits mächtigen Standes, zu legen suchte; Damasus, Bischof von Rom, an welchem das Edict gerichtet war, mußte sich, um größeren Kränkungen zu entgehen, zur Bekanntmachung desselben entschließen. Valens würde dem Beispiele seines Vaters hierin, wie in so vielen anderen Dingen, gefolgt seyn; hätte Eudexud, Bischof der Hauptstadt des Oßen, sich seiner nicht in einem ausgezeichneten Grade bedachtigt gehabt. Da Eudexud ein Arianer war, so blieb dem Imperator schwerlich etwas Anderes übrig, als die Gegenseite, wo nicht zu verfolgen, doch hantieren zu halten; und, nachdem er damit angefangen hatte, über Blindheit zu kranken, mußte er sich erst von ihrer Hartnäckigkeit beleidigt fühlen, und zuletzt Haß mit Haß erwidern. Die Erscheinungen, welche die

die christliche Kirche in diesen Zeiten darstellend, wä-
ren mit einem geringen Unterschiede im Osten und Westen die-
selben. Dort konnten die Wüthenden nicht entstehen,
ohne den Wahlen Nachdruck zu geben, und durch die
Macht der Klause Dinge zur Entscheidung zu bringen,
für welche es eine edlere Regel gab. Hier wirkten Ego-
gisch und Habgucht nicht schwächer. In Rom stritten
Damasus und Ursinus um den bischöflichen Stuhl;
und in diesem Streite schienen sich die Gemüther, wie
in jenen Zeiten, wo Marius und Sulla, Cäsar und
Pompejus, um die Oberherrschaft gekämpft hatten.
Nicht weniger als 137 Personen wurden in der Pa-
latica des Sixtinus, wo die Christen ihre religiöse Ver-
sammlungen zu halten pflegten, erschlagen gefunden.
Nur durch die Verbannung des Ursinus konnte der Friede
wieder hergestellt werden. Eherhard sagte der Pro-
fess Praxetanus, ein Polytheist, zu dem Damasus, daß
es ihm keine Ueberwindung kosten sollte, ein Christ zu
werden, wenn er dadurch die Aussicht auf den römi-
schen Bischofsstuhl gewinnen könnte. Noch waren Roms
Bischöfe nicht Oberherren des Landstriches, der sich von den
Gegenden Neapels bis zu den Ufern des Po erstreckt;
aber noch viel weniger waren sie jene Apostel, welche,
stolz auf ihre Armut, nur Kreuzen zu gewinnen suchten.

Wo der gesellschaftliche Verfall überhand nimmt,
da muß gekämpft werden, wie bei Schanden, die zu Trüm-
mern gehen; und wie spanisch auch die Denkmä-
ler Valentianus sein mochte, so gab es doch für ihn
lichte Augenblicke, in welchen er den Beruf fühlte, sich
um das römische Reich verdient zu machen. Die Sinne

nen gekörnte Kinder auszusuchen, war nie verdrängt worden, und hatte, wie leicht zu errathen ist, an Ullgemeinheit zugenommen in Zeiten, wo es so schwer war, neben dem Staatsbedürfnisse auch dem eigenen zu genügen, ohne sich tausend Entbehrungen auszusetzen. Valentinian nun, der, wie sein Bruder, sich auf das Nöthige zu beschränken verstand, suchte dieser Sünde durch Edicte entgegen zu wirken, welche die Aussetzung gänzlich verboten und auf's Härteste bestraften. Wie viel dadurch geleistet worden, läßt sich nur so fern beurtheilen, als alle Gesetze, welche Sitten entgegen wirken, an und für sich ehrenmäßig zu seyn pflegen. Von besseren Erfolge war unstreitig die Einrichtung Valentinians, die alte Hauptstadt des Reiches, deren politische Ansaken zu allen Zeiten mangelhaft geblieben sind, mit besetzten Bergen zu versehen, und die Zahl derselben nach den vorzigen Abtheilungen Roms zu bestimmen. Auf eine für spätere Zeiten sehr merkwürdige Weise wurde Valentinian zugleich der Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste. Neben Anordnungen zu Folge sollte die Hauptstadt einer jeden Provinz eine Schreien-Schule erhalten, in welcher Grammatik und Rhetorik gelehrt würde; und da die beiden Hauptstädte des Reiches auch in dieser Hinsicht einen Vorzug verdienen: so wurde in ihnen der Grund zu den späteren Universitäten gelegt. Nur in Ansehung Constantinopels sind wir von dem Erfolge dieser Einrichtung belehet. Die hohe Schule dieser Hauptstadt bestand aus ein und dreißig Professoren, unter welchen einer in der Philosophie, zwei in der Rechte-

funft, fünf im griechifchen Styl, zehn in der griechifchen Grammatik, drei im römifchen Styl und zehn in der römifchen Grammatik unterrichteten, die übrigen übrigen Profeforen aber für fchöne und getraute Abfchriften der Klaffiker forgtten. Man fieht hieraus, daß Theologie und Medicin fich noch nicht zu Facultäts-Wiffenfchaften erheben hatten. Wer übrigens die hohe Schule befehen wollte, mußte fich durch Certificate von der Obrigkeit feiner Geburtdorats einführen und fich Befchränkungen aller Art gefallen laffen. Da feine Bildungs-Periode mit dem zwanzißten Jahr vollendet war, fo mußte er, damit die Zeit wohl angewendet würde, dem Schaufpiel und allen Feftlichkeiten entfagen; und der Stadt-Verfamt, zu beffen Pflichten es gehörte, dem Magifter officiorum über den Zuftand der hohen Schule jährlichen Bericht zu erftatten, war berechtigt, den Trägern oder Widerfpenftigen zu züchtigen und wegzujagen. So verhielt es fich mit dem erften Anfange der gegenwärtigen Univerfitäten, ehe Jurisprudenz und Theologie fich derfelben bemächtigten.

Was Valentinian aber auch immer thun mochte, den Verfall des römifchen Reiches aufzuhalten oder zu hintertreiben: die innere Aufloßung desselben war allzu groß, als daß es felbst unter dem eufchleffenften Imperator noch einmal mit Erfolg hätte gerettet werden können. In dem Verhältniffe der Staaten entfcheidet nichts fo fehr über die Größe oder die Schmach, als der größere oder geringere Gemeingeift; und wo alles auf die Erhaltung des letzteren abwecht, da ist das Unterliegen durch keine Kraft, durch keine Gefchicklichkeit, durch

brine noch so gebietende Presselichkeit abzumenden: — nicht davon zu sagen, daß alle diese Rettungsmittel in einem sich erschöpfenden Staate mehr Schein, als Wesen, in sich schloßen. Das Uebergemüth der germanischen Völker über die Römer des vierten Jahrhunderts war schon dadurch entschieden, daß, während diese des Friedens bedurften, jene nicht ohne Krieg leben konnten. Wo Ackerbau und Viehzucht die einzige Beschäftigung eines Volkes sind, da fehlt es leicht an Raum für den Ueberschuß der Kräfte, welcher sich allenthalben durch gesunde Verrichtungen entwickelt; Völkern dieser Art geht es nicht anders, als den Bienenstöcken, welche, um fortzubauen zu können, sich der jungen Brut entledigen müssen. Das römische Reich würde noch jetzt bestehen, wenn die Franken und Alemannen sich hätten entschließen können, in Sedition zu leben, und des süßlichen Dahyns zu genießen, das jetzt das Erbtheil aller kühnlichen Nationen ist. Je weiter sie von einem solchen Geschmach entfernt waren, desto sicherer bildeten sich, allen Niederlagen zum Troß, die Befolge germanischer Fürsten auf's Neue.

In der That, man kann nur darüber erschauern, daß Julius Feldzuge ohne allen Erfolg für die Kupe Galliens geblieben waren. Roms hatte Valentinian sich in Mailand niedergelassen, so mußte er sich entschließen, über die Alpen zu gehen, um den Verheerungen, welche germanische Befolge in Gallien anrichteten, eine Endre zu setzen. Geschlagen waren die römischen Truppen in diesen Gegenden; und so groß war das Schrecken, welches die Germanen unter ihnen verbreit-

ist hatten, daß es außerordentlicher Maßregeln bedurfte, um nicht allen Muth auszuathen zu lassen. Für solche Maßregeln war nur Valentinian der rechte Mann. In seinem Heldenn nachte es, da Dagalaiphus den Oberbefehl von sich ablehnte, den Jovianus; und diesem gelang es, die Alemannen theilweise aufzureißen, und eine Hauptschlacht in den catalanischen Gebirgen zu gewinnen. Doch kaum war dieser Kampf beendigt, als Rando, ein eben so entschlossener als verschmitzter Anführer der Alemannen, Mainz überfiel, und eine große Anzahl von Gefangenen entführte. Hierdurch empört, beschloß Valentinian, an der Spitze eines großen Heeres über den Rhein zu gehen, und die Germanen in ihrem Beharren anzugreifen. Unfähig ihre Dörfer zu beschützen, zogen sich die Alemannen hier ins Land, und schlugen ihr Lager in dem gegenwärtigen Kbaigreich Württemberg auf einen großen Berge auf. Hier kam es zu einem Kampfe, in welchem, nach Annianus Erzählung, die Römer siegten. Zum Wenigsten ist es auffallend, daß Valentinian unmittelbar nach diesem Siege nach Trient zurückging, und sich von jetzt an darauf beschränkte, den Alemannen den Ubergang über den Rhein zu erschweren, und den Samen der Zwietracht unter den germanischen Völkern auszusäen. Vergänglich mußte er die Burgundier für seine Zwecke zu gewinnen: ein zahlreiches Volk vandalischen Ursprunges, das die beiden Elbeufer bewohnte und, wie die meisten germanischen Völker, theokratisch regiert wurde, seinem hohen Geiste bei weitem mehr ergeben, als seinem Könige.

Inzwischen hatten die Sachsen bereits angefangen, die Verläufe von Gallien und Britannien auf ihren kühnen Fahrzeugen zu durchkreuzen; und je größer die Bräute war, die sie nach dem gegenwärtigen Schicksal und Hellschein, ihrem damaligen Wohnsitz, zurückbrachten: desto mehr Theilschmerz fanden sie unter ihren Nachbarn, so daß sie allmählig ihre Grenzen bis nach der Bay von Biscaya ausdehnten. Noch versuchten sie keine Niederlassungen, weder in Gallien, noch in Britannien; aber, indem die Schwäche der römischen Herrschaft in dem letzteren immer sichtbar wurde, setzten sich die Bewohner des gegenwärtigen Schottlands (die Picten und Schotten) in Bewegung, Britannien zu erobern, wo sie sich, bis auf London, alles unterwarfen, bis Theodosius, der Vater des nachmaligen Imperators, an der Spitze von Herakern und Batavern erschien, und sie in ihre alten Wohnsitze zurückjagte.

Was in diesen Zeiten die Bewohner des Nordens bewegte, dasselbe trieb auch die Bewohner des Südens auf die See. Der militärische Oberbefehl von Afrika war dem Comes Romanus anvertraut, dessen sinkender Geiz bei nicht gemeinen Eigenschaften sehr oft den Verdacht erregte, daß er ein Feind der Städte sey, die er gegen die Barbaren der Wüste beschützen sollte. Jene blühenden Städte, welche unter der Benennung von Tripolis *) einen Bundesverein bildeten, sahen sich genöthigt, ihre Thore gegen die Angriffe dieser Barbaren zu verschließen; und als sie dem Comes Romanus zu

*) Die Städte waren Oea, Lepcis und Sabrata.

ihrem Beistande aufforderten, verlangte dieser nicht weniger, als viertausend Rente und ein unzerschlingliches Geldgeschenk. Die Forderung selbst war eine abschlägige Antwort. Weil Antoninus sah, die Tripolitaner ihre Dörfer und Vorküsten geplündert, ihre Weinstöcke und Fruchtbäume zerstört, ihre Knechte ermordet worden; und als der Sturm vorüber war, beschloffen sie, eine Gesandtschaft an den Imperator zu schicken, die den Comed verlagern sollte. Doch in großen Reichen ist nichts leichter, als eine unterdiente Eber zu reiten. Ehe die Gesandten an Ort und Stelle ankamen, hatte der Comed den Magistrat Officium befohlen; und wie gegründet auch die Beschwerden der Abgeordneten seyn mochten, so gab es doch kein Mittel mehr, sich Recht zu verschaffen. Zwar wurde ein gewisser Palladius zur Untersuchung der Sache nach Afrika gesendet; allein da auch dieser vom Gelogeij gequält wurde, so war nichts leichter, als ihn für den Comed zu gewinnen. Am Hofe von Trier war jetzt nur die Rede von der Unschuld und dem Verdienste des Romanus; und weil die Tripolitaner, wenn es sich also verhielt, Verläumdeter seyn mußten, so erhielt Palladius den Auftrag, die Urheber dieser gottlosen Verschwörung gegen den Stellvertreter des Kaisers zu bestrafen: ein Auftrag, der die Folge hatte, daß, nachdem die Bürger von Lepcis ihre Anklage zurückgenommen, der Vorstand von Tripolis öffentlich zu Hesse verklagt, vier aufgerichtete Bürger gehängt, und sechs die Zangen aufgeschwitten wurden: dies alles auf den ausdrücklichen Befehl Valerianus. Romanus blieb auf seinem Posten, bis die

Empörung eines afrikanischen Fürsten, Namens Jinnus, ihn von demselben zu verdrängen suchte.

Jinnus war der Sohn Rabals, der, als afrikanischer Stammesfürst, eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen hatte. In einem Streite, der sich unter Rabal's Jüngsten erhoben entwickelte, hatte Jinnus das Unglück, seinen Vetter Jemma zu erschlagen. Wegen dieser That von dem Consul Romanus zur Verantwortung gezogen, und die Absicht des Richters nur allzu deutlich erkennend, wollte er lieber zum Todehen werden, als der Habgucht des Esarchanten schenken. Unterstützt nun von seinen Landeleuten, hatte er kaum Cäsarea eingenommen, als die Provinzen Mauritanien und Numidien wenigstens in so fern gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, als sie ihm keinen Widerstand entgegen stellten. Es wurde die Frage erörtert, ob er sich mit dem Tödem eines mauritanischen Königs begnügen, oder den Purpur eines römischen Imperators annehmen sollte. Romanus, der diese Umwälzung veranlaßt hatte, that nichts, ihr eine Schale zu setzen, entweder weil es ihm daran an Mäthen fehlte, oder weil er nur demüthige Unterthanen zu beherrschen verstand. Sollten nun die afrikanischen Provinzen getrennt werden, so mußte sich Valentinian aufstellen, den Befehl der Schotten und Picten nach Afrika zu senden. Theodosius landete zu Igelgilis oder Sigeri; und so groß war der Schrecken seines Namens, daß Jinnus, an dem Siege verzweifelnd, die Rolle des Jugurtha zu spielen begann. Vergeblich, weil Theodosius, ein geborner Spanier, den Charakter der Afrikaner zu durchschauen verstand.

Ohne Zeitverlust verfolgte der römische Statthalter den Kretzen, welcher einer Schlacht ausweich, in die Ebenen Gerulien. Er war bis zu Jomagens Kdnigreiche vorgedrungen, als er seinen Zweck erreichte; dann, als er diesem Kdnige die Wahl ließ, ob er sein Land verheeren lasse, oder sich zu einer Auslieferung des Girmus bequemen wolle, ließ dieser sich zu der letzteren bereit finden: nur daß er den Römern nichts weiter übergeben konnte, als den Leichnam des Girmus, der sich im Augenblick seiner Verhaftung einschrieb hatte. Trinaphinus lebte Theodosius nach Sizich zurück. Jetzt hob der Proceß des Romanus an. Seine Schandthaten wurden bewiesen. Dennoch rettete er das Leben durch den Beischub, den er an Valentinians Hofe fand; und weil Theodosius nachsichtbar geworden war, so ratheten Valentinians Minister nicht eher, als bis ihm, dem Ritter Priscianus und Ursula's, zu Lausage der Kopf abgeschlagen wurde.

Nicht vortheilhafter war die Lage des Reiches im Osten. Hier gingen die Begehrenheiten aus dem Friedensvertrage hervor, welchen Jovianus mit dem Könige von Persien abgeschlossen hatte. Ohne über die Neutralität des Königreiches Armenien das Mindeste festzusetzen, hatte der römische Imperator der Oberherrlichkeit über dasselbe entsagt, und dadurch den Nachfolger des Tigranes in eine höchst mißliche Lage gebracht. Krieg mit Unterhandlungen vermischend, bemühtigte sich Sapor Armenicus, und führte dessen König in silbernen Gefeln nach Persien, wo er im Gefängnisse starb. Armenien, zu einer persischen Provinz gemacht, wurde

von einem Soldaten und einem Eunuchen verwaltet, während Sapor nach Iberien marschirte, um sich auch dieses Reichthum zu unterwerfen. Der Erfolg blieb nicht aus. Vertrieben durch persische Waffen, rettete sich Sauromaces, der dies Land mit Grausamigkeit der römischen Imperatoren beherrschte, nach dem Kleinen Reich; und diesem zum Trost setzte Sapor die Krone von Iberien auf das Haupt eines seiner Vasallen.

In Armenien war Artogerassa die einzige Stadt, welche Widerstand leistete. Hierher hatte sich die Gemahlin des Tyrannen — dies war der Name des letzten Königs von Armenien — mit ihrem Schatz und ihrem einzigen Sohne, Vata, zurückgezogen. Lange vertheidigte sich Artogerassa; doch als die Uebergabe nahe war, rettete die tapfere Königin den jungen Vata durch das persische Lager mit Hilfe ihrer Vertrauten. Sie selbst gerieth in persische Gefangenschaft, und Artogerassa wurde durch Feuer und Schwert vernichtet.

Allen diesen Aufrühen sah Valens kühnlich zu. Die Kraft der Dinge rettete Armenien. Ungern sahen sich die Bewohner dieses Landes von einem Regentenstamme getrennt, der sie seit fünf Jahrhunderten beherrscht hatte; noch unwilliger gehorchten sie den Befehlen des Königs von Persen, und unwillig war ihr Wesen vor den Magiern, seitdem sie Christen geworden waren. Ein Aufstand hatte die Folge, daß Vata und Sauromaces mit Sicherheit nach Armenien und Iberien zurückkehren konnten. Valens unterstützte diese Mächte durch ein zahlreiches Heer unter dem Befehl des Comen Trajan, unter welchem Vata-

mar, König der Armenen, stand. Es ist zu glauben, daß Sapor's zunehmendes Alter, oder eine in dem großen Reich ausgebrochene Empörung, diek Unternahmen unmöglichte. Armenien und Iberien traten in eine zweifelhafte Neutralität zurück; doch war Sapor's Regierung nicht von langer Dauer. Nach Constaninopel eingeladen, hatte er Larisa in Galicien erreicht, als er aus gewissen Anzeigen den Verdacht schöpfte, daß man sich seiner Person bemächtigen wolle. Er kehrte sogleich mit dreihundert Anhängern, die sich in seinem Gefolge befanden, nach den Ufern des Rupperst zurück, und es gelang ihm, seine Hauptstadt zu erreichen. Alles blieb zweifelhaft, und Sapor hörte nicht auf, sich den Feind und Verhändlern der Römer zu nennen. Doch diese hatten ihn allzu eifrig befehligt, um ihm beizuhelfen zu können. Im Staatsrath des Valens wurde sein Tod beschlossen; die Ausführung übernahm der Comes Trajan. Er veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, zu welchem Sapor eingeladen wurde; als aber Wein und Musik ihre Wirkung gethan hatten, entfernte er sich auf einen Augenblick, und gab das Zeichen der Ermordung. Ein hochwüchsiger Barbar trat in den Gessal, und näherte sich dem Könige von Armenien mit gekleidtem Schwert. Dieser vertheidigte sich zwar, so gut er konnte: allein er unterlag; und die mit dem Blute eines Feindes und Verhändlers besprengte Tafel des römischen Feldherrn sagte deutlich genug, wie weit es mit dem Verfall des römischen Reiches gekommen war: denn Hinterlist und Grausamkeit setzen sich nur im Gefolge der Schwäche dar.

Ein vollkommen gleiches Beispiel wurde an den Herra der Donau gegeben, und zog einen Krieg nach sich, in welchem Valentinian blieb.

Valentinian's Politik war nur damit beschäftigt, den Barbaren überall unübersteigliche Schranken entgegen zu stellen. Auf diese Weise führten sich die Quaden, als Udalasachara von Illiricum, bezeugt. Da auf ihrem Grund und Boden eine neue Feste angelegt werden sollte, so erklärten sie, daß sie dies nicht zulassen würden. Equitius, General-Commandeur von Illiricum, ging auf ihre Vorstellungen ein, und das angefangene Werk unterließ. Als dies an Valentinian's Hofe zur Sprache kam, wußte der Kaiser von Gallien, Maximian, so viel Schatz auf den Equitius zu werfen, daß dieser seiner Seele entsagte wurde. Maximian's Sohn, Marcianus, wurde sein Nachfolger. Dieser junge Mann, der sich ganz nach seinem Vater gebildet hatte, gab sich das Ansehen, als ob er die Vorstellung des Königs der Quaden gerecht fände; als er ihn aber zur Annahme einer Einladung vernachlässigte, versetzte er mit ihm nicht anders, als der Kaiser Trajan mit dem Abteig von Armenien. Nun waren zwar die Quaden nicht mehr, was sie zu dem Zeite des Marcus Antoninus gewesen; allein indem sie dem Befehl der Römer folgten, und sich mit den Germanen verbanden, fielen sie über Pannonien her, zerstörten die Städte, und geräumten, was ihnen Widerstand leisten wollte. Je mehr diese Gegenden von Truppen entblößt waren, desto unaufhaltsamer waren ihre Fortschritte. Selbst Sirmium würde nicht haben widerste-

hen können, wenn sie die erste Belagerung des Magl-
stratz und des Vellus bezeugt hätten. Ihre Jäger rei-
ten die Städte; denn als sie anlangten, waren bereits
Besatzungen zu einer nachtheillichen Vertheidigung getrof-
fen. Die wenigen Truppen, welche sie im Felde fan-
den, zu besiegen, war eine Kleinigkeit. Schon wurden
die benachbarten Stämme waruhig, und Mäxian würde
verloren gewesen seyn, hätte der junge Theodosius nicht
eine Standhaftigkeit bewiesen, wodurch er seines Vaters
würdig war.

Im Jahr 374 erblickte über das Schicksal Jüthraums,
erst Valentinian daselbst zum Kriege mit den Qua-
den; doch verstrich das Jahr 374 unter denselben. Mit
dem Frühling des folgenden Jahres brach er von dem
Ufern der Mosel auf. Nach seiner Ankunft in Ein-
münz machte er die Entdeckung, daß die Bewohner die-
ser Provinz vielfähig von den ersten Beamten gemiß-
handelt waren; doch ein römischer Imperator dieser
Zeit befand sich in der Lage eines Sultan, der seinen
Pascha'n alles erlauben muß, was seine Empörung ge-
gen seine Person anstößt; denn Unterthanen waren
nichts mehr, als die Quelle, aus welcher er seine
Machtmittel schöpft. Abhangend von dem Könige der
Quaden begangenen Mordes würde das Mittel gewesen
seyn, den Germanen Vertrauen einzusößen, und die
Ehre des römischen Namens zu retten. Statt dessen
brach Valentinian in das Land der Quaden ein, zer-
störte alles mit Feuer und Schwert, nur der Beleidig-
ung eingedenk, nicht der Unerkennung. Er entschloß sich,
die Vertilgung der Quaden in einem vorräthigen Feldzuge

zu beendigen, hatte er sein Winterquartier in der Nähe des heutigen Predburg genommen, als, während des Frühlings, die Abgeordneten der Quaden erschienen, um billige Friedensbedingungen zu machen. Er empfing sie mit der Strenge eines Tyrannen; aber indem er ihnen die Berechtigung seines Verfahrens zu beweisen suchte, und sich darüber erhielte, wurde er, im Angesicht der zahlreich erschienenen Versammlung, vom Schlage gerührt. Er war, als dies geschah, 54 Jahre alt, und seine Regierung hatte beinahe zwölf Jahre gedauert.

Sein ältester Sohn, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, stand in einem Alter von achtzehn Jahren, und war mit einer Edelin des großen Constantius vermählt, damit er die Rechte der Flavischen Familie mit den Rechten seines Vaters vereinigen möchte. Gleichwohl wagten es die Minister, Mellobaudes und Equitius, einen jüngeren Sohn des Verstorbenen, der, aus einer zweiten Ehe entsprossen, noch ein bloßes Kind war, zum Imperator ernennen zu lassen. Ihre Absicht hierbei war nicht zweifelhaft; nur daß Gratian, den die gallischen Heere bereits anerkannt hatten, seinen Beruf fühlte, ihnen hierin nachzugeben. Des Vortheils seiner Lage eingedenk, erklärte er, daß er den Sohn der Justina (dies war der Name der zweiten Gemahlin Valentinians) nie als einen Nebenbuhler, sondern als einen Bruder, erkennen werde; und indem er auf diese Weise aller Feindschaft auswich, ließ Justina sich von ihm trennen, mit ihrem Sohne nach Mailand zu gehen, während Gratian in Gallien blieb und den Zeitpunkt abwartete, wo er die gegen ihn

angewendete Verschönerung bestrafen konnte. Die Herrschaft war von jetzt an zwischen Gratian und Valens getheilt. Dieser, obgleich Oberhaupt des jungen Imperiums, hatte keinen Einfluß auf die Regierung des Westens; und indem der große Sturm, welchem das westliche Römerreich zu unterliegen bestimmt war, immer näher lag, gerieth Valens selbst durch seine Charakterlosigkeit und die elende Denkart seiner Minister in eine Lage, aus welcher ihn nur der Tod befreien konnte.

Die Erscheinung der Hunnen in Europa muß unbekannter Ursachen zugeschrieben werden; denn, was man darüber auch vermuthen möge, so stand doch im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das Menschengeschlecht nicht in solchem Zusammenhange mit sich selbst, daß die Begebenheiten der spanischen Welt den Europäern, ihrer Entzückung nach, hätten bekannt werden können. Die Hunnen selbst waren ein Hirtenvolk, welches, tapfer von Natur, sich durch die Auswanderung in die Reichthümerwelt gesetzt hatte, jedes ihm entgegenstehende Hinderniß zu überwinden. Von dem westlichen Ufer der Wolga ausgehend, stießen sie zuerst auf die Alanen, welche den Raum zwischen jenem Flusse und dem Tanais mit ihren Horden bedeckten. Hier waren unstreitig harte Kämpfe zu bestehen; doch die Hunnen siegten, sobald der König der Alanen in der Schlacht gefallen war, und nichts war natürlicher, als daß ein bedeutender Theil dieses zahlreichen Volkes sich an die Sieger angeschlossen, um Gefahr und Beute mit ihnen zu

theilen. Gemeinſchaftlich ſielen beide Vandalen-Völker über das gothiſche Reich her, das ſich in dieſen Zeiten von dem Poſtuo eximus bis zum baſtiſchen Meer erſtreckte. Noch lebte der große Hermanrich; aber die Schwäche eines Alters von mehr als hundert Jahren hatte ſein Muth vermindert, und die ungleichartigen Feindſchaften ſeines Reiches waren der Nothwendigkeit nahe. Er ſtarb, als die Hunnen und Alanen näher rückten; und Balthar, in deſſen Hände die Zügel der Regierung fielen, war nicht geeignet, den reiſenden Strom aufzuhalten. Die Kämpfe der Oſgothen endigten ſich mit einer entſcheidenden Niederlage, welche ihnen keine andere Wahl ließ, als ſich dem Schickſal zu unterwerfen, welches der Befehlshaber der Hunnen über ſie zu verhängen für gut fand. Jetzt blieben noch die Waſgothen übrig; che die Eroberer die Ufer des römischen Reiches gewinnen konnten. Athanarich, ihr Häupter, legte es auf eine Vertheidigung des Nieſer an; als er ſich aber umgesehen ſah, zog er ſich mit dem Vorſatze zurück, das Land zwiſchen dem Rhein und der Donau zu vertheidigen. Duvon durch die Furcht ſeiner Landleute verhindert, welche die Donau für die einzige Schutzwehr gegen die Uebermacht des Feindes hielten, begab er ſich mit einer Handvoll treuer Gefährten in die Gebirgsgegend von Gaucaland, wo er durch die waldumringlichen Wälder Eidentürgen geſchützt war, und überließ es den beiden Generalen Maribus und Frielgera, die ganze Volkſtamm über die Donau in das römische Reich zu führen.

Valens hatte, als dies geſchah, ſeinen Wohnſitz in Antiochien aufgeſchlagen, mit nichts ſo ſehr beſchäftigt,

als mit der Vertheidigung des Reiches gegen die Hellenen, und mit der Verbreitung des Arianismus. Nicht weniger als zweimal hunderttausend wehrhafte Männer steheten um Aufnahme in das römische Reich, und die ganze Volksmasse mochte sich leicht auf eine Million belaufen. Der Fall war einer von den außerordentlichen, welche, wie sehr sie auch überlegt werden mögen, immer gleich bedenklich bleiben. Vielleicht entschied ihn nichts so sehr, als der Gedanke, daß, da man zweimal hunderttausend wehrhaften Männern nicht leicht etwas versagen kann, man nachgiebig seyn müsse. Die Bittgesandten verlangten feste Wohnsitze in Thracien, wegen sie sich ansehnlich machten, dies Land gegen die Angriffe der Hunnen und Alanen zu vertheidigen; und Valens gewährte diese Bitte, wenn gleich unter der doppelten Bedingung, daß sie ihre Waffen abliefern und ihre Kinder als Geiseln geben sollten. Da diese Bedingungen von den Gothen angenommen wurden, so nahm die Uebersetzung über den berittenen Donau-Stram ihren Anfang. Sich von ihren Kindern zu trennen, kostete ihnen, wie es scheint, keine Mühe, weil sie die Beschwerden ahneten, welche der Aufenthalt in einem neuen Lande zu haben pflegt. Doch ihre Waffen abzugeben, dazu konnten sie nicht veranlaßt werden; und weil das Versprechen gethan war, so erkauften sie die Genehmigung der römischen Beamten, so theuer sie konnten. Das Lager, welches auf den Höhen und in den Ebenen Nieder-Wälschens aufgeschlagen wurde, gewann sehr bald ein furchtbares Ansehen; und als nicht lange nachher auch die Anführer der Ostgothen sich um

gleiche Kunst bewachen; prägt die abschlägige Antwort des Valens, wie sehr er seine frühere Nachgiebigkeit bereutete. Eine Million Menschen mehr konnte nicht verfehlen, den allgemeinen Markt zu vertheuern. Man hat den Ministern des Valens den Vorwurf gemacht, daß sie alles aufgeben hätten, den Antömianern das Daseyn zu erschweren; allein es ist sehr glaublich, daß sich dies ganz von selbst machte. Bald entstand eine gegenseitige Unzufriedenheit, die nur traurig endigen konnte. Die Gothen bezahlten, so lange sie Gold und Sklaven hatten; als sie aber nichts mehr geben konnten, erinnerten sie sich ihrer Waffen. Ueber diesen Umständen suchten sich die Minister des Valens der gothischen Anführer durch gewohnte Mittel zu verschaffen; allein sobald dies schlaggeschlagen war, konnte die Entschcheidung nicht länger ausbleiben. Das Heer des Imperators, von dem General Lupicinus angeführt, wurde bei Marcianopolis geschlagen; und von diesem Augenblick an spielten die Gothen den Meister in Thracien. Unstreitig wäre es noch möglich gewesen, sie zu gewinnen; denn sie hatten Einsicht genug, um zu begreifen, daß sie durch ihre Forderungen sich selbst am meisten schaden. Doch über diesen Punkt war Valens die Halsstarrigkeit selbst. Er kündigte an, daß er von Antiochia nach Constantinopel gehen würde, um diese Empörung zu dämpfen; und indem er seine besten Truppen aus Armenia abrief und seinen Vassen im Westen um Beistand ansprach, traf er wirklich Anstalten zur Vertreibung der Gothen. Die Schlacht bei Salices kostete indeß nicht, was man sich von ihr versprochen hatte;

und internen Feindern Mittel fand, sich durch Ostgothen, Alanen und Hunnen zu verstärken, suchte seine Macht so an, daß man dem Voratz entsagen mußte, ihn auf einen gewissen Raum zu beschränken.

Inzwischen war Gratian mit den Alemannen beschäftigt, und eben deswegen außer Stande, für seinen Oheim das Nöthige zu thun. Valens, welcher nach der Schlacht von Salices in Constaninopel angelangt war, sah sich als den Urheber aller der Unfälle betrachtet, welche über Thracien gekommen waren und die Hauptstadt bedroheten. Verhöhnt im Theater, konnte er in Constaninopel nicht ausharren; und sobald er bei dem Heere angekommen war, sollte Entscheidung erfolgen. Er schlug sein Lager bei Hadrianopel auf. Von beiden Seiten wurden Unterhandlungen gepflogen, bei welchen die Hinterlist der Barbaren nicht hinter der römischen zurückblieb. Als es zur Schlacht kam, gelang es Feindigen, die Römer in den Rücken zu nehmen. Die römische Reiterei entwich; und indem das Fußvolk von allen Seiten umringt und niedergeworfen wurde, konnte eine gänzliche Niederlage nicht ausbleiben. Valens selbst, verwundet, wurde von seinen Begleitern in eine Hütte geführt, wo man ihn verbinden und in Sicherheit bringen wollte. In der allgemeinen Verwirrung des römischen Heeres ward diese Hütte nur allzu bald von verfolgenden Völkern umgeben, die, als ihnen der Eingang verwehrt wurde, ihre Schwertspitzen tragen, die Hütte in Brand zu setzen. So kam Valens mit seinem Begleitern in den Flammen um, und allzu spät erfuhr die Gotthen durch einen Jüngling, der entkommen

war, welchen Schaden sie sich durch ihre Uebereilung zuzufügen hatten. Die Niederlage bei Hadrianopel war der von Cannä zu vergleichen: mehr als zwei Drittel des römischen Heeres wurden in derselben aufgerieben; und außer 35 Obersten wurden die beiden Generale der Kavallerie und des Fußvolkes todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Die Gothen belagerten Hadrianopel, ohne sich desselben bemächtigen zu können. Nur desto größerer Erbitterung setzten sie ihre Verwüstungen bis vor die Thore von Konstantinopel fort. Theodosius um sich zu rücken, theilte um ihre Lage nicht zu verschlimmern, er mordeten die Römer alle die Jünglinge, welche jenseits des Hellesponts waren verschifft worden, um als Soldaten für das Betragen ihrer Väter zu dienen; und dies geschah zu einer und derselben Stunde in allen beträchtlichen Städten, indem man diese Jünglinge auf den Markt führte und sie so umstellte, daß keiner entweichen konnte.

Gratian war auf dem Marsche nach Hadrianopel, als er die Nachricht von der Niederlage und dem Tode seines Oheims erhielt. Die Lage der kaiserlichen Provinzen war so gefährlich, daß es sich nicht ermaßen ließ. Gab es noch irgend eine Rettung, so mußte sie von einem Manne ausgehen, der die seltensten Talente vereinigte: Tapferkeit und Barmherzigkeit. Einen solchen glaubte Gratian an dem jungen Theodosius kennen gelernt zu haben; und wirklich betrug Theodosius seine Erwartungen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung des bisherigen Erfolgs der
Wiener Congreß-Acte vom 24. März
1815 über die Freiheit der Rhein-
Schiffahrt.

Wenn man dem Rheinstrom, unter dem liberalen Gesichtspunkt des Kosmopoliten, als ein von allen Nationen gemeinsam zu benutzendes Gut betrachtet, welches die freigebige Hand der Natur ihnen allen zur Beförderung des gegenseitigen Verkehrs darbietet: so kann man nicht anders, als sich von dem lebhaften Wunsche durchdrungen fühlen, daß das ganze civilisirte Menschengeschlecht dem Willkür der Natur auch wirklich gehorsame, und sich dieses Flusses zum Behuf des Handels so eifrig und eifrig bediene, als es nur irgend möglich ist, und daß, im Einklang mit solchem Streben, alle etwaigen Hindernisse der gemeinschaftlichen, theils mittelbaren, theils unmittelbaren Benutzung des großen Stroms beseitigt, und alle Nachregeln, die denselben flüchtig sein könnten, in Bewegung gesetzt werden möchten. Da nun die Natur selbst keine Hindernisse, oder nur solche in den Weg gelegt hat, die sich ohne große Mühe wegräumen lassen, und die wegräumen auch jeder Uferstaat auf jeden Fall und unter allen Verhält-

nissen ein natürliches Interesse hat: so kann nur von politischen Hindernissen, von menschlichen Einrichtungen, die etwa der Erfüllung jenes Wunsches im Wege stehen, so wie auf der andern Seite von kräftigen Beförderungsmitteln des Rheinhandels, die an die Stelle jener Hindernisse zu setzen wären, die Rede seyn. Unstreitig haben aber die an den Rheinfähren herrschenden Subsidien an dieser gedoppelten Beförderung der freien Rhein-Schifffahrt, sowohl an der negativen, als an der positiven, nicht nur das nächste Interesse, da ihre Handel treibenden Unterthanen sich nur dann möglichst gut sehen können, wenn eben die Communication der Völker vermittelt des Rheinstroms sich in blühendem Zustande befindet; sondern von jenen Subsidien hängt es auch zunächst ab, ob die raschsten Beförderungsmittel eines solchen Verkehrs angewendet werden sollen, oder nicht; — es hängt theils factisch von ihnen ab, so fern sie im physischen Besitze des Flusses und seiner Ufer sind, theils rechtlich, so fern noch neuem römischem Rechte der Fluß zum Staats Eigenthum gerechnet wird, und nach deutschem Staatsrecht unter der Landeshoheit des bestehenden Staates steht und zu seinem Territorium gehört. Eben darum wünschte er sich Glück, der Kaiser, weil seinem schönen Wunsche kommt nun ein Staatsvertrag entgegen, den gerade jene Staaten, deren Länder vom Rhein bespült werden, zu Wien abschließen, und dessen Ausführung noch außerdem einige andere vorzüglich dabei interessirte europäische Mächte garantirt haben. Am 21sten März 1815 war es, wo die Abgeordneten aller dieser Staaten in den Mauern

der alten Kaiserstadt eine Congreß-Vere unterzeichneten, durch welche eine freie Benutzung des Rheinstroms zum Behuf des Handels allen Völkern gegeben werden sollte, so weit es nur irgend möglich ist, und so weit sich nicht die Natur und die Rücksicht auf das Wohl des Handels im Ganzen, der respectiven Benutzung des Flusses etwa widerlegen.

Einem Jeden soll der Rhein eine offene Handelsstraße sein: — dies ist unabweichend in der Congreß-Vere ausgesprochen worden; und daß dieses zur Ausföhrung komme, war nicht ein untergeordneter, sondern der letzte Zweck des Vertrages.

Man sah zu Wien sehr wohl ein, daß die Hindernisse der freien Schifffahrt auf dem Rhein in früheren Zeiten nur in der eigenmächtigen Willkür der verschiedenen Uferstaaten, — (und wie oft haben nicht schon die lieblichen Rheinaufer ihrer Herren getrachtet!) — so wie auch in den monopolistischen Anmaßungen und gegenseitigen Neidungen einzelner Corporationen ihre Quelle hatten. Man sah sehr wohl ein, daß, wenn man diese Quelle verschöpfen wollte, von jedem theilhaftigen Uferstaate bedeutende Opfer gebracht werden müßten; — daß es mit solcher Absicht unvereinbarlich sey, wenn es jedem Uferstaate frei stände, auf der unter seiner Hoheit befindlichen Stromstraße die Schifffahrts-Abgaben willkürlich zu erhöhen, und die Schifffahrts-Polizei-Einrichtungen nach bloßem eignen Belieben zu treffen und wieder abzuladern. Eben so sehr war man überzeugt, daß, wenn nicht bloß die Hindernisse der freien Schifffahrt weggeräumt, sondern diese letztere auch positiv,

und zwar in möglichst hohem Grade, besichert werden sollte, noch größere Opfer zu bringen seien; — daß der Schützen-Tarif und der Mühl-Tarif für die Schiffsahrt, Abgaben auf dem ganzen Rhein gleichförmig seyn müßte, und eine Ungleichheit nur durch eine temporäre, aus der Veränderung im Gange des Handels entspringende, Nothwendigkeit würde gerechtfertigt werden können; — daß außer den fest regulirten Schiffsahrt-Schützen auf dem Rhein keine Abgaben von den Waaren-Transporten genommen werden dürfen; — daß die Polizei-Einrichtungen für die Rhein-Schiffsahrt ebenfalls gleichförmig seyn müssen, und Ungleichheiten nur um der Localitäten willen, und zum Vortheil der Beförderung des Handels im Ganzen erlaubt werden dürfen. — Man sah sehr wohl ein, daß die Staats-Berechnung aus der Schiffsahrt-Gehälte nur als ein Ersatz für die zum Wohl des Handels angewendeten Kosten betrachtet werden können, ja, daß der abschließende Vortrag nicht einmal als eine Sachlage anzusehen sey, worin jeder Contrahent im Verhältniß des angewendeten Kapitals auch mehr Gewinn habe, sondern daß der über den Kosten-Ersatz hinausgehende Gewinn jedes einzelnen Staates nur vom Zufall, d. i. von der nach den Handels-Verhältnissen und den Conjunctionen bald auf dieser, bald auf jener Strecke des Stroms größern Frequenz der Schiffsahrt, abhängen dürfe; — daß endlich auch die Unterthanen jedes respectiven Uferstaates aus dem über den Rhein gehenden Verkehr nur so viel Vortheil ziehen können, als mit dem Princip der Congreß-Reie, freie Schiffsahrt zum

Wesen des Handels, sich vertragen. Und ob man gleich diese Absicht der Sache sehr klar aufgesetzt hatte; ob man sich gleich nicht verhehlte, daß gerade auf die hier angedeuteten Punkte sich die Mittel zur Erreichung des vorgesezten Zieles reduciren würden: so ließ man sich doch nicht von dem betretenen Wege abkehren, sondern schloß den Tractat ab, worin als Grund-Princip die Freiheit der Rhein-Schifffahrt ausgesprochen, und eben jene mit Gedacht und Absicht gewählten Mittel mit fester Hand, und in großen allgemeinen Umrissen, verzeichnet wurden; man verfügte auch schon einige speciellere Maßregeln, und beschloß zugleich die Ernennung einer Central-Commission, die den Tractat in Vollziehung bringen, jene Umrisse gleichsam ausfüllen und zu Mainz ihren Sitz haben sollte.

Und mehr, dünkt uns, konnte man auch nicht thun; und wenn der edel denkende Verfasser der Broschüre: „Deutschlands Forderungen an den ersten deutschen Bundestag, Handlung und Schifffahrt betreffend, Heidelberg 1816,“ das Verfahren des wegen seiner Liberalität gefeierten Herzogs von Nassau in Absicht der auf die Rhein-Schifffahrt zu legenden Abgaben den Fürsten anrühmt: so kann dasselbe doch wohl nicht Ein- für alle Mal und für sämtliche Rheinstaaten zur Norm dienen; denn völlige Freiheit von Abgaben ist unausführbar, da die Staaten ein solches Capital der für die Schifffahrt zu verwandenden Ausgaben haben müssen, und dieses Capital am billigsten aus dem Handel bezogen werden wird. Eine bloße Abgabe vom Schiff, analog den Recognition-Gebühren, wäre aber wohl nicht thun-

lich, weil diese Abgabe sehr unsicher seyn und den Handel auf eine ungleiche und äußerst veränderliche Art in Contribution setzen würde. Wenn übrigens so viele Steuern auf die Rhein-Detrol angewiesen sind, so muß man bedenken, daß auf der einen Seite diese Steuern doch irgendwo erhoben werden müssen, und daß auf der andern Seite dieselben nicht eine so ungeheure Summe betragen, um sie nicht vom Rheinhandel nehmen zu können, ohne diesen zu stören. Noch und noch wird aber auch diese Summe allerdings sich vermindern können; und dann kann freilich der Rheinhandel desto mehr Begünstigungen genießen.

Der Tractat steht nun da, und ist von den respectiven Cavernäten sanctionirt worden; er bedarf also nur der consequenten und zu einem harmonischen Ganzen bildenden Ausführung, um das begewachte Resultat herbeizuführen.

Jüngste Freude ergreift den an dem Wohl der Völker theilnehmenden Historiker und den Menschenfreund überhaupt. Die Ueberriekung einer großen Anzahl von Euerden über einen edlen Zweck, und außerdem die Wahl der richtigen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, hat er mit lebhaftem Wohlgefallen zu bemerken, und es ruhet sein Auge um so lieber auf diesem weltgeschichtlichen Schauspiel, wenn er sich erinnert, daß schon so oft auf unserm Erdball die Ausführung des schönsten Entwurfes an den falsch gemählten Mitteln, oder an der Unbegierigkeit, die sich der Ausführung entgegenstellte, gescheitert ist.

Um so mehr muß sich aber auch sein Auge mühen,

wenn es entsteht, daß einer der Rhein-Uferstaaten stößt (die Niederlande) dem Zwecke der Congreß-Akte entgegen zu handeln und die freie Rhein-Schifffahrt, wenn nicht für immer, doch für's Erste, durch Anwendung aller der möglichen Mittel, die ihm zu Gebote stehen, hemmen zu wollen, die Akte annimmt. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß dem so ist. Um dies aber hier zu beweisen, und um auch zu übertragen, in wie fern das Verhältniß der deutschen Uferstaaten zu Holland es rathsam macht, die Stapel nicht so fort und ohne weiteres *de facto* aufzuheben, wollen wir:

Zuerst darzustellen versuchen, wie der niederländische Staat sich durch seinen diplomatischen Agenten bisher erklärt, welche Forderungen er durch diese Erklärungen gegen die übrigen Rheinaufer-Staaten an den Tag gelegt hat, — mit andern Worten: welches das Benehmen seiner Regierung, den Regierungen der mitcontrahirenden Staaten gegenüber, bei den Unterhandlungen über die Rhein-Schifffahrt, bisher gewesen ist.

Dieses Benehmen muß man im Zusammenhange betrachtet haben, um dann

Zweitens, indem man sich vom diplomatischen Schauplatz abwendet, sich die übrigen Schritte des benannten Staates, die Staatsregeln hinsichtlich der Rhein-Schifffahrt, die er theils selbst genommen, theils zugelassen hat, zu erklären, und, indem man noch auf einige andere Umstände, die das Verhältniß der deutschen Rheinstaaten zu Holland erläutern, einen Blick werft, einzusehen, daß die ersteren bei einer übereinstimmenden Aufhebung der Stapel gar sehr übererhältet werden würden.

Wir werden übrigens bei dieser doppelten Darstellung und öfters auf gebrachte und angebrachte Nachrichten beziehen, theils stillschweigend, theils mit namentlicher Aufzählung, unter andern auch auf die Denkschrift, welche die sächsische Handelskammer zu Anfang dieses Jahres herausgab^{*)}. Hierbei glauben wir nur noch bemerken zu müssen, daß wir die in dieser und andern Proschüren und Aufsätzen enthaltenen Behauptungen und nur dann annehmen wollen, wenn sie uns der Wahrheit angemessen zu seyn scheinen, und daß wir die Wünsche der Verfasser nicht anders, als in so fern sie sich mit den liberalen, der Wiener Congreß-Akte zum Grunde liegenden Ansichten vereinigen lassen, zu den unsrigen machen wollen.

Was nun

I.

die Erklärung betrifft, die das niederländische Cabinet bei den Verhandlungen über die Rhein-Schiffahrt mit den andern Rheinflaß-Staaten hat abgeben lassen, so wird freilich niemand leugnen, daß diese Erklärungen in mancher Hinsicht großes Vertrauen erlösen müssen. Der Gesandte des Königs der Niederlande bei dem Wiener Congreß-Comité für die Fläß-Schiffahrt, Herr Baron von Sporn, ging im Namen seines Herrn den Tractat, der die freie Rhein-Schiffahrt, von

*) Denkschrift der Handelskammer zu Eilen über die Befreiung des Handelsverkehrs der Stadt Eilen, in Verbindung mit der ganz freien Schiffahrt auf dem Rhein, vortrueht in den Hies verhandelt. — Eilen, 1816, gedruckt bei Zühlke.

dem Punkt der anfangenden Schiffbarkeit bis an's Meer, auspricht, ohne allen Vorbehalt ein, und Holland machte sich für die Erfüllung des Tractats nicht weniger verbindlich, als die jeder andere pönsichrende Uferstaat.

Da ferner auf der einen Seite die Verhältnisse auf dem niederländischen Rhein so individualisirt sind, und nicht auch Art der auf dem deutschen Rhein noch als Krieg geltenden Conventionen vom Jahr 1804 eingerichtet sind, auf der andern Seite aber es mit Recht unbillig gefunden ward, von Holland für den preussischen Zeitraum, d. i. in der Zwischenzeit bis zur Vollzugsbringung der Congreß-Acte, die Anwendung der Convention von 1804 auf die dortigen Schifffahrts-Verhältnisse zu verlangen: so erklärte der niederländische Gesandte am 28ten Februar 1815, und die übrigen Staaten begnügten sich damit, daß man auf dem niederländischen Rhein, d. h. auf dem Armen des Rheins, die in's Meer gehen, und die so eben Holland besitze, bis zur bestimmten Regulirung der in der Congreß-Acte angegebenen Punkte, den Status quo beibehalten und, übrigens die Péages, Waffensölle, erst in Folge dieser Regulirung abschaffen wolle; (cf. Küblers Congreß-Acten, Heft IX. S. 106 *). Eben der Gesandte

*). Mr. le Baron de Spaen ayant eu des doutes sur ce qui concerne la détermination plus précise de la dénomination du Rhin dans les parties qui traversent les états de la Hollande, en est tombé d'accord que les deux branches du Waal et du Lek sont à comprendre sous celle du Rhin, et sont les seuls débouchés qui, en oppo-

wendete auch nichts gegen den Beschluß ein, sowohl die Waal, als auch den Rief als Arme des Rheins gelten zu lassen und in den Vertrag einzuschließen (cf. dieselbe Stelle der Klüber'schen Congress-Acten.) —

Um nun nicht von unbilligem Argwohn geleitet zu schienen, wollen wir auch gern annehmen, daß der Herr Gesandte bei seiner Reise vom 4ten März 1815 (cf. Klüber, Heft X. S. 219), zufolge deren bloß der Rief für Fortsetzung des Rheins, und die Waal für Fortsetzung der Waas erklärt wurde (cf. Klüber, Heft X. S. 213), keinesweges die Rheinfreiheit zu paralysiren gesonnen gewesen sey; wir wollen gern glauben, daß er weder für den, bis zur Ratification der Congress-Acte auf die Waas verlaufenden Zeitraum (cf. Klüber, Heft X. S. 145) provisorische Vortheile beschlachtet habe, noch auch, wie die Elöner Handelskammer geglaubt hat (cf. Denkschrift der Elöner Handelskammer S. 24), um fortdauernd und definitiver Vortheile willen unter der Waal als Fortsetzung der Waas bloß den Theil der Waal verstanden habe, der sich vom Einflusse der Waas bis zum Meer

ation aux rivières et canaux qui appartiennent à la navigation intérieure, sont dans la catégorie des objets à régler par la convention de laquelle on s'occupe.

Mr. le Baron de Spau a de plus déclaré, qu'en attendant la suppression des Péages sur ces embouchures que la Hollande est dans l'intention de faire, les droits à percevoir dans l'exercice de ces embouchures ne seront point élevés jusqu'à l'arrangement définitif sur la navigation, et qu'il n'y aura pas non plus immédiatement aucun droit de relâche forcé, ainsi peu qu'il en existe maintenant.

erstreckt, nicht aber zugleich den von diesem Einflusse des zum Rhein sich erstreckenden Theil. Wir wollen auch gar nicht die von der Elbster Handelskammer (consl. Denkschrift S. 6, 7, 8) vorgebrachte Beschuldigung auszuheben machen, daß zu Amsterdam, Rotterdam und Dordrecht Stapel existirten, und daß Hr. Baron von Spen die Existenz derselben absichtlich, und zum Nachtheil des deutschen Handels verschwiegen habe, sondern und lieber zu der Meinung gelangen, daß die in jenen Seehäfen Statt findenden Umladungen nicht als Stapel, d. i. als Umladungen, aus monopolistischem Eigenthum und Zwang von Seiten Hollands entstanden, zu betrachten seyen, oder daß sie, wenn sie auch dieser unreinen Quelle ihren Ursprung verdankten, doch jetzt im Ganzen mit der Natur der Schifffahrt und der Existenz des Handels nicht unvereinbar seyen; wir wollen annehmen, daß die deutschen Seehäfen, ob sie gleich durch die Congress-Acten ein jus quæsitum auf die über See gehende Schifffahrt, wie sie vor der niederländischen Revolution gegen Spanien wirklich existirte, erhalten haben, doch wenigstens für den Augenblick es nicht als sehr wesentlich für ihren Vortheil haben werden, durchaus auf die sofortige wirkliche Ausübung dieses Rechts zu bestehen. Wir wollen annehmen, daß eben so die Umladungen zu Brausem nicht für Monopole zu halten seyen, indem dieselben auf freiwillig überlegestemmenen Decreten preussischer deutscher Seehäfen, z. B. Danzig, Düsselberg u. d. m. und holländischen Seehäfen beruhen, — und daß überhaupt nirgends in Holland ein Stapel, d. i. eine ob-

ganzlich gezwungene Umladung, existire. Wir wollen nicht im Zweifel stehen, daß der niederländische Gesandte zu Wien wirklich eben diese Ansicht gehabt und wahr zu reden geglaubt habe, wenn er erklärte, es bestände sich in Holland kein Stapel und solle auch keiner angelegt werden. Wir wollen uns gern überreden, daß sich Holland, wenn das Best des Handels im Ganzen es erfordern sollte, bereit finden lassen werde, jene Umladungen aufzuheben, aber doch, wenn auch die Beuren nach den Seehäfen beßeren blieben, jedem zur Befahrt qualifizierten Schiff außer der Beuren den Durchgang in's Meer zu gestatten Willens sey. Wir wollen auch nicht übersehen, daß der niederländische Commissarius bei der Central-Commission zu Mainz erklärt hat: sein Gouvernement werde sich über den Zustand der Dinge auf dem dortigen Rhein deutlich erklären, sobald nur die Central-Commission zu der Bearbeitung des in Folge des letzten Artikels der Congreß-Acte zu verfertlgenden definitiven Reglements schreite, und man wolle dieses Reglement wirklich seiner Zeit auf den Ausflüssen des Rheins in Anwendung bringen. Wir wollen es endlich für wahrscheinlich halten, daß Holland sich nicht des Sarcasmes, wegen so viel die Rede ist, bedienen werde, wenigstens nicht in dem Maße, wie so mancher besorgt, um die in dem Wiener Staats-Vertrage eingegangenen stipulationen im Erfolg unthätig zu machen.

Über weiter glauben wir nicht in der Vertheidigung der aufrichtig guten Gesinnungen Hollands stehen zu können, und wir sind es nicht bloß dem politischen

Interesse der theilhaftigen Staaten, sondern schon der bloßen theoretischen Wahrheit schuldig, nun auch die Schattenseite der Sache uns vorführen zu lassen und die Gründe anzugeben, welche unser Vertrauen zu jenen Beschlüssen einigermaßen schwächen müssen.

Diese Gründe lassen sich nun, so weit von den diplomatischen Verhandlungen die Rede ist, auf folgende Punkte zurückführen:

1) Die eben abgezeichnete Erklärung des Herrn Baron von Spaen bezieht sich, genau genommen, nur auf das Abgaben-Wesen, aber nicht auf das Schiffsahers-Polizei-Wesen, außer, so fern versprochen wird, im interimistischen Zeitraum keinen Stempel anzulegen. Es hat wenigstens großen Anschein, daß Holland sich wirklich in Absicht der Schiffsahers-Polizei-Einrichtungen fast gar nicht hat wollen die Hände binden lassen. Doch wollen wir auf dieses Argument kein gar zu großes Gewicht legen, sondern halten dafür, daß die Erklärung auch in weiterem Sinne interpretirt werden kann, und daß der Herr Gesandte jene Regel des Sprachgebrauchs: *a posteriori est denominatio*, hier hat in Anwendung bringen wollen.

2) Obgleich Holland, was die Abgaben betrifft, in jener Note bestimmt zugesagt hat, die Wasserzölle interimistisch nicht zu erhöhen, und im definitiven Zustande bloß die congruentspigen Schiffsahers-Gebühren auf dem Rhein zu erheben: so muß man es doch auffallend finden, daß dieser Staat nicht noch mehr versprechen, und ins Besondere nicht zu einer baldigen Aenderung des Finanz-Systems zu Gunsten der Rhein-Schif-

fehlet sich hat versehen wollen. Denn wirklich waren im Jahr 1812 die in der Convention von 1804 festgesetzten Schiffsahrt-Schäporen auch auf den holländischen Rhein angewendet und, in eben der Art, wie früherhin auf dem deutschen Rhein, nach den Ufer-Deutungen vertheilt worden; erst im Winter 1814 hatte man diese Einrichtung wieder abgeschafft und, statt derselben, die in älteren Zeiten zu Bruchheim und Wymwegen bestandenen Rheingölle wieder eingeführt.

Diese letztern hatten also im März 1815 kaum ein halbes Jahr bestanden; um so eher hätte also Holland sie wieder abschaffen und recht bald die seit dem Jahr 1812 bestandene Verfassung der Schiffsahrt-Schäporen wieder einführen können. Dazu kommt aber noch, daß die ganze Kreuzung vom Jahr 1814 eigentlich gegen den Geist des Pariser Friedens vom 30ten Mai desselben Jahres war, der alle Veränderungen in dieser Angelegenheit ausdrücklich dem Wiener Congresse vorbehielt; denn im Art. 5. heißt es: *et l'on s'occupera au futur Congrès des principes d'après lesquels on pourra régler les droits à lever par les États riverains, de la manière la plus égale et la plus favorable au commerce de toutes les nations.* — Eben so ist es auch auffallend, daß Holland sich nicht auf Veraprechungen in Rücksicht der Douanen einlassen wollte, und auf solche Art sich das Recht zu erwerben suchte, die Rhein-Schiffsahrt im Interimistico mit den Douanen nach Belieben zu verapochen und zu prängen.

3) Es erscheint nicht als ungläublich, daß das

sogenannte Seerecht der Rhein-Schiffahrt. Freiheit Ein-
trag thun werde. Denn wenn die niederländische Re-
gierung wirklich dem droit fluvial ein eigenes droit
maritime entgegensetzt, ohne doch beide zu definiren;
wenn sie, dem zufolge, die Abgaben in den Seehäfen
nicht zu den auf die Fluß-Schiffahrt fallenden lassen
rechnet, und zwar die Arme des Rheins bis an's
Meer frei machen, am Meer aber, in den Seehäfen,
den Handel mit Zöllen und Abgaben vollständig belassen
will: so ist die Rhein-Schiffahrt nicht bloß interim-
istisch, sondern Ein- für alle Mal, vernichtet; es ist
dann mit der Einen Hand genommen, was mit der an-
dern gegeben war.

4) Der niederländische Bevollmächtigte zu Mainz
hat sich, wie verlauten will, trotz allen dringenden Auf-
forderungen, die der preussische Commissarius auf Ver-
anlassung häufiger Klagen von mehreren preussischen
Handelsstädten dem Vernehmen nach an ihn ergelien
lassen, in keiner Hinsicht erklären wollen, welches denn
eigentlich der jetzige Status quo auf dem holländischen
Rheinstrom sey. Namentlich hat er nicht Auskunft dar-
über geben wollen, wie viel die Licenzen, die Passports
und das Transit-Rede überhaupt, betragen, und ob man
in Holland bei den Nachladungen der aus Deutschland
kommenden Schiffe unparteiisch verfähre. Die deut-
schen Uferstaaten wissen daher selbst nicht, worauf sie
zu dringen haben, wenn sie die Beibehaltung des Sta-
tus quo verlangen wollen; ja, sie wissen nicht, ob der
Status quo vom ersten Februar 1815 bis jetzt zum
Nachtheil des ausländigen Handels verändert worden

ist oder nicht, und ob, wenn die Niederlande im Herbst 1816 den Status quo versprachen, von einer Zurückführung auf den vom 29ten Februar 1813 der Rede sein müsse oder nicht. — Es ist ihnen ja nicht einmal genau bekannt, wie dieser Status quo vom 29ten Februar 1813 eigentlich beschaffen war.

Dagegen bringt man

5) nichts desto weniger von Seiten Hollands auf eine schnelle Abschaffung der Stapel-Nachte von Wein und Wein; man verlangt die Aufhebung der pärtijen Handelsrechte der freien Rhein-Schiffahrt, die in Deutschland existiren; man will also die Ausführung der ersten Hälfte des 19ten Artikels der Wiener Congreß-Acte, der die abolition des droits de relâche von Wein und Wein verordnet, ohne doch in irgend einer Hinsicht auf dem holländischen Rhein Anstalten zu einer größeren Freiheit der Schiffahrt zu machen, und irgend etwas in dem interimistischen Zeitraum zu thun, oder doch zu versprechen, was zur Ausführung der zweiten Hälfte eben jenes Artikels — Freiheit der Rhein-Schiffahrt bis an's Meer — etwas beitragen könnte. Man achtet nicht auf das preussische Commissariat zu Mainz Vorstellungen, daß durch die interimistische Instructionen entweder allein der 6te Artikel der Congreß-Acte in Vollzug gesetzt und nicht dem einige Bedingungen in Hinsicht der ebenen Administration der Rhein-Schiffahrt, oder, wenn auch der 19te Artikel in seiner ersten Hälfte durch jene Instructionen zur Ausführung kommen sollte, dies ebenfalls mit dessen zweiter Hälfte und dem ersten Artikel, der die Rhein-

Schiffahrt-Freiheit im Allgemeinen ausspricht, der Fall sein müsse. Man stellt dem Grundsatz auf, daß im interimistischen Zeitraum in Holland der (für den Ausländer so lange) Status quo beibehalten werden, in Deutschland aber Modifikationen eintreten müsse; und diese Modifikationen sollen eben in der Ausübung der Stapel bestehen. Bei diesem Gegensatz wird aber überaus keine befriedigende Aufklärung darüber gegeben, in welcher Ausdehnung denn jener niederländische Status quo zu verstehen sey, d. i. auf welche Gegenstände man den Ausdruck eigentlich bezogen wissen wolle. Man beruft sich darauf, daß bei der Einführung der Convention von 1804 auf dem deutschen Rheine Holland vom Genusse der Vortheile, die aus dieser Convention dem Handel erwachsen, nicht ausgeschlossen sey, und behauptet, per analogiam müßten auch jetzt ohne weiteres die Stapel sowohl für Holland, als für jeden andern Staat, abgeschafft werden, und es könne von gleichzeitigen gegenseitigen Befreiungen des ersten Staates, von Ermächtigung der Schiffahrt auf dem dortigen Rheine, nicht die Rede seyn; man läßt aber dabei unberücksichtigt, daß damals Deussen gegen Holland zu existiren, neigten Preußen die jetzt dergleichen noch gar nicht an den holländischen Grenzen errichtet hat. Man will die edle Absicht der Seesankten zu Wien, die sie bei der Verordnug einer interimistischen Instruction hatten, daß nämlich die Freiheit der Schiffahrt bald möglichst im möglichst größten Umfange realisirt werden möge, allerdings auf dem deutschen Rheine erfüllt seyn, aber auf dem holländischen soll dieselbe nicht

bezeugen werden können. Man wünschte eine ganz besondere Art von interimistischem Zustande herbeizuführen, die bloß für Holland vortheilhaft wäre, wovon aber in der Congreß-Acte nichts gesagt ist.

Man wünscht,

6) wie sich kaum bezweifeln läßt, diesen Zeitraum eines so unnatürlichen Interimistisches möglichst in die Länge zu ziehen, wiewohl die Gesandten, welche die Congreß-Acte abgeschlossen, dergleichen gar nicht beabsichtigt haben. Unterdessen möchte man in diesem Zeitraum, besonders von der Epoche der Aufhebung der Stapel an, alle die Vortheile, in deren Besitze sich Holland schon befindet, noch weiter genießen, und sich deren auch noch mehr verschaffen.

Und wenn etwa in der interimistischen Instruction die Aufhebung der Stapel zwar ausgesprochen, die Kungsfahrten aber nicht abgeschafft, und so die Stapel de facto beibehalten würden, so möchte Holland gern durch seine große Concurrenz in der Schifffahrt jenen Kungsfahrten ihre Alimentirung nehmen, und die in der Instruction nur de jure aufgehobenen Stapel auf diese bloß ihm vortheilhafte Art recht bald auch de facto verschwinden machen.

Nur der Beobachter, der diese den Niederländern sich eröffnenden Aussichten nicht übersieht, kann es begreiflich finden, daß

7) der niederländische Commissar zu Mainz von den, einer sofortigen Aufhebung der beiden Stapel sich widersprechenden Umständen keine Nothiz nimmt, vielmehr die Geschwindigkeit derselben zu beweisen trachtet.

Da nämlich, laut dem zehnten Artikel der Congreß-Acte, die Central-Commission so bald als möglich eine interimsische Instruction erlassen, und in derselben zugleich auf die Rhein-Schiffahrt-Convention von 1804 gegründete Einrichtung, die in Folge des vorerwähnten Wiener Vertrages Ein- für alle Mal aufgehoben werden muß, und als solche schon deutlich in derselben bezeichnet und benannt worden ist, ganz oder zum Theil, und so viel als möglich, wirklich aufheben soll: so be- hauptet Herrand, indem er sich nur an die letzten Worte hält, daß die Commission die Stapel sogleich abschaffen müsse; denn diese seien ja — sagt er — im 19ten Artikel der Congreß-Acte eben als solche In- stitutenen bezeichnet worden, die aufgehoben werden sollten.

Hier fragen wir nun aber: ob nicht schon bei den Verhandlungen zu Cassel, Lüneville, Regensburg und Paris unser Freiheit der Schiffahrt, nebst einigen andern Punkten, hauptsächlich auch möglichst geringe Belastung durch Abgaben verhandelt wurde.

Und ist nicht, fragen wir weiter, im 7ten Artikel der Convention über die durch mehrere Territorien lau- fenden Flüsse überhaupt (cf. Klüber, Heft X. S. 256) ausdücklich gesagt worden, daß die Stapel beibehalten werden sollen, wenn es für den Handel im Ganzen nützlich erachtet würde? Folgt nun nicht hieraus als natürliche Willkür, daß in dem Moment, wo die Stapel aufhören, auch die andern Hindernisse der Frei- heit der Schiffahrt ein Ende haben müssen? — und daß, da eine bloße sofortige Aufhebung der Stapel dem

Handel im Ganzen gar sehr zum Nachtheil gereichen würde, diese Aufhebung durchaus bis zur Ausbeinader-
setzung mit Holland verschoben werden muß? Doch
dies wird erst weiter unten völlig klar werden können,
und ohne so weit auszuholen zu dürfen, brauchen wir
jetzt nur zur Congress-Acte selbst zurückzukehren, um zu
zeigen, daß Holland eigentlich nicht auf eine sofortige
und unbedingte Aufhebung der Stempel dringen kann.

Dieser Staat stellt nämlich die einem solchen vor-
eiligen Schritte entgegenstehenden, zur Verhütung aller
Anarchie und alles daraus entstehenden Unheils nothwendig
angeordneten Verfügungen der Congress-Acte ganz in
den Hintergrund, die nämlich: daß an die Stelle der
aufgehobenen Einrichtungen auch sogleich neue ge-
setzt werden sollen (laut dem nämlichen Art. 31, der
von der interimistischen Instructionen handelt); — daß
überhaupt nicht Anarchie und Unordnung, sondern auf
jeden Fall eine regelmäßige und möglichst gleichförmige
Polizei-Ordnung auf dem Rhein Statt finden soll
(laut Art. 27.); — daß eine Polizei-Ordnung nicht
für unvereinbar mit der Freiheit der Schifffahrt anzu-
sehen ist (laut Art. 1.); — daß endlich die Freiheit der
Rhein-Schifffahrt nicht bloß auf Deutschland und die
beiden Stempelrechte, sondern auch auf Holland und alle
andere Hindernisse, die noch außer diesen genannten
existirten und in Zukunft noch entstehen könnten, zu be-
ziehen sey, und daß alle diese Einschränkungen der Frei-
heit der Schifffahrt eben so gut aufgehoben werden
sollen, als die Stempel von Köln und Mainz (laut
Art. 1, 3, 4, 21, 22, 24, 25.).

Alle dies ist aber auf den ersten Blick um so unbegreiflicher, da in den Niederlanden so viel Handelsgeist und Auantz des Commercios herrschend, ja mit dem National-Charakter gleichsam vermischt ist; — da dort sicherlich ein Jeder weiß, daß eine theils Ordnung neben der Freiheit bestehen kann, und auf der andern Seite Freiheit ohne Ordnung zu einem monströsen Uuding ausarten würde; — und da man ind Besondere auf solchen Fall verkennt, daß die Stapel von Waare und Geld mit dem ganzen Schiffs-fahrt-Poliz.-System nicht bloß zusammenhangen, sondern auch die Stützpunkte der Ordnung auf dem Mittel- und Ober-Rhein und in gewisser Rücksicht auf dem Nieder-Rhein sind. Wie würde es wohl möglich, daß Holland bei den Verhandlungen über die Wiener Convention die sofortige und unvorbedachte Aufhebung der Stapel begehrte, wenn es nicht darauf hinstrebe, daß von ihm allein die neue Regulirung der Schiffs-fahrt-Verhältnisse und eine hieraus zu entwickelnde neue Ordnung der Dinge ausginge! Es würde ja sonst sich selbst widersprechen, sich selbst in zwei Personen theilen, seine eignen Principien umstoßen.

Wenn es nun auch scheinen könnte, daß wir bei diesem kleinen Gemälde und hätten von tadelwürdigen Mißgrauen keinen lassen, und daß dasselbe nicht der Natur getreu sey; — wenn es auch scheinen könnte, daß Holland, wenigstens zur Zeit der Wiener Verhandlungen, es vollkommen aufrichtig gemeint habe: so werden wir doch die jetzt folgende Darstellung für wahr halten, und gleichsam von selbst auf die Vermuthung

kommen müssen, daß auch das erste Bündniß nicht mit tieferlichem Dunkel umworfen sey, oder daß wenigstens einige Zeit nach der Abschließung der Congress-Akte Holland seine Bestimmungen in etwas geändert haben müsse.

Wir wollen nämlich jetzt

II.

in Beziehung auf die Schritte, welche die niederländische Regierung rücksichtlich der Rhein-Schifffahrt, abgesehen von den Verhandlungen über die Wiener Congress-Akte, schon wirklich that oder geschehen ließ, die daraus hervorgehenden Ergebnisse, und das für die Niederlande sehr vortheilhafte und in mehrfacher Hinsicht mit dem Geiste der Congress-Akte unvereinbare Verhältniß dieses Staates zu den deutschen Rheinfländern klar zu machen versuchen, welches uns besonders durch eine vorläufige Aufhebung der Zempel von Mainz und Elben herbeigeführt werden würde.

Wir werden uns übrigens auch hier ganz und gar vom Gefühl der Billigkeit leiten lassen. Wenn wir daher von den Vortheilen reden, in deren Besitze Holland sich befindet, und die es noch erlangen kann: so behaupten wir damit keinesweges, daß diese Vortheile klammheftig unrechtlich und unvereinbar mit der Freiheit der Rhein-Schifffahrt seyen, sondern wir gesehen ein, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo man mit den Niederlanden über die Rhein-Schifffahrts-Verhältnisse übereingekommen seyn wird, dieser Staat aber aus dem Status quo entspringenden Vortheile mit Recht genießt; dieser Status quo ist ihm ja, wie wir bei einer Betrachtung

des Geistes der Verhandlungen im Ganzen wohl annehmen können, in Absicht der Wasserpolizei ausdrücklich, in Absicht der Douanen und der Schifffahrts-Polizei aber stillschweigend, anerkannt werden. Eben so glauben wir auch nichts gegen allen Gewinn erinnern zu dürfen, der ihm von dem Zeitpunkt der Regulirung der Schifffahrts-Verhältnisse an zu Theil werden mag, so fern diese Regulirung nur ohne Eintrag für die Freiheit der Rhein-Schifffahrt und die stipulationen der Congreß-Acte geschehen seyn wird. Und diese Ansicht der Dinge giebt uns eben die wichtigsten Bewegungsgründe, in Hinsicht alles dessen, was man

1) die Schifffahrts-Polizei betrifft, und nur kurz zu fassen, wiewohl wir unten bei den Bemerkungen über das Binanzwesen auf ein weitläufigeres Detail werden eingehen müssen.

In Hinsicht des Polizi-Wesens kann man nämlich, wenn man nicht das Ganze überseht, sich leicht verführen lassen, in Hollands Rhein-Schifffahrts-Verhältnissen mit Unrecht eine Menge einseitiger und zum Theil unbilliger Vortheile auf Seiten dieses Staates zu finden. Von einer solchen schiefen Ansicht wollen wir uns frei zu halten suchen; und da nun hier der Ort nicht ist, von den beiderseitigen, sowohl auf Deutschland, als auf Hollands Seite, sich findenden Vortheilen zu reden: so finden wir nur folgende Bemerkungen nöthig und wesentlich zu unserem Zweck.

Schon in der oben angeführten Druckschrift der Elbster Handelskammer ist (S. 23) von den handelskundigen Grundgebern darauf hingewiesen worden,

daß ohne Zweifel nach der Aufhebung der Stapel in Deutschland sich sehr bald eine directe Fahrt zwischen Amsterdam, Rotterdam und Dordrecht einrichte, und Frankfurt und Straßburg antreffe, und dadurch der Ruin des Speikens- und Zwischen-Handels, so wie auch manches Nebenwerkes einer Menge von deutschen Rhein-Schiffen vorbereitet werden würde.

Diese und die damit verwandte Befürchtung, daß überhaupt Holland ein sehr bedeutendes Übergewicht in Rücksicht des Rhein-Schiffahrts-Verkehrs durch die Aufhebung der Stapel erlangen werde, — scheint allerdings nicht ungegründet zu seyn.

Um hierin unserer Meinung beizupflichten, braucht man nur zu wissen, welche Mittel die benannten Städte in ihrem Reichthum haben, dergleichen große Handels-Operationen in's Werk zu setzen, und wie unverhältnißmäßig groß schon jetzt die Zahl der holländischen Schiffer gegen die der Deutschen ist. Wenn man aber zugleich das eben erwähnte Benehmen Hollands bei den diplomatischen Verhandlungen im Auge hat: so muß man noch deutlicher einsehen, wohin eine vortheilhafte Aufhebung der Stapel von Mainz und Köln führen könnte. Holland hat sich nämlich, wie wir gesehen haben, in Rücksicht des Schiffahrts-Verkehrs gänzlich freie Hand gelassen; wenigstens scheint es die Zusage des Status quo nicht gerade auf die politischen Eintragungen in ihrem ganzen Umfange bezogen zu haben. Es ist daher nicht unglaublich, daß es unter dem Drucke der Freiheit der Rhein-Schiffahrt, welche die contrahirenden Staaten begehrt haben, und unter dem

Vorwände, daß diese Freiheit durch die Aufhebung der
 Censur wesentlich in Ausübung gebracht sey, gar manche
 neue Einrichtung ohne weiteres sich erlauben werde.
 Und wenn etwa um der Ordnung willen, trotz der Ab-
 schaffung der Censur, die mittel- und ober-rheinischen
 Handelsstädte, nicht als *Bildungs-Veranstaltungen*, aber doch
 als nützliche *Polizei-Anstalten*, im Interimistischen beibe-
 halten werden sollten: so kann es immerhin sich neh-
 men, diesen Handelsstädten keinen Eintrag thun zu wol-
 len; daraus folgt noch gar nicht, daß sein Han-
 deln mit dem Norden übereinstimmen werde. Würden
 hingegen die Handelsstädte zugleich mit den Censuren für
 aufgehoben erklärt, so würde sich Holland desto freier
 auf dem Rhein bewegen, und denselben als eine *Na-
 turbarriere* behandeln, wozu ihm die Niederländer zustimmen,
 den deutschen Rheinstädten aber nur die Verwaltung
 zur Last fiel. Daß, was die niederländische Regierung
 bis jetzt auf dem Rhein, in der Distanz von den dorti-
 gen Handelsstädten an die Söln, thun oder geschehen
 lassen kann, würde sie dann in noch weiterer geogra-
 phischer Ausdehnung, d. i. auf dem ganzen Rhein bis
 Straßburg, zur Ausübung bringen. Daß hieraus ent-
 stehende Uebergewicht müßte um so bedeutender werden,
 wenn die Niederländer auch in die Nebenflüsse des
 Rheins gegen gelinde Abgaben kommen und die mäch-
 tigen Arme ihrer Schifffahrt bis Reg u. s. w. er-
 strecken könnten. Die niederländischen Magistrate und
 Schifffahrts-Commissionen, die sich bis jetzt noch nicht
 in officiellen Verbindungen mit den Behörden der
 deutschen Uferstaaten befanden, würden nicht leicht in

solchen Operationen gestört werden, und daher ihrer Macht immer mehr erweitern können.

Wenn auch von manchen Seiten her gegen die Besorgniß der Einschränkung den Fahrten zwischen Frankfurt und holländischen Handelsplätzen eingewendet zu werden pflegt, daß im ersten Stadi der Zusammenfluß von Booten, die nach Holland bestimmt wären, zu gering sey, um den aus diesem Reiche kommenden Schiffen eine regelmäßige Rückfracht zu sichern: so ist doch auch die Vermuthung gar nicht unstatthaft, daß bei veränderten Verhältnissen der Rhein-Schifffahrt auch der Handelszug sich ändern und eine weit größere Masse von Booten sich aus dem südlichen Deutschland u. s. w. nach Frankfurt sammeln werde.

Wenn es ferner auch wahr ist, daß große holländische Schiffe nur bis Köln auf der linken, und bis Düsseldorf auf der rechten Seite des Flusses hinauffahren können: so stünde es ja doch in der Macht der Niederländer, kleinere Schiffe zu bauen und mit solchen den Mittel- und Ober-Rhein zu besahren. Und wenn sie solche kleinere Schiffe noch nicht in Bereitschaft hätten, so würden ihrer Schiffer dessen ungeachtet Contracte zu den weitesten Fahrten nach Mainz, Mannheim und andern Städten oberhalb Köln eingehen, aber doch nur bis Köln fahren, und hier die weitere Fahrt den nothgedrungenen mittel- und ober-rheinischen Schiffen um den mindesten Preis offerverkaufen. In jedem dieser Fälle wäre aber das Handelsleben im Ganzen nicht gleichlich zu schädern. Es würde bei einer Aufhebung der Stapel ohne vorherige Unterhandlungen nach Belie-

ben der Niederländer über die Rhein-Schiffahrt disponirt, und dabei nur diejenigen deutschen Kaufleute und Schiffer, von denen sie in ihren Unternehmungen unterstützt werden, begünstigt werden. Es würde die in der Wiener Acte folgende Freiheit der Rhein-Schiffahrt, insofern sie kein Zwang ist, das nicht in die Gerechtigkeit übertreten können, dennoch zu einem Schattenbilde hinabsinken; und, wie in der französischen Revolution aus der Reinherdschaft und Gleichheit Alles, die vielleicht keine Monarchie existirt hat, sondern nur in den Köpfen ihre Epistemonen trüb, eine recht eigentlich tolle Alleinherrschaft der Mächtigen entsand: — so könnte man hier auf einem andern Theater einen ähnlichen Lauf der Dinge erleben.

Wenn Holland aber erst einmal im Besitz der ersten Vortheile wäre, so würden die übrigen Uferstaaten hinterher vergeblich bei den Diskussionen über ein bestimmtes Reglement dahin streben, jenen Staat zum Nachgeben zu bewegen und minder oder mehr in's Gleichgewicht mit den andern Interessen zu bringen; der Baum wäre mit seinen Wurzeln zu fest und zu tief in den Boden eingedrungen. Darum möge jetzt das periculum in mora das Wort der Personen sein, die in dieser Angelegenheit wirken können!

Es kann und ganz und gar nicht einfallen, irgend einem Uferstaat und seinen Unterthanen ein frohlicheres Gehehen des Handels und der Vermittlung neuer Mittel zur Erreichung eines solchen Zieles zu mißgönnen oder abzustreiten, so weit es nur mit Recht und Billigkeit besessen kann. Darvon sind wir weit entfernt.

Wir würden der Natur ihr Recht abgesprochen, wenn wir solche Schranken setzten; denn die Natur gab jedem Staate, jeder Corporation und einzelnen Menschen das Streben, ja sogar das Recht, sein irdisches Glück auf eine höhere Stufe zu bringen und der errungenen irdischen Güter sich zu erfreuen, und bei allen Handlungen immer zunächst nur auf sich selbst zu sehen, seinen Vortheil zu suchen in allen erlaubten Wegen, diesen beständig zu wahren und zu vergrößern. Es ist auch ganz gegen unsere Absicht, hier nur das Wort der deutschen Speculanten oder Commissioners, oder deren in irgend einer einzelnen Stadt zu reden; beide sind ja nur untergeordnete Glieder in der Kette der handelreibenden Publicand, und der Gang und die Richtung ihrer Geschäfte muß sich immer nach dem Wohl des Handels im Großen, und dem Interesse der nähern oder fernern Waaren-Eigenthümer richten. Jene sind den nur formell zur Fruchtbarkeit mienwirkenden Besandthallen des Erbbotens, diese dem materiell producirenden Haus zu vergleichen: jene sind bald mehr bald minder entbehrlich, obgleich allerdings öfters unentbehrlich; — diese sind in allen Fällen wesentlich und notwendig für das Bestehen des Handels und das Wohlfiegen der Völker. — Wir halten uns auch nicht gerade für berechtigt, als ausgemacht anzunehmen, daß Holland im interimsistischen, oder gar im definitiven Zustande gegen die Freiheit der Rhein-Schiffahrt handle und auf deren Kosten sich zum höchsten Grad emporkleben werde.

Aber wir fragen: ob, wenn dieses doch geschähe, die andern Mächte gleichgültig zusehen könnten; — ob nicht

nicht selbst ein ohne alle Unbilligkeit erlangtes Ueberge-
wicht der Niederlande in der Schifffahrt für die Mit-
Contrahenten dieses Staates einen Bewegunggrund abge-
ben müßte, die Aufhebung der Stapel bis dahin zu ver-
schieben, wo auch sie ihren Untertanen die aus dem
Wiener Staats-Vertrage denselben billig zukommenden
Vortheile gesichert, und die Gleichheit unter Gleichberech-
tigten außer Gefahr gebracht hätten; — ob es endlich
billig wäre, wenn Holland allein seine Lage bei den
neuen Einrichtungen verbesserte, und den deutschen Staa-
ten kein Gewinn geblie.

Wenn auch die Niederländer in jenen Zeiten, wo,
von der einen Seite, England unter dem Zepter seiner
großen Elisabeth mit seinen Abenteuer-Kaufleuten, so
wie zu Cromwells und Karls II. Zeiten mit seiner Navi-
gations-Akte, und, von der andern Seite, der deutsche
Reichs-Verband mit seinem so schädlichen Druck die
alten Hansestädte und die rheinischen Bundesstädte von
ihrer hohen Blüthe herunterbrachte — wenn auch damals
die Niederländer nicht Macht haben mochten, so die
Großern über See, welche die deutschen Städte vordem
besorgt hatten, anzeigten: so läßt sich daraus doch
nicht folgern, daß sie in unsern ganz verschiedenen Zei-
ten sich der Transporte auf dem Rhein ganz allein be-
mächtigten und überdies den Deutschen die Durchfuhr
auf das Meer verbotnen dürften. Dies wäre hart für
das übrige Handel treibende Publikum, so fern so viele
Städte im Stande sind, mit den Holländern zu con-
currenz, und billig einen Antheil an jenen Handelsges-
chäften begehren; es wäre gegen den Geist der Com-

groß-Nöte, weil Einerseits dieser Staats-Vertrag die Freiheit der Schifffahrt und den Handel im Großen befördern sollte, und andererseits es keine angemessene Sache ist, daß die von den Niederländern gewünschten großen Kausfahrten dem Handel vortheilhafter sind, als kleinere Stations-Fahrten seyn würden, an denen auch die deutschen Uferthemen Antheil hätten; — es läge aber auch eine Unbilligkeit darin, weil der niederländische Staat sich durch die Wiener Bree zur Anerkennung und Aufrechthaltung des freien und blühenden Verkehrs auf dem Rheinstrom verbindlich gemacht hat. Wir haben nur das Wohl des Handels im Herzen im Auge, und müssen daher anerkennen, daß die Speculanten und Commisshandre aller Eedten an sich gleiche Rechte unter einander haben; — daß das Recht zum Proper-Handel eben falls den deutschen Eedten nicht abgesprochen werden kann; — daß es unbillig ist, wenn eine Stadt bloß um des Neapels einer andern willen Schaden leiden; — daß die möglichst größte Freiheit dem Handel gerade so sehr wohlthat; — daß der kaiserliche Eigenthümer ein hohes Interesse dabei hat, ob eine regelmäßige und ihm günstige Ordnung auf dem Rhein herrscht, oder nicht; — daß endlich, wenn dieser Eigenthümer nicht weiß, ob er seine Waaren über den Rhein oder eben so sicher und vortheilhaft beisehen könne, als über den andern, es auch um den Handel überhaupt nicht so gut steht, als es um ihn stehen könnte, und als es zu wünschen wäre.

Eben so wenig aber, als wir für eine einzelne Classe von Kaufleuten, oder die Kaufleute gewisser Städte

partheißlich eingenommen sind, werden mit auch das
Wort der Schiffer irgend eines Landes, als solcher und
um ihrer selbst willen, reden; denn nicht der Handel
erregt um ihrer willen, sondern sie sind da, damit der
Handel bestehe: sie sollen dem Interesse des Handels
leben.

Wir reden nur für das an sich gleiche Recht der
Unterthanen eines jeden der Rheinaufer-Subjekte, an
der Schifffahrt Theil zu nehmen: wir sehen auf das
Wohl des Handels überhaupt; und dieses erfordert, daß
nicht Ein Schiffer, Verem des andern zu Grunde zu
richten und zu verdrängen im Stande sey, was daß
die Schiffer am ganzen Rhein ihr Auskommen haben *).
Es können zwar Hülfe eintreten, wo ein Schiffer-Verem
ein nicht mit Unrecht in Noth geräth, — wo der um

*) Vortheillich sagt Böckh, der große Lehrer im Handelsrecht,
in seiner Darstellung der Handlung, Theil II. S. 263: „Die
Schifffahrt ist ein Gewerbe, von welchem der Gewinn gewöhnlich
sehr ist, als von irgend einem andern, und das Worsung derselben,
das Schiff, hat bei seiner großen Kostbarkeit, einen so veränder-
lichen Werth, als kaum irgend ein anderes Ding, das der Bürger
eines Staats als einem Theil seines nachtheiligen Eigentums besitzt.
Dies Gewerbe bedarf also mehr Einrichtungen, als irgend ein
anderes. Der Regent muß daher alle mögliche Sorge anwenden,
um den Gewinn desselben so groß und insbesondere so gewiß
für seine Unterthanen zu machen, als es nur immer bei der na-
turalen Willkür desselben möglich ist.“

Böckh redet hier zwar nur von der Meer-Schifffahrt, aber
jeder Rhein-Deutscher-Handel wird sich mit gewissen und
mit manchen Erfahrungen hinweisen können, daß jene angeführten
Worte sehr wohl auf das Gewerbe der Rhein-Schifffahrt auch an-
wendbar sind.

der Conventen; des Handels willen sich verändernde, oder wegen physischer Umstände aus seiner bisherigen Bahn herausgerückte Gang der Schifffahrt den Einen Schiffen Vortheil giebt und es den andern entzieht. So z. B. scheint dieses mit den Amsterdamer Deutschnachfahrern der Fall zu seyn, die allerdings sehr dem Aufkommen der Amsterdamer Deutch viel weniger Beschäftigung haben, als vorher, und in einer bedrängten Lage sind: — ein Opfer, das sie dem Wohl des Handels bringen müssen, wenn die Amsterdamer Schifffahrts-Commissarien aus wirklich guten Gründen sie nicht in ihre Deutch herübernehmen konnten. Aber von solchen Fällen reden wir hier nicht, sondern von den monopolistischen und in eigenwilligem Zankgeist gegründeten Ausschließungs-Systemen der Schiffer einer Stadt oder eines Landes zum Nachtheil ihrer, von gleichem Gewerbe lebenden, ausländischen Mitbewerber. Herrscht ein solcher Geist in dem rheinischen Schifffahrts-Wesen, so wird der Credit dieser Schifffahrt gar sehr gefährdet; und der Wüthverbrecher, der so herrlich über dieses mit so vielen besondern Vorzügen begabten Strom sich ausbreiten könnte, unterliegt, oder duldet wenigstens sehr harte Wunden, unter der Wüth der sich bekämpfenden und einander bezielenden Schiffer-Corporationen.

Und eben, wenn man sich von diesen Betrachtungen durchdrungen fühlt; wenn man das Wohl der rheinischen Kaufleute und Schiffer und das gerade hierdurch zu bewirkende Wohl des Handels im Ganzen wünscht; wenn man die aus Unordnung immer entspringenden unglücklichen Resultate vermeiden sehen möchte;

so wird man es auch für hoch wichtig halten, daß vor Aufhebung der Stapel von Edeu und Mainz auf jeden Fall eine Ordnung eintrete und die bisherige, in Folge der Congreß-Akte aufhebende, vollständig ersetz. Ind Besondere muß man dem Wunsch billig finden, der von so manchen Seiten her vernommen wird, daß die bedeutenden Handelsstädte am Rhein unter einander und mit gegenseitiger freier Einwilligung Handelsfahrten errichten möchten, es möchte nun dabei eine Uebereinkunft über Frachtpreis und andere Punkte zwischen zwei respectiven Städten auf einen gewissen Zeitraum, z. B. ein halbes Jahr, Statt finden, oder diese Bestimmungen jedes Mal dem Besender überlassen werden. Kaufmann und Schiffern jeder respectiven Stadt oder jedes Landes müßte dabei eine Stimme zustehen, wenn sie überhaupt zu solchen Contranten Lust haben; — also nicht diese oder jene Nation und einzelne Corporation nach bloß einseitigem Willen die speciellen Anordnungen machen, wenn ihr nicht ein solches Recht von dem andern contrahirenden Interessenten ganz oder zum Theil frei zustehen würde. Außer den Meutefahrern müßten zwar auch andere, nach Zeit und Umständen zwischen dem einzelnen Kaufmann und dem einzelnen Schiffer zu contrahirende Fahrten erlaubt seyn, aber die Meuten müßten dadurch nicht in ihrer Ordnung gestört werden, sondern so regelmäßig im Gange bleiben, wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Welche Vorrichtungen aber auch irgend gemacht werden könnten und möchten, so müßten doch immer die möglichste Sicherheit, Schnelligkeit und Punctlichkeit, sowohl bei der größten, als auch der klei-

nen Schifffahrt, die lebenden Gesichtspunkte bei allen neuen Einrichtungen seyn. Eben so wesentlich wäre möglichste Gleichförmigkeit am ganzen Rhein, wie es auch die Congress-Acte will. Und sowohl aus diesem Grunde, als auch, um monopolistischen Zumassungen theils zuvorkommen, theils ihren Einhalt zu thun und eine Bestrafung derselben erreichen zu können, müßten die Regierungen der einzelnen Staaten bei dem Rhein-Schifffahrt-Polizei-Befehl einen auf das Wohl des Handels und der Schifffahrt abhängenden und nicht oder wenigstens außerordentlichem Einfluß haben. Am passendsten würden sie wohl zunächst durch das Organ der General-Administration der Rhein-Schifffahrt und der Central-Commission bei allen diesen Dingen concurren. Es würde sich aber natürlich damit bruch-
weges, wenn alles den holländischen Behörden überlassen würde; sondern, wie unter allen Uferstaaten überhaupt eine Communication in Beziehung auf die Schifffahrt Statt finden müßte, so wäre es auch nöthig, daß die holländischen Schifffahrt-Commissarien und Magisträte aus ihrem mythischen Dunkel hervorträten und sich mit den Behörden der andern Staaten, insbesondere den obern Schifffahrt-Behörden, in eine Art von Verbindung setzten.

Und nur erst dann, wenn dieses Alles auf einem festen und freundlich nachbarlichen Fuß eingerichtet wäre, würde jeder Staat seinen Unterthanen die versprochenen Begünstigungen wirklich garantiren können; nur erst dann könnten die Stapel von Mainz und Elber, bis jetzt die Pole, um welche sich die Ordnung der Schifffahrt am

Rhein- und Ober-Rhein drohet, mit gutem Gewissen abgeschafft werden können. Wo wäre sonst Freiheit der Rhein-Schifffahrt! wo die der Freiheit die Hand reichende und ihr zur Grundlage dienende friedliche Ordnung!

Daß aber eine solche Ordnung der Dinge und dadurch entstehende Ausgleichung unter den Unterthanen der verschiedenen Mächte in Absicht von Lasten und Rechten zu Stande komme, ist um so mehr zu wünschen, da die deutschen Staaten auch hinsichtlich des Abgaben-Wesens in einem so nachtheiligen Verhältniß zu Stande stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Recht und über das Rechte.

Die Bewohner einer Südsee-Insel, welche die Spanier San Carlos-Insel nennen, haben ein unerschütterliches Recht erfunden, ihren Rechtszustand unverändert zu erhalten. Dies Recht besteht darin, daß sie die Bevölkerung ihrer Insel nie über ein festbestimmtes Maas hinausgehen lassen. Wie groß die Insel, und wie stark die Bevölkerung derselben sey, darüber schweigt der spanische Reisbeschreiber, dem wir diese Notiz verdanken; da er uns aber sagt, daß die San Carlos-Insel in der Mitte des südlichen Oceans gelegen ist, und daß die Bewohner derselben im höchsten Grade vereinzelt und von der Communication mit andern Völkern abgeschnitten sind: so reicht diese Angabe hin, das politische System der San Carlosianer zu erklären. Beschränkt auf die Productionskraft ihrer Insel, zu gleicher Zeit aber unfähig, sich durch vermehrte Thätigkeit die Productionen näher und entfernter Völker anzu eignen, haben sie, im Kampfe mit dem Naturgesetze, sich entschließen müssen, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der ihnen in ihrer Lage gestattet war; nämlich das Maas ihrer Bevölkerung festzusetzen, und dasselbe dadurch zu bewahren, daß sie, so oft die Bevölkerung darüber hin-

aussprechen will, entweder einen sechzigjährigen Bräut, oder ein neugeborenes Kind, idöten. Zu vermuthen ist, daß nur ein bedeutender Nothstand sie zu der Erfindung eines so heroischen Mittels hat führen können. Wie es sich aber auch damit verhalten haben möge: so beweiset der fortgesetzte Gebrauch dieses Mittels, daß bei ihnen an keine von denen Erscheinungen zu denken ist, welche die europäische Welt der gegenwärtigen Zeit aufzeichnen. Vorausgesetzt, daß sie das rechte Maas in Ansehung der Bevölkerung getroffen haben, müssen sie sich eines beneidenswerthen Friedenszustandes erfreuen, welcher nicht eher unterbrechen werden kann, als bis ein amerikanisches Volk, um in eine blühende Verbindung mit Australien zu kommen, sie gut befindet, die San Carles-Insel zu erobern und zur Station zu machen. Ohne ein solches Dargelichtertreten kann sich die Besetzung der San Carlesianer nicht vermindern; und was sie immer ihr Recht nennen mögen, so muß es nach tausend Jahren noch eben so beschaffen seyn, wie es vor tausend Jahren — vorausgesetzt, daß sie damals schon existirten — beschaffen war. Wie könnte bei ihnen aber die Liebe seyn den Besitzthümern in den Künsten und Wissenschaften! Wie könnte man die Idee einer Entzweiflung, die in's Unendliche reicht, auch nur von fern her auf sie anwenden! Unstreitig haben die San Carlesianer alle Anlegen, welche den Menschen, als solchen, constituiren; unstreitig haben sie — gleichviel in welcher Gestalt — wie ihr Staats-, so ihr bürgerliches Recht: aber wenn jemals eine Gesellschaft von Menschen sich dem Wesen der Thiergesellschaft genähert hat,

so müssen sich die San Carlesianer in diesem Falle befinden; und die erste Berücksichtigung, die man ihnen widerfahren lassen muß, ist, daß sie sich durch einen freien Entschluß sogar über die Möglichkeit erheben haben, jemals aus diesem Zustande hervorzugehen.

Man glaube indeß nicht, daß sie das einzige Volk sind, welches seinen Rechts- und Bruders-Zustand auf eine so entscheidende Weise gekündigt hat. War darin scheitern sie einem Versuch zu behaupten, daß ihrer Staatslosigkeit nicht entgegen ist, „man müsse für seinen Vorgen eine doppelte Ehre haben.“ Wären sie dabei stehen geblieben, entweder neugeborene Kinder, oder abgelebte Greise zu thun, wenn das Maß ihrer Bevölkerung voll ist: so würde die Arbeitslosigkeit ihrer Staatsregel mit der von andern Völkern nicht zu verwechseln sein. Doch während die Bewohner des nördlichen Canada nur ihre Greise thun, wenn sie nicht länger zur Jagd gebraucht werden können, und während in einem der politischsten Reiche unseres Erdballs, in China, nur der Kinderweib erlaubt ist, fassen die San Carlesianer die Sache an beiden Enden zugleich an, und erreichen ihrem Endzweck dadurch nur um so sicherer. Ihr Mittel ist unstreitig einfach; aber ist von demselben in veränderter Gestalt nicht auch unter den Germanen früherer Zeit Gebrauch gemacht worden? Die alten Sachsen ließen ihre Kinder, und achteten ihre Greise; doch, damit sie nicht von einer Ueberbevölkerung leiden möchten, ratheten sie, bei ihrem Abscheu vor dem Leben in unmanneten Gräbern, auf die Idee der sogenannten Befolge. Wer keinen Antheil an dem Erbe erhalten konnte,

der mußte sich in den Schutz eines Fürstenthums oder Bischofs begeben, mit welchem er auf See, oder Landraub auszog; und hierin bestand das Mittel, eine Ueberbevölkerung zu verhindern, vollkommen eben so sehr, wie in dem Staats- und Grund-Gesetz der San Carlos-Stadt. Der Sachsen-Staat war in dieser Hinsicht durch seine Verfassung (auch wenn diese keine schriftliche war) so fest gegründet, daß er in seiner ehemaligen Eigenthümlichkeit noch jetzt bestehen würde, wenn Karl der Große ihn nicht zerstört und seinen Bürgern nicht, mit dem Christenthum zugleich, die Städte aufgegeben hätte: denn nur dadurch, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen sich unter ihnen vermehrten, konnte ihre Bevölkerung ohne Nachtheil für ihre Nachbarn wachsen; und nur dadurch, daß der wesentlich von seinen Priestern regierte Sachsen-Staat seinen Glauben verlor, konnte er eine Vereinigung erhalten, aus seinem bisherigen Wesen herauszutreten. Beschränkt durch seine Ueberbevölkerung, so lange er sich derselben in den sogenannten Erfolgen entledigte, mußte er dahin gebracht werden, für diese in sich selbst Raum zu gewinnen; und dies war die Aufgabe, welche Karl der Große löste, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß die Römischen unter seinen Nachfolgern sich zu Herren einer fränkischen Provinz und eines nicht unbedeutenden Theils von Süd-Italien machten. Erst nachdem die Erfolge in Deutschland aufgehört haben, und durch das Dahin seiner Soldaten die Zahl der gesellschaftlichen Einrichtungen gewachsen ist, sind Krieg und Auswanderung zu Mitteln der Ueberbevölkerung geworden; und man

behauptet ungereinig nicht zu viel, wenn man sagt: die San Carlebaner würden sich durch dieselben Mittel gegen Ueberbevölkerung schützen, wenn sie daran nicht durch die Lage und Beschaffenheit ihrer Insel verhindert würden.

Wenigstens, wo die Bevölkerung wächst, verändern sich die gesellschaftlichen Verhältnisse; und dies geht sehr natürlich zu. Was einmal ein Daseyn erhalten hat, will in demselben fortdauern; wird ihm die Fortdauer dadurch erschwert, daß man seinen Beitrag zu den einmal vorhandenen Einrichtungen als überflüssig verwerft: so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als neue zu erfinden, um sich der Gesellschaft zu empfehlen und mit der Zeit nachtrahig zu machen. So reich ist der Mensch mit Anlagen von der Natur ausgestattet, daß die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit da, wo ihr keine überwindenden Hindernisse in den Weg gelegt sind, ganz von selbst entsteht. Die Summe der gesellschaftlichen Einrichtungen auf dem von Menschen bewohnten Planeten ist genau die Summe dessen, was in Beziehung auf die Gesellschaft Nützliches gedacht worden ist. Man muß aber noch hinzufügen, daß diese Summe niemals abgeschlossen gewesen ist und schwerlich abgeschlossen werden kann. Theils sind die einzelnen Einrichtungen in einer fortwährenden Vervollkommenung begriffen, welche dadurch entsteht, daß Einer den Andern zu übertreffen sucht, um größere Vortheile auf sich abzuleiten; Theils kommen neue Entdeckungen und Erfindungen hinzu, welche nicht zurückgewiesen werden können, weil es unmöglich ist, sich gegen ihre Möglichkeit

zu verblenden. Dies alles verändert die Verhältnisse; und wenn man das Daseyn der Gesellschaft genauer untersucht, so findet man, daß es durchaus geistiger Natur ist. Alles Mögliche, was in ihr verrichtet wird, stützt sich auf einen Gedanken, und welchem es allein hervorgehen konnte, oder wird von einem Gedanken begleitet, ohne welchen es nicht fortbauern könnte. Selbst das Mechanische ist nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß es ohne alle Theilnahme geistiger Kraft vollzogen werden kann.

Mit den veränderten Verhältnissen aber tritt für die Gesellschaft die Nothwendigkeit neuer Verabredungen, Vereinbarungen, Verträge ein; denn das ist das Eigenthümliche der Gesellschaft, daß sie ohne Vergleiches nicht bestehen kann. Nicht darauf kommt etwas an, daß das Gesetz geschrieben sey, vielmehr in mehr als Einer Hinsicht das geschriebene Gesetz den Vorzug vor dem nicht geschriebenen behaupten wird; wohl aber darauf, daß ein Gesetz da sey und daß es Gehorsam finde. Ganz untermesslich ist die Ansicht Dider, welche die Gesellschaft ein Kunstwesen nennen, das sein Daseyn und seinen Bestand durch die Absehung für das Gesetz bestimme. Jene San Carlosaner, deren wir eben erwähnt haben, ahnen schmerzlich das Mißverhältniß von der Form, in welcher die europäische Gesetzgebung erscheint; allein wer will leugnen, daß sie eine Gesetzgebung haben, da es ein Grund-Gesetz bei ihnen giebt, wodurch sie berechtigt sind, ihrem Zustand durch Vereinfachung der Ueberbevölkerung zu beschaffen! Wäre es möglich, jene alten Gesetze, welche in der Verteidigung ihrer Gesetze und

ihres gesammten Reichthums unter dem Schmerze Karls des Großen starben, von den Todten zu erwecken: so würden sie sich zwar nicht in den Veränderungen, welche mit ihren Nachkommen vorgegangen sind, gerecht finden; allein sie würden in Westphalen noch die Eine und die andere Spur ihres früheren Despoten entdecken, sich herzlich darüber freuen, und standhaft dafür streiten, daß sie nicht für eine taube Ruß gestorben seyen. „Es ist, würden sie sagen, jetzt alles anders, als es zu unsrem Zeiten war, und wir haben nichts dagegen, daß unsere Nachkommen sich in einem Zustande gerecht gefunden haben, der uns unerträglich schien, weil er unsrem Willen und Gemüthsheiten widersprach. Wenn man aber glaubt, wir seyen Barbaren gemessen, so ist man in Irrthum. Auch wir stellen eine Welt voll Ordnung dar, vielleicht sogar voll besserer Ordnung, als gegenwärtig angetroffen ist; und wenn es einem Heiligt gilt, so brauchen wir nur anzuzeigen, daß wir dem mächtigen Herrschern, den man jetzt „Karl der Große“ nennt, in dem wir aber den ersten aller Epochen voraussetzen, dreißig Jahre hindurch widerstanden haben, was immer nur in so fern möglich ist, als man seine Gesetze und Einrichtungen ehrt.“ Die alten Sachsen würden wahrlich nicht Unrecht haben. Wo ist die Gränze zwischen Barbarei und Cultur? Wer jemals darüber nachgedacht hat, wird Bedenken tragen, hierin einen Ausdruck zu thun. Für einen Barbaren will niemand gelten; und im Fortgange der Zeit kann es wohl geschehen, daß die fortschreitende Cultur den geringeren Grad bei einem und demselben Volke in das Licht der Barbarei stellt.

Bei einiger Bekanntschaft mit dem Rechtszustande verschiedener Nationen geräth man leicht in Verlegenheit, was man von dem Wesen der menschlichen Vernunft zu halten habe. Derselbe Verlegenheit zeigt sich, wenn man Untersuchungen über den Rechtszustand einer und derselben Nation in verschiedenen Abschnitten ihres Bestandes aufstellt. „Wie konnte, fragt man sich selbst, eine und dieselbe Vernunft sich so verschieden äußern?“ Das Wahre von der Sache ist indeß, daß der menschliche Geist, so fern seine Schöpfkraft die Gesellschaft umfaßt, nur den einmal vorhandenen Mitteln gemäß schafft. Wären also die Mittel dieselben, so würden es auch die politischen Schöpfungen seyn, und die Vernunft selbst den scheinbaren Widerspruch vermeiden. Nur weil jene es nicht thut, so kommen alle die Anomalien zum Vorschein, die selbst das Bestehen der Regel zweifelhaft machen. Auf welchem hohen oder niedrigen Grade der Cultur ein Volk auch stehen mag; so ist für seine Fortdauer gewissermaßen erforderlich: nämlich allgemeine Willen, Gesetze genannt, denen sich jedes Mitglied der Gesellschaft unterwerfe, und eine Macht, welche diese Unterwerfung da erzwingt, wo sie versagt wird. Ist die Beschaffenheit der allgemeinen Willen aber wird immer sehr viel von der Beschaffenheit der Macht abhängen. Ist diese ungewiß, abhängig, erdacht: so werden jene in eben dem Grade unmeniglich und grausam seyn. Was die Geschichte über die Priesterherrschaft aufzeigt, ist nicht aus der Acht zu lassen. Da sie keine andere Grundlage erhalten kann, als die Meinung: so müssen ihre Anführer vor allen Dingen dahin streben,

daß diese nicht zu ihrem Nachtheil verändert werde; und weil dies nur in so fern zu bewirken ist, als sie sich der Kräfte bemächtigen, so bleibt ihnen schwerlich etwas Anderes übrig, als diese durch den Schwert immer auf der ihnen vortheilhaften Höhe zu erhalten. Die Priesterherrschaft ist daher in sich grausam, und besteht nur durch eine fortgesetzte Verküpfung des Geistes in der menschlichen Natur. Hatte es doch selbst mit der auf das Christenthum begründeten Priesterherrschaft diese Bemerkung, so lange man ihrer nicht entbehren konnte. Die Inquisition war ein sehr notwendiger Bestandtheil der kirchlichen Institutionen, weil es ohne dieselbe kein Mittel gab, Einheit in eine gewisse Macht von dem göttlichen Befehl zu bringen, das nun einmal bestimmt war, das menschliche oder gesellschaftliche zu vertreiben. Beide Arten des Gesetzes konnten nicht eher getrennt werden, als bis die vollziehende Macht sich eine andere Grundlage verschafft hatte; von dem Augenblick an aber, wo diese neue Grundlage feststand, sehen wir auch die Priesterherrschaft von Jahr zu Jahr verfallen, trotz allen Bemühungen sich empor zu halten oder wohl gar zu neuem Glanze zu gelangen.

Von welcher Art aber auch das Recht seyn möge, in welchem ein Volk Bestand und Fortdauer findet: so ist doch, in so fern dieser Zweck erreicht wird, schwerlich etwas dagegen einzumachen. In der Natur der Gesellschaft selbst liegt es, daß das Recht positiv sey; denn sollte es diesen Charakter nicht haben, so würde jedem Einzelnen erlaubt werden müssen, seinen individuellen Willen an die Stelle des allgemeinen, für die ganze

Gesellschaft vorhandenen, Willen zu bringen; und wer führt nicht, daß daraus nur ein allgemeiner Umsturz erfolgen könnte! Mit dem Rechte verhält es sich nicht anders, als mit der Staats-Religion. Ob diese eine wahre sey, läßt sich sehr schwer ausmitteln von Dem, welcher in ihr befangen ist; und wer einmal sein Nachdenken diesem Gegenstande gewidmet hat, geräth sehr leicht in Zweifel, die er so oder so lösen mag. Eben so ist es ewig problematisch, ob das bestehende Recht (*ius*) das Rechte (*justum*) sey. Allein die Gesellschaft ist einmal so angehen, daß, wenn das Rechte, auch nur in so fern es in der Zeit erkennbar ist, plötzlich an die Stelle des Rechts treten sollte, daraus eine grenzenlose Verwirrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse entstehen würde.

Wir sind jetzt auf den Punkt gekommen, dessen Erörterung die Ueberschrift dieses Aufsatzes ankündigt.

Es giebt eine große Anzahl von Menschen, die sich nicht darin finden können, daß das Recht und das Rechte nicht zu jeder Zeit eins und dasselbe sind. Was diese am wenigsten begreifen, ist das Verhältniß, worin Idee und Wirklichkeit zu einander stehen. Man ist zwar nicht entschieden, als daß, da alle Wirklichkeit von der Idee ausgehen muß, jene zu dieser in das Verhältniß der Wirkung zur Ursache tritt. Allein da die Wirklichkeit einmal vorhanden ist, und, als vorhanden, immer aus der Idee abstammt: so erweist sie in ihrem Verhältnisse zu der Idee alle Rechte, welche eine Tochter der Mutter gegenüber hat. Wie fehlerhaft sie also auch sey, so darf sie doch nicht vernichtet werden, da-

mit eine andere an ihre Stelle treten könnte, von welcher es zweifelhaft ist, wie sie gerathen werde. Man kann ihr nachhelfen, man kann ihre Schwächen fortzuschaffen suchen; allein man darf ihr keine Gewalt anthun, die ihr Daseyn in Gefahr bringt. Dies ist um so weniger erlaubt, weil die vorhandene Wirklichkeit, der diesen Idee gegenüber, einen Rath hat, den man ehren muß, so lange nicht erwiesen ist, daß die nicht vorhandene, erst aus der Idee zu schaffende Wirklichkeit dem Vortug verdient; was durchaus nicht zu erweisen ist. Hiervon konnten freilich Diejenigen, welche in der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt haben, sich schwerlich einen deutlichen Begriff machen; denn, wenn sie das nachtheilige Verhältniß der Wirklichkeit zu der Idee reiner und bestimmter angeschauet hätten: so würden sie lieber die Hände in den Schooß gelegt haben, als auf eine so gesüßende Weise thätig getreten seyn.

Es sey erlaubt, hier eine Zwischenbemerkung einzuschalten, welche zur Sache zu gehören scheint.

Wie seltsam es auch klingen mag, so kann man sich doch die Frage aufwerfen: wecin der specifische Unterschied zwischen einem Staatsmanne und einem Jacobiner bestehe. Weder der Eine, noch der Andere, kann sich von der Idee trennen, ohne seinem Wesen zu entsagen; aber Beide beschäftigen sich mit ihr auf ganz verschiedene Weise: der Staatsmann so, daß er ihr Verhältniß zur Wirklichkeit nie aus dem Auge verliert, und die letztere nach ihrem vollen Werthe achtet; der Jacobiner so, daß er auf jenes Verhältniß gar keine

Nachricht nimmt, und in dem ersten Bohn, es laßt sich eine ganz neue Weltlichkeit schaffen, die einmal vorhandene herrlich oder höchstnützlich der Idee aufopfert. Der Staatsmann beherrscht also selbst die Idee; der Jacobiner hingegen wird von ihr beherrscht. Einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden hab' ich nicht auffinden können; aber dieser Unterschied ist, wie es mir scheint, auch so bedeutend, daß er schwerlich noch größer gedacht werden kann. Wie wird sich der Staatsmann zwischen Altes und Neues stellen und es darauf ankommen lassen, was daraus erfolgen könne; seine große Angelegenheit ist und bleibt die Vermittelung der einmal vorhandenen, nicht befriedigenden Weltlichkeit mit der Idee, als Demjenigen, wozu der Mensch sich nicht heben kann. Der Jacobiner hingegen wird eine solche Vermittelung nicht einmal ahnen; und indem er in der Vernichtung der vorhandenen Weltlichkeit alles auf's Spiel setzt, hinterher den Jafall waken lassen. Eben deswegen kann einem Staate kein größeres Unglück widerfahren, als wenn er in die Hände von Jacobinern geräth; wobei indess wohl zu bemerken ist, daß die jacobinistische Natur keinem besondern Stande ausschließend angehört, und auf die mannigfaltigste Weise selbst auf Staatsmänner übergehen kann, wenn diese nicht sind, was sie seyn sollten, d. h. wahre Staatsmänner, welche die Weltlichkeit mit der Idee zu vermindern verstehen *).

*) Ich we in allen europäischen Köthen und Staaten vom Jacobinismus die Idee ist, geseht es sich wohl, das eigentliche

Das Recht ist etwas Gegebenes, von welchem man sich nicht ohne die dringendste Noth trennen sollte. Das Nothet hingegen ist nie etwas Gegebenes und an und für sich eine bloße Idee, d. h. etwas Unendliches, das, um einen Werth zu erhalten, sich erst begrenzen muß. Man ist also gleichgültig gegen den Unterschied zwischen Idee und Thimäre; allein man sollte es nicht sein. Alles, was im Range der Befehlsgebung über den Entwicklungsgrad hinausgeht, welchen die Zeit gegeben hat, sei es als Idee auch noch so vortreflich, gehört in das Reich der Thimären; und wer auf diesem Wege auch nur das Mindeste zu bemerken glaubt, wird immer in seinen Erwartungen betrogen werden. Alles hingegen, was dem einmal vorhandenen Entwicklungsgrade entspricht, wird sich als Gesetz ganz von selbst einführen, ohne daß es einer Unterstützung von Gewalt bedarf. Gerade dies aber ist das Rechte. Zwischen dem Rechte und dem Nochten findet also eine sehr enge Verwandtschaft Statt, welche nicht verkannt werden sollte. Nur im Rechte kann die Gesellschaft ruhen: es ist das ewige lebend. Element, ohne welches sie nicht fortdauern kann.

Wesem dieses angeblichen Ungeheimen genau zu untersuchen, damit man nicht, wie bisher so häufig geschehen ist, Verwirrung und Euzer mit einander verwechseln. Die erstere ist willkürlich und willkürlich zugleich, die Idee wohl, die die strengste Anwendung, ihre Gesetze nach, kennt; die letztere besteht, wie nicht in dem Abzeln, doch in dem Mangel aller Achtung, vor dem höchsten Rechte. Und schon hiemit ist vollkommen klar, warum es gegenwärtig dem Mangel Fortschritt gibt, die nicht für solche gelten, weil sie, als Willkür, das Vorrecht für sich haben, daß sie sich auf das Verhältniß der Willkür zu der Idee beziehen.

Aber soß dies Element nicht in sich selbst verderben, so muß es, von Zeit zu Zeit, angefrischt werden, und diese Anfrischung kann nur dadurch erfolgen, daß das Rechte hingurirt, gleichsam als ein Unispermium.

Wie aber ist es anzufangen, um zu bewirken, daß es weder zu viel, noch zu wenig leiste?

Hierüber entscheidet nicht so sehr, als die Verfassung. Ist diese von einer solchen Beschaffenheit, daß sie lauter Antriebskraft enthält, so ist nichts natürlicher, als daß das Rechte, als Idee genommen, eine Hemmsaule gewinnt, wodurch es zerstörend wird; und es möchte seit dem letzten Jahrhunderten wohl der Fall gewesen seyn, daß man in Hinsicht des Rechts allzu leichtsinnig verfahren ist. Wenn die Verfassung hingegen aus lauter Hemmungskraft besteht, so ist es eben so natürlich, daß man der Idee nicht Raum genug giebt und das Recht auf Kosten des Rechts vertheidigt. Daraus nun muß jede Verfassung, welche den Charakter einer guten gewinnen will, eben sowohl die Antriebs-, als die Hemmungskraft, in sich schließen; jene, damit dem Rechte; diese, damit dem Rechte genug geschehe. Wo beide vereinigt und in Harmonie gesetzt sind, da wird das Rechte auf eine der Natur der Gesellschaft angemessene Weise vor sich treten, ohne daß dabei irgend ein Nachtheil zu befürchten wäre. Das Mittelalter zeichnete sich dadurch aus, daß die Hemmungskraft in demselben das Uebergewicht hatte; und daher die Erscheinung, daß das menschliche Geschlecht in seiner Entwicklung vielfach hinfällt und kaum von der Erde rückt. Diese Hemmungskraft wurde nach und nach abgemundem; aber an ihre Stelle

trot eine unbefriedigte Triebkraft, welche mit allem, was Recht genannt zu werden verdient, ihr Spiel trieb, und, indem sie das Rechte mit Willkür setzte, es nach und nach dahin brachte, daß der Sinn für das Recht gänzlich abstarb, und Jeder in seiner Energie das Recht seiner Belprüche fand; so ist es denn geschehen, daß Alles umstürzt geworden ist und auf vulkanischem Boden ruht. Soll dieser bedauernswerthe Zustand seine Endschicht finden, so kann es nicht dadurch geschehen, daß man zu Dem zurückkehrt, wovon er ursprünglich ausgegangen ist, wohl aber dadurch, daß man Trieb- und Hemmungskraft auf eine Weise verbindet, welche eben so sehr das Rechte, als das Unrecht fördert. Was in dem Rechten schwierig ist, das wird sich am leichtesten finden, wenn man die Tugenden und Einsichtsvollheiten einer Nation darüber zu Nichtem macht; und was an dem Rechte Erforderniß und Unbrauchbares ist, das wird sich auf demselben Wege am schnellsten ausmitteln lassen. Vorzüglich in dieser Hinsicht sind Volkserziehung in unseren Zeiten höchst notwendig geworden. Wo sie nicht Statt findet und jede andere Hemmungskraft mit ihnen wegfällt, da kann der Geist der Unruhe, welcher sich in den westeuropäischen Staaten so übermächtig entwickelt hat, nur wachsen und zunehmen; und wie das endigen werde, ist, nach den bereits gemachten Erfahrungen, schwerlich problematisch zu nennen. Will man billig seyn und nicht den unbedingten Gehorsam als erste und letzte Regel für menschliche Verhältnisse aufstellen; so muß man eingestehen, daß das, wodurch jetzt die meiste Klage geführt wird — der Geist der Un-

zufriedenheit, der Anmaßung, der Empörung — die Frucht einer Wadfaat ist, die, obgleich nicht auf gleiche Weise, in der Hinnwegsetzung über das positive Recht seit etwa zwei Jahrhunderten allenthalben auch gestreut worden; was aber der Mensch sät, das wird er ernten.

Zuletzt kommt aber darauf an, daß man sich an das geistliche Gesetz gedenkt, welches als ein Prototypus für das gesellschaftliche Gesetz besteht. Da nämlich die Natur alle ihre Wirkungen nur dadurch hervorbringt, daß sie Kraft und Begierde in Verbindung setzt: so hat man alle Ursache zu glauben, daß die natürliche Gerechtigkeit auch auf die Erscheinungen der Gesellschaft übergehen werde, sobald es mit den Staats-Verfassungen dahin gekommen ist, daß auch in ihnen Kraft und Begierde in Harmonie gesetzt sind. Da neben einer Vertikation eine Vertretung steht, und beide ihrem Antheil an der Hervorbringung des öffentlichen Wohls haben, jene als Antriebs-, diese als Hemmungskraft: da kann es keine wesentlichen Sprünge in der Gesetzgebung geben; da muß sich das bestehende Recht auf eine natürliche Weise durch die Idee des Rechts ergäben; da muß die Gesellschaft in der höchsten Ruhe, die ihr zu Theil wird, aller der Freiheit genießen, deren sie bedarf; da — um alles mit einem Worte zu sagen — muß das positive Recht, so wie es einmal besteht, in dem Gefühl eines Jeden die Schutzwehr seyn, hinter welcher er sich vollkommen geschützt glaubt, und welche er, eben deswegen, unter allen Umständen gegen Dürftigen vertheidigt, die sie gefährden

mögern. Der höchste Patriotismus ist notwendig in denen, die es fühlen, daß das Vaterland ein fester Boden für sie ist; und da es immer nur durch seine Gesetzgebung zu einem festen Boden werden kann, so darf diese so wenig als möglich schwanken. Wie gut die Gesetzgebung in der Zeit sey, darauf kommt unendlich weniger an, als darauf, daß sie stätig sey. Die Idee des Rechts ist von so großem Umfange, daß sie als Quelle des Rechts nie erschöpft werden kann. Eben deswegen nun muß man mit der höchsten Verstandes- und Willenskraft aus ihr schöpfen, und sie gestalten, daß sie überfließe. Verhindert wird dies immer nur durch eine solche Staats-Gesetzgebung, welche ganz darauf berechnet ist, die Güte des bürgerlichen Gesetzes durch die Art und Weise, dasselbe hervorzubringen, zu sichern: denn alles, was Verfassung genannt zu werden verdient, hat keine andere Bestimmung, und kann keine andere erhalten; und da man nur dadurch verhindern kann, daß man hemmt, so ist nichts mehr erwiesen, als die Nothwendigkeit der Hemmungskraft neben der Antriebskraft in Dingen, die das bürgerliche Gesetz und das Recht betreffen. Die Kunst hat immer darin bestanden, beiden diejenige Stellung zu geben, worin sie harmonisch zu wirken vermögen; und gerade dies ist die Aufgabe, welche von den Staatsmännern unserer Zeit gelöst werden soll, nachdem man im westlichen Europa zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß in dieser Lösung das einzige Rettungsmittel für die Zukunft, zugleich aber auch die Entschädigung für alle die Unfreih-

gungen und Feinden liegt, welchen sich das menschliche Geschlecht seit mehr als Einem Menschenalter hat hingeben müssen, ohne dabei einen andern vernünftigen Zweck verfolgen zu können.

Ueber den politischen Werth der Feuerleute *).

Es hat sich über den politischen Werth der sogenannten Feuerleute ein Streit entsponnen, der, wie es scheint, für's Erste nicht beigelegt werden wird.

Auf beiden Seiten sind Mißverständnisse im Spiel; und Mißverständnisse aufzuklären, ist nicht leicht.

Obgleichwohl wollen wir dies versuchen.

Am richtigsten schauet man zwar die Dinge in ihren Gegensätzen an; aber dabei entsteht sogleich die Schwierigkeit, den rechten Gegensatz zu finden. In dem vorliegenden Falle nun soll der Grundbesitzer der Gegensatz des Feuermannes, und folglich auch der Feuermann der Gegensatz des Grundbesizers seyn. Ist aber diese

*) Für Leser, welchen das Wort „Feuerleute“ nicht bekannt seyn möchte, möge hier bemerkt, daß man in Welscholen darunter solche Personen versteht, welche, weil sie weder Grund und Boden, noch überhaupt das, was man hier zu Lande ein Grundstück nennt, besitzen, gar Nichts rechnen, und keine andere Grundlage für ihr gesellschaftliches Daseyn haben, als ihre Talente, die sie nützen aus thierischen oder geistigen Kräfte.

Voraussetzung richtig? ist sie es besonders in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft? Und wenn dies nicht der Fall seyn sollte — — wie werden wir, um den Grundbesitzern und den Heuerleuten gleich-gerecht zu werden, den Gegensatz stellen müssen?

Ehe wir auf eine Beantwortung dieser Frage eingehen, sey es erlaubt, eine Erzählung voranzuschicken, welche unfreilich dazu beitragen wird, den obigen Streit ein wenig aufzuheilen.

In Berlin lebte, vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ein Mann, der, nach hergebrachtem Maas, sehr für einen ausgezeichneten Sonderling gelten konnte. Er war aus Bremen gehörig, hatte als Kaufmann bis zu seinem vierzigsten Jahre sehr glücklich speculirt, und galt, in einem Alter von etwa fünfzig Jahren, für einen sehr reichen Mann. Niemand wagte indeß, ihn abzuschätzen; und dies rührte davon her, daß er den Grundsatz angenommen hatte: „es gehöre zur Freiheit, Herr seines Vermögens zu seyn; und, um Herr desselben bleiben zu können, sey nichts so nothwendig, als das Volumen des Vermögens zu vermindern.“ Diesem Grundsatz zu Folge, besaß er in Europa kein Haus, kein Landgut, keine Fабrik, kurz nichts von dem, womit man sich bereich machen kann. Besondere Umstände hatten ihn dahin gebracht, eine bedeutende Kaffee-Plantage auf Jamaica erwerben zu müssen; er war nämlich auf einer Fahrt von Ostindien nach Amerika in die Hände heinrichscher Kaper gefallen; und, um nicht das Opfer eines selbstthätigen Geisels-Vertrages zu werden, hatte er sich, auf den Rath eines Freundes, entschließen müssen,

Grundbesitzer in Jamaica zu werden. Wie starkmäßig aber auch diese Festung für ihn seyn mochte, so verabscheute er sie doch, als nicht zu seinem Grunde sage passend; und weil britische Gesetze ihn zur Erwerbung derselben verwehrt hatten, so wollte er lieber die ganze britische Besitzgegend verabscheuen, als seinen Grundbesitz aufgeben. Es versprach schwerlich ein Vermittler, an welchem er sich nicht mit sich selbst berechnet hätte; wenigstens war Eine Stunde dieser Tageszeit der wohlkommensten Einsamkeit gewidmet, und die Voraussetzung seiner Verwandsen war, daß diese Stunde nicht frommen Betrachtungen, wohl aber klugen Speculationen, gewidmet werde. Bis auf die verwünschte Pflanzung in Jamaica, welche sich frolich weder in die Teilschaften setzen, noch in den Reichthümern pflanzen ließ, schätzte er sein ganzes Vermögen mit sich, theils in Staatspapieren, theils in Diamanten, theils in Goldstücken. Sagen, daß er Staatspapiere besaß, heißt andeuten, daß seine Kraft, oder vielmehr das Product derselben, während der ersten vierzig Jahre seines Lebens, in England, Holland, Italien und Deutschland wirksam war, ohne daß er in irgend einem dieser Länder vorzugsweise verweilt; denn dazu schickte es ihm an aller Reichthümer. Er war sehr wohlhabend, und wußte, ob er gleich immer unverschuldet geblieben war, sein Verhältniß zur Gesellschaft sehr wohl zu finden; doch aber den Punkt des essensiblen, oder vielmehr des handgreiflichen Besitzes, fand mit ihm kein Capituliren Statt. Sicher hätte er noch so schlecht gewohnt, als daß er sich entschließen hätte, ein Haus zu besitzen und den nicht von

ihm bewachten Thron an Andere zu vermieſen. Ging er auf der Straße, und ſiel ihm das eine oder das andere Haus wegen ſeiner Bauart und ſeiner Eleganz vorzüglich in die Augen; ſo pflegte er ſehen zu bleiben, und zu ſagen: „ein hübsches Häuſchen! Ich könnte es haben; aber Gott ſoll mich daran bewahren, daß ich mir allen den Verdruß auf den Hals lade, der mit ſolchem Geſch verbunden iſt!“ Eben ſo äußerte er ſich, wenn ihm eine glänzende Equipage begegnete. Mit Einem Wort: es gab keinen entſchiedenern Feind des voluminöſen Reichthums. „Warum, ſagte er, ſich das Leben ſauer machen? warum auf einen Prunk eingehen, durch welchen man ſich Hände und Füße bindet? warum ſich mit Kuchler und Bedienten ärgern, wenn man das Bedürfniß, ſich ſchneller von Einem Orte zum andern zu bewegen, mit einem Choler beſiedigen ſann? warum ſich — ſagte er etwas halb höhn — eine Sach haben, wenn man täglich für einen Groſchen Milch braucht, die man zu jeder Stunde bei ſeinem Nachbar haben kann? Obes zu wiſſen, was ein Kriſtall iſt, war er es im höchſten Grade. Die Schätze des Reichthums hätte man ihm verſprechen können, um ihn zur Annahme einer Miniſterſtelle oder irgend eines Titels zu bewegen; er würde geſagt haben: „wozu? Ich habe mehr, als ich zum Leben gebrauche; und da ich alles in Beziehung auf die Freiheit beſitze, ſo erlaube man mir, nachzuweiſen zu dürfen, was nicht zu meinem Weſen paßt.“

Die Erzählung iſt beendet; die Moral folgt.

War unſer Herrnet ein Herrmann?

Satz weisentlich; denn er mochte öffentlichem zur Wiſſenſchaft, weil er da nicht wohnen wollte, wo er Ogem thamer geſehen ſeyn würde, d. h. auf ſeiner Koffen Pflanzung in Jamaica.

War er ein Grundbeſitzer?

Satz unſtreitig nicht, wenn man von ſeiner Pflanzung in Jamaica abſieht; denn er verabscheute den Beſitz von Grund und Boden; und würde ſich, allen ſeinen Grundſätzen nach, durch nichts haben bereuen laſſen, auf einen ſolchen Beſitz einzugehen.

War er ein Gutſbesitzer?

Satz unſtreitig; denn wer ein Vermögen von mehr als einer Million Thaler beſitzt, die er, ſeinen Neigungen gemäß, anlegen kann, iſt ein Gutſbesitzer, und bleibt es, ſo lange Geld das Ausgleichungsmittel geſellſchaftlicher Arbeit und ihrer Productionen iſt.

Es ſcheint demnach, als ob man den Heutermann dem Vorſtzer von Grund und Boden nicht ſo ſchnurſtreck entgegen ſetzen könnte, als es der Herr Profeſſor Bezugsberg theils in ſeinem Vorſtungs-Büchlein, theils in ſeinen Briefen an den Herrn Regierungs-rath Kopp geihan hat. Entgegengesetzte würden Heutermann und Grundbeſitzer nur dann ſeyn, wenn zwiſchen beiden eben der Unterſchied Statt fände, der zwiſchen arm und reich, dumm und klug, ſchlecht und gut, haſſend und liebend iſt. Dem iſt aber nicht alſo. Da der Begriff von Vermögen keinesweges durch den Beſitz von Grund und Boden erſchöpft wird: ſo ſtellt er ſich zwiſchen dem Heutermann und dem Grundbeſitzer auf die natürlichſte Weiſe in die Mitte; und indem er dies thut, hebt er

den Unterschied zwischen ihnen gewissermaßen gänzlich auf. Es kann einen armen Feuermann geben; aber der Feuer-
 mann ist nicht nothwendig arm. Eben so kann es
 einen reichen Grundbesitzer geben; aber der Grundbe-
 sitzer ist nicht nothwendig reich. Staatsbürgerlich ge-
 nommen haben also Feuermann und Grundbesitzer, beide
 mögen arm oder reich seyn, immer gleichen Werth; und
 wenn man behaupten will, der Staat werde durch den
 Grundbesitzer allein gebildet, so muß man die größte
 Gefahr, etwas zu behaupten, das sich nicht durchführen
 läßt. Ein Staat ohne Gesellschaft ist undenkbar; die
 Gesellschaft selbst aber beruht auf einer Mannigfaltig-
 keit von Verrichtungen, von welchen der Ackerbau und
 das, was man Grundbesitz nennt, immer nur ein Theil
 ist. Nach dem Begriff, den wir gegenwärtig von Staat
 haben, gehören alle Verrichtungen, durch welche das
 gemeinsame Wohlses befördert wird, wie sehr sie sich
 auch von einander unterscheiden mögen, in die Classe mög-
 licher Verrichtungen — gleicher Aufmerksamkeit werth,
 gleiches Schutzes bedürftig. Freilich entsprecht seiner alte
 Sachsen-Staat, den Karl der Große Schwert präsidirte,
 diesem Begriffe nicht; allein wer von uns, wenn er die
 Entwicklung eines Jahrtausends zu vollenden im Stande
 ist, verlangt in jenem Staat zu leben, Gehört zu ha-
 ben und Wehrgeld zu leisten? Nichts davon zu sagen,
 daß jede Hinweisung auf einen solchen Staat vollkommen
 unnütz ist: — was würde aus einem Ackerbau werden,
 welcher der Aufmerksamkeit ermangelte, die von der Be-
 triebbarkeit der Erde ausgeht? Wie sehr sind Stadt
 und Land, ehemals so feindselig gegen einander gestaut,

im Verlauf der Jahrhunderte einander nothwendig gemorden! Und ist denn aller Grundbesitz abgeschlossen in dem Besitz von Hufen? Wieht es nicht auch einen städtischen Grundbesitz, der nichts von Hufen weiß? Sind die städtischen Verrichtungen auch von solcher Art, daß es für sie keines großen Raumes bedarf: so sind sie doch, zum Theil wenigstens, nicht minder einträglich, so wohl für den Einzelnen, als für das Ganze. Worin besteht der Unterschied zwischen einer Fabrik und zwischen einem Landgute, wenn beide mit gleicher Sicherheit ein Einkommen von 5000 Thakern geben? Wer an der Spitze der einen oder des andern steht, muß gleiche Aufmerksamkeit verwenden, damit sein Gewerbe von Statten gehe. In mehrerer Hinsicht aber hat der Fabrikant einen wesentlichen Vorzug vor dem Gutsherrn: er hat alles, was ihm fehlt, weit mehr zur Hand; und so wie er durch sein Gewerbe alle übrigen Gewerbe unterstützt: eben so wird er von allen unterstützt, während der Gutsherr seinen Bedürfnisse aus der Ferne her abhelfen muß, und in einer Nothwehr, oder bei Hagelschlag, die Früchte seines Fleißes rettungslos verderben sieht. Man könnte, wenigstens in wahren Zeiten, sogar fragen: was ist städtisches und ländliches Gewerbe? Sehr viel von dem, was ehemals zu den städtischen Verrichtungen gezehnet wurde, ist auf das Land übergegangen; und wer gegenwärtig Land-Grundbesitzer ist, beschäftigt sich so wenig auf Ackerbau und Viehzucht, daß er Brauerei und Brennerei damit verbindet, mehrere andere Gewerbe zu geschweigen, an deren Verriethung ihn niemand verhindert, wenn es ihm wider an Vertriebs-Kapital

pital, noch an Weisung fehlt. Die Heilung der gesellschaftlichen Uebel ist ein so großes Gut, daß kein größeres gedacht werden kann: sie ist zugleich die stärkste Grundlage für die Gesammtheit der Gesellschaft; und wer die Eddite noch gegenwärtig als bloße Beschlüsse von Feuerleuten zur Aufzählung bringt, verkennt ihr Wesen in einem so hohen Grade, daß er nicht einmal weiß, wie es gar keine Eddite geben könnte, wenn sich der Seundschitz nach allen seinen Charakteren nicht in denselben wiederfinden ließe. Eine Stadt, von lauter Feuerleuten bewohnt, ist ganz undenkbar. Wie könnte sie entstehen, wie könnte sie fortbestehen!

Unstreitig hat sich also Herr Professor Zengenberg sowohl in seinem Verfassungs-Vorschle, als in seinen Briefen an den Herrn Regierungsrath Koppe, in seinen Behauptungen übernommen; und es ließe sich vielleicht nachweisen, wie ihn dies bezeugen müßte, wenn hierauf das Allermindeste anläme.

Aber haben sich die Gegner des Herrn Professors weniger übernommen? Haben sie ihn auf eine Weise bekämpft, daß der streitige Punkt vollkommen in's Klare gesetzt wird? Haben sie gar keine Zweifel übrig gelassen, die noch gehoben werden müssen?

Wobin ist die Rede?

Herr Professor Zengenberg behauptet, daß Personen, welchen es an allem Fehlen fehlt, oder denen, nach seiner Art zu reden, weder Land noch Sand zukommt, nicht Sitz und Stimme in einer Deputirten-Kammer und in einem Ministerium finden dürfen. Solche Leute nennt er Feuerleute; und gefehlt hat er offenbar

darin, daß er den Begriff von Haben, und Land- und Sand-Besitzen, alle eng genommen und sonach das Wesen der Evidenz vollkommen verlornt hat. Allein die Frage ist nicht: was Alles zum Haben gerechnet werden müsse; sondern: ob ein reicheres Haben, im Gegensatz von einem bloßen Seyn, erforderlich sey, um zu dem Höchsten in der Gesellschaft (die Würde eines Staats-Christi ganz bei Seiner gesetzt) d. h. zu der Ehre, Mitglied einer Depuirten-Kammer oder eines Ministerraths zu werden, zu gelangen. Hier nun machen seine Gegner das reiche Seyn, im Gegensatz von einem bloßen Haben, geltend; und indem sie von Talenten und von einem Reichthum an Geist und Kraft und Kunst reden, welche der Gesellschaft eben so wesentlich seyen, als Land und Geld, vermeinen sie über ihn triumphirt zu haben. Sie retten ganz unstreitig die Ehre der Evidenz, sie retten sogar, was noch weit schwieriger war, die Ehre der Feuerkute, deren staatsbürgerlicher Charakter in unseren Zeiten sehr zusammengesetzt ist. Aber wird dadurch die Behauptung Vengsenbergs für Denjenigen ungetroffen, der von seinen Begriffen abstrahirt, und folglich seine Behauptung in ihrer Allgemeinheit aufzufassen im Stande ist?

Gewiß nicht.

Nach scholastischem Begriffe können Millionen Geister auf einer Nadelspitze tanzen; und so lächerlich dies klingt, so wahr ist es doch, da wir einmal annehmen müssen, daß es für den Geist, als solchen, weder des Raums, noch der Zeit, noch Alles dessen bedarf, was von beiden umschlossen wird. Aus demselben Grunde

aber bedarf es für Geister, als solcher, keiner Regierung, keines künstlichen Organismus derselben, so sehr überhaupt keiner Anordnungen und Einschränkungen, welche die Erhaltung und höhere Entwicklung der Gesellschaft bedingen. Freilich kann man sagen, auch für Körper, als solcher, bedürfte es derselben nicht; allein, da wir Körper und Geist zugleich sind, und in diesem unsere Sein von Bedürfnissen abhängt, deren Befriedigung unsere Lebensweise ausmacht; so stellt sich die Frage ganz einfach so: Soll bei der Bildung einer Deputirten-Kammer nicht Rücksicht genommen werden auf das Vermögen, oder auf den Geist?

Diese Frage nun ist nicht schwer zu beantworten.

Für das Vermögen giebt es einen Maßstab, weil es ein Einnahme hat, dem, nach Pythagoras, selbst die Götter gehorchen; für den Geist hingegen giebt es keinen Maßstab, wenigstens keinen zuverlässigen, mit irgend einiger Sicherheit anzulegenden. Der beste Maßstab für das Vermögen ist die Steuer; und da es in der Gesellschaft kein todtes Haben giebt; da die Natur, wie partheiisch sie auch gegen Individuen verfahren möge bei Antheilung ihrer Gaben, gegen Classen immer gleich unpartheiisch ist; da die Wahlmänner ein so großes Interesse haben, sich von dem Einkommensvermögen und Klugheit ihres Standes repräsentiren zu lassen; da endlich durch den bloßen Aufenthalt in der Deputirten-Kammer Fähigkeiten entwickelt werden, welche ohne den Meinungsfreist einig unentwickelt geblieben seyn würden: so ist es keiner Hinsicht etwas dabei gewagt, daß man den Besitzstand zur Grundlage

einer Deputirten-Kammer macht; namentlich so wenig, daß man sich dahin erklären muß, es gebe keine bessere Grundlage.

Herr Professor Pezenburg hat also in seiner Behauptung die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite, nur daß man den Begriff von Haben und Vermögen vollkommen auffassen muß, als er es gethan hat. Wenn seine Gegner die Rechte des Talents, des Geistes vindiciren, so lassen sie gleicherlei aus der Acht: nämlich Ein Mal, daß sie ein bestimmtes Talent, eine besondere Art des Geistes, an die Stelle des Talents, des Geistes überhaupt genommen, bringen; zweitens, daß dieses bestimmte Talent, diese besondere Art des Geistes, in einer Deputirten-Kammer am wenigsten zu Hause gehört. Man kann ein großes Talent und einen kräftigen Geist besitzen, ohne damit die Ausbildung zu verbinden, welche die Schule giebt; Menschen dieser Art sind zu allen Zeiten da gewesen, und es ist noch sehr die Frage, ob sie nicht die allerbegünstigtesten sind. Auf jeden Fall ist es bloße Pedanterei, wenn man annimmt, das Talent oder der Geist sey an einen bestimmten Stand gebunden; der menschliche Geist ist viel zu sehr redlicher Natur, als daß er sich beschränken lassen sollte durch die staatsbürgerliche Vertheilung, welche das Handwerk genannt wird. Indem es sich aber so verhält: wozu ist es nöthig, eine Deputirten-Kammer noch besonders mit Geist auszustatten? Und würden Diejenigen, welche mehr oder weniger sich in dem ausschließenden Besitze des Talents oder des Geistes zu befinden vermeinen, sich in einer solchen Kam-

mer jemals wohl befinden können? Würde darin nicht von Dingen die Rede seyn, von welchen sie nie berührt werden; von Dingen, welche ihre Theilnahme nie in Anspruch nehmen würden? Herr Professor Bragenberg ist der Meinung, daß in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der westeuropäische nun einmal ist, das Steuerwesen die Grundlage der ganzen Beschöpfung ausmache; und darin kann er vollkommen Recht haben. Was aber geht das Steuerwesen Demjenigen an, der in die Deputirten-Kammer nur Talent und Geist bringt? Ob er Interesse für die zu verhandelnden Gegenstände, wird er, von der langen Weile erbrücht, entweder einschlafen, oder, wenn dies nicht der Fall seyn sollte, unruhig voll seine ganze Kraft gegen die Verhandlungen richten, um durch Verwirrung derselben sich selbst Beausruhung zu geben. In Wahrheit, die Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick scheint; und da es in einer Versammlung von zwei- bis dreihundert frei gewählten Männern nie an Talenten und Geistreichen fehlen kann: so wird es sogar für den Staats-Beschöpper zu einer Pflicht, das reine, durch keinen bedeutenden Besitzstand gebundene oder gereizte Talent von solchen Versammlungen anzuschließen, als welches immer nur dadurch geschränkt kann, daß man den Besitzstand, nicht das Talent, zur Bedingung des Eintritts in eine solche Versammlung macht. Ist es denn nicht ein bloßes Verurtheil, wenn man annimmt, das Talent vermindere sich nach Aufgabe der Größe des Vermögens? Selbst wenn man die einschläfernde Kraft des Speeren jagt — besetzen neben derselben nicht wachende Kräfte, die in

consultirenden Versammlungen eine besondere Wichtigkeit gewinnen?

„Aber — sagen die Gegner des Herrn Professor Heynberg — ist das nicht Aristokratie?“

Das Wunderbarste ist, daß man auf diese Frage mit Ja und Nein zugleich antworten muß.

Allerdings ist es Aristokratie; doch nur in so fern, als die Gesellschaft derselben zu ihrer Erhaltung und Fortbildung bedarf; nur in so fern, als die geschehende Verrichtung dieses Organismus bedarf, wenn sie von Statten gehen soll. Bemerkt werden muß, daß, wo das Talent und der Geist sich nicht mis, sondern neben dem Vermögen gehend machen wollen, nur eine Aristokratie anderer Art entsteht, die aber deswegen nicht weniger Aristokratie ist.

Es ist hiernach wiederum keine Aristokratie, weil sie nicht von einem mehr oder weniger privilegierten Stande herrscht, welcher das Interesse der übrigen Stände durch das seinige beherrscht. In letzter Instanz entscheidet die Steuerrolle über den Eintritt in die Deputirten-Kammer; und nur, wer den feststehenden Satz erfüllt, wird Deputirter. Von einem Adel, im Gegensatz des bürgerlichen Standes, ist gar nicht die Rede, sondern nur von Grundbesitz, oder vielmehr von Besitz überhaupt, und von solchen persönlichen Eigenschaften, welche dem Wähler Vertrauen einflößen. Wären gewisse sehr einträgliche Verrichtungen, wie z. B. die des Geldhandels, eben so gut zu kontrolliren, wie die des Ackerbaues und der städtischen Fabrication: so würde kein Grund vorhanden seyn, ihre Vertreter, wenn sie

den vorgeschriebenen Steuerfuß erfüllen, von der Deputirten-Kammer ausgeschlossen; und es ist nicht weniger als undenkbar, daß wenigstens Diejenigen von ihnen Eintretet getrieben, gegen deren Willkür nichts einzuwenden ist. Mit Einem Worte: wer den Begriff einer Aristokratie auf die, durch Steuerrollen begünstigte Deputirten-Kammer anwenden will, der muß vor allen Dingen von der Aristokratie abstrahiren, welche die Welt bisher kennen gelernt hat; und was mich betrifft, so mag ich nicht leugnen, daß ich nicht begreifen kann, warum sie nicht eben so wohl eine Demokratie zu nennen sey.

Der Mißverstand zwischen Herrn Professor Zenzberg und seinen Gegnern scheint uns daher zu rühren, daß die Letzteren den Begriff des Grundbesitzes nicht fassen können, ohne dabei an den Adel zu denken, den sie bisher gekannt haben, und daß der Erstere, von Adels Schreien bezaubert, eine bestimmte Art des gesellschaftlichen Zustandes in größtem Maßstabe gebracht hat, als er hätte thun sollen, um seinen Behauptungen die Evidenz zu geben, die man ihnen wünschte. Die Aristokratie, deren man ihn beschuldigt, widerspricht seinem Wesen eben so sehr, als seinem Verfassungskodexin, daß, wie es auch gescheht werden mag, ungenau viel Wahres und Schönes enthält.

Es bleibt jetzt nur noch Eine Frage übrig, nämlich die: „was verlieren die land- und sandlosen, in die Steuerrolle gar nicht eingetragenen, von Seiten ihres Vermögens von dem Staate gar nicht in unmittelbarem Anspruch genommenen, überaus sehr toleranten und

grüßreichen Huertrats dadurch, daß sie, als solche, weder in die Deputirten-, noch in die Paars-Kammer Eintritt gewinnen können.

Wir bemerken hierüber Folgendes.

Erstlich, absolut verfährt ist dem Huermanne dieser Eintritt nicht. Es kommt darauf an, wie wichtig ihm derselbe ist, und ob er die Mittel hat, die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen jener allein gestattet werden kann. Ist also, erstlich, der Eintritt in die Deputirten-Kammer für ihn der Gegenstand des höchsten Ehrgehrs; zahlt er, zweitens, die daran gesetzlich geknüpften Steuern, und erachtet er sich, drittens, das Vertrauen seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß er zum Repräsentanten gewählt wird: so steht ihm weiter nichts im Wege. Man muß gestehen, daß dies nicht leicht ist; aber kann und darf es jemals leicht seyn, Theil an der Beschickung einer Gesellschaft von mehreren, oder wohl gar vielen Millionen zu erhalten?

Zweitens, in so fern es dem Huermanne erschwert ist, Zutritt in die Deputirten-Kammer zu gewinnen, hat er bei weitem mehr Ursache, sich Glück zu wünschen, als sich zu beklagen. Denn bringt er in dieselbe nichts weiter, als sein Talent und seinen Geist, so hat er in der That nicht auf Triumphe zu rechnen. Eine Deputirten-Kammer, welche aus rein Talentvollen, rein Gelehrten bestünde, ist gar nicht denkbar; aber, wenn man sie voraussetzen wollte, so würde sich, wie dies in Frankreich eine Zeitlang wirklich der Fall war, die Gesellschaft darauf gefaßt haben müssen, von ihr zu Grunde gerichtet zu werden. Genügte man mit Perso-

nen, welche, vermöge ihres Bestandes, ihren Ideen-
flug nie so hoch nehmen, daß sie den Boden ganz aus
den Augen verlieren sollten: — wie will sich der talent-
volle Mann so hoch aufbringen, daß er allen Krän-
zungen entginge! Steht ihm keine andere bevor, so
ist es wenigstens die, daß er überstimmt wird, als ei-
ner, dessen Meinung die Uebrigen nicht befriedigt hat.
Auf geistige Genüsse ist also in dieser Laufbahn am
wenigsten für ihn zu rechnen; und zwar um so weniger,
da er nie sagen kann: *non numerus sedus*.

Deinend, wie unbehaglich wird ihm diese Laufbahn,
da sich dafür eine andere öffnet, in welcher das Ziel
wohl genug gestellt ist, um auch den größten Ehrgeiz
in Ruhe zu erhalten! Wir meinen hier die Verwal-
tung in allen ihren Abzweigungen und Abtheilungen.
Sie ist die Arena der Herculane, diese mögen reich oder
arm seyn, vorausgesetzt nur, daß ihr Talent entschieden
und ihr Reichthum comprehensibel ist. Jedes Talent fin-
det in ihr seinen Platz, das mechanische sowohl, als das
idealisirende, der bloße Hieb sowohl, als die Intelligenz.
Nur allzu oft aber hat es sich bewährt, daß bedau-
render Nachtheil, wenn er vorhanden war, der admini-
strativen Brauchbarkeit, selbst bei entschiedenem Talent,
Abbruch that. Ein solcher Nachtheil fordert nämlich,
wofern er nicht wehrlich vermindert werden soll, eine
ununterbrochene Uebung; und indem er die Beweglich-
keit seines Besitzers verringert, ist er zugleich sehr ge-
eignet, seiner Brauchbarkeit Abbruch zu thun. In je-
der Lage berechnet sich der Mensch gern mit sich selbst;
und wo er sich von dem Mangel seiner liegenden Kräfte

größten Vortheil verspricht, als von der Bekleidung eines Staatsamtes, da wird er immer genöthigt seyn, die letztere dem ersten aufzuopfern, oder wenigstens seine Stellung so zu nehmen, daß sich beide vermitteln lassen. Seht man nun von dem besondern, besondern Grundsatz aus, daß die Deputirten-Kammer die Pflanzschule für das Ministerium seyn und bleiben müsse: so ist für alle diejenigen, welche durch die besondere Art ihres Bestandes von dem einen, wie von dem andern, ausgeschlossen sind, Raum genug für die Ausbringung ihres Talents, ohne daß sie irgend eine gegründete Ursache haben, sich zu beschweren. Was denke nun noch die Bahn hinzu, welche das Milieu eröffnet: eine Bahn, in welcher die Eilegenheit zur Ausdrückung im Kriege freilich häufiger ist, als im Frieden, doch aber auch in diesem nie ganz wegfällt!

So viel über eine Idee, welche, wichtig durch sich selbst, die vielseitigste Erörterung fordert, und, durch einen Nebenbegriff verunstaltet, sehr leicht an ununter Wahrheit verfallen könnte. Das Einzige, was dem Professor Benjensberg zur Last fällt, ist, daß er den Begriff von Heuerleuten so wiedergegeben hat, wie er ihn in seinem Vaterlande empfangen hatte, wo man den Gegensatz von Edelmann und Bürger nicht so kennt, wie im nördlichen Deutschland, wo aller Grundbesitz frei ist, und wo sich folglich neben den Grundbesitzer immer nur der Nicht-Grundbesitzer, d. h. der Heuermann, stellt, der natürlich um so unbedeutender wird, je kleiner die Schellen sind, welche den Grundbesitz ausmachen. Vergleichen und unbedeutender Reichthum sind der Wesen-

schaft gleich-nöthwendig zu ihrem Bedröhen; und indem der erstere das einzige Mittel ist, den letzteren zu verwerthen, sollte man beiden gleiche Rücksicht schenken, beiden gleiche Berücksichtigung widerfahren lassen. Wenn die alten Sachsen dies nicht thaten, so rührte dies von ihrer Ueacultur her, welche sich mit der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse begnügte. Ellanen vertraten bei ihnen die Stelle der Feuerleute; Ellanen, auf deren Schultern die ganze gesellschaftliche Arbeit ruhte, die sich eben bewegen niemals sollte. So fern die Feuerleute von den alten Sachsen selbst ausgingen, waren die Gefolge der Fürsten das Mittel, sich ihrer zu erledigen; und daher die Erscheinung, daß der Krieg nie zum Stillstand kam, indem man rauben mußte, um leben zu können. Diese Zeiten sind, so Gott will, für immer vorüber; und gerade das Verhältniß, worin die Feuerleute zu den Grundbesitzern seit etwa sechs Jahrhunderten getreten sind, macht in Verbindung mit dem, wodurch es gehalten wird, alle die Vorzüge aus, deren die Gesellschaft in Vergleichung mit früheren Jahrhunderten genießt. Sie würde ohne die Feuerleute ein bloßes Stillleben seyn. Diese, als Inhaber des beweglichen Reichthums, machen sie zu einem Jahrmak, auf welchem Jeder sein Bedürfniß befriedigt und seine Rechnung findet.

Erste Idee einer Pflanzschule von Staats- männern in Europa.

So lange die Päpste die Universalmonarchen von Europa waren, blieb den Königen nichts anderes übrig, als ihre ersten Räthe und Diener in dem Stande der Gefolgschaft zu wählen; und die Päpste sahen dies gewiß nicht ungern, weil hierin eine von den vielen Mitteln lag, ihrer Herrschaft eine ewige Dauer zu geben. Die Räthe und Minister selbst konnten sich in dieser Lage nicht schlecht gefallen; denn, da sie eigentlich zwei Herren dienten, so brauchten sie beide nur auf eine geschickte Weise einander entgegen zu stellen, um die Souveräne der Souveräne zu seyn. Das Einzelne dient mit großem Erfolge gethan haben, ist Dem, der die Geschichte des Mittelalters mit Genauigkeit studirt hat, kein Geheimniß.

Dies konnte in protestantischen Ländern nur fortbauern bis zu den Zeiten der Reformation; und es ist merkwürdig, zu sehen, wie, unmittelbar nach dem ersten Beginnen derselben, König Heinrich der Achte von England die erste Idee einer Pflanzschule von Staatsmännern auffaßte.

Silbert Barnet giebt in seiner Reformationsgeschichte der englischen Kirche darüber folgenden Aufschluß:

„Um diese Zeit, sagt er, wurden dem Könige viele Entwürfe zu edlen Stiftungen vorgelegt; und es machte ihm damit voller Ernst seyn. — Doch ehe er es sich verfaß, hatte er sich durch zu weit getriebene Güte und Großmuth um die Mittel gebracht, irgend einem von diesen Entwürfen in's Werk zu richten *). Indes muß ich von einem dieser Entwürfe reden, weil er die Seelengröße Desjenigen bezeichnet, den man als den eigentlichen Urheber betrachten muß; ich meine Sir Nicolaus Bacon **), der in der Folge einer der weisesten Minister wurde, die je in England gelebt und gewirkt haben.“

„Der König wollte für das Studium des bürgerlichen Rechts, und die Reinheit der lateinischen und französischen Sprache ein besonderes Haus stiften. Demgemäß trug er dem Nicolaus Bacon und zwei Andern, namentlich dem Thomas Denton und dem Robert Corp, auf, einen vollständigen Entwurf zur Einrichtung eines solchen Hauses zu machen. Diese Herren überreichten ihm einen schriftlichen Entwurf, der

*) Dies soll unstrittig so viel sagen, daß der König von den eingegegangenen Vorschlägen nicht viel an Privatpersonen anstrebte, als daß er von dem Abscheu hätte zu edlen Stiftungen Gebrauch machen können.

**) Der Vater des nachmaligen Lord Bacon von England, Franz Bacon, der als Schriftsteller so berühmt geworden ist.

nach immer vorhanden ist. Der Plan war, daß in diesem Hause, außer häufigen Disputationen, noch andere Uebungen in der lateinischen und französischen Sprache gehalten werden sollten; und wenn die Königl. Studenten — denn diese Bezeichnung sollten die Zöglinge dieser Anstalt führen — es bis zu einer gewissen Reife gebracht hätten: so wollte man sie mit den Befandern in fremde Länder schicken, um sich in der Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten zu üben. Das Haus war also wesentlich als Pflanzschule für Befandere gedacht. Einige von den Zöglingen waren auch dazu bestimmt, die Geschichte aller Befandtschaften, Verträge und anderer auswärtigen Verhandlungen zu schreiben, so wie auch die Geschichte der Verhöre in Criminal-Sachen zu Hause. Ehe sie aber an's Werk gingen, sollte der Herr Kanzler sie schwören lassen, daß sie es mit Wahrheit, ohne Ansehen der Person, und frei von irgend einer schlechten Absicht, thun wollten."

"Dieser edle Plan schiente; doch trübe er durch, geführt worden, so bezeugt Jeder, welcher große Theil daraus für das Kaiserreich herübergegangen seyn würde."

So weit Burnet.

Dem Entwurfe selbst sieht man es an, daß er im sechzehnten Jahrhunderte gemacht wurde. Allerdings konnte das bürgerliche Recht, als besonderer Gegenstand des Unterrichts in dieser Anstalt, nicht aus der Sicht gelassen werden; denn was könnte mehr zur Bildung eines Staatsmannes beitragen, als ein genaues Ein-

tium der Gesetzgebung, in welcher und durch welche der Staat fortdauern soll! Eben so wenig ist die Beschäftigung mit der lateinischen und französischen Sprache zu rathen, wiewohl man nicht ganz deutlich einsieht, was der letzteren im sechzehnten Jahrhunderte den Vortzug verschaffen konnte, wo fern es nicht die Nähe von Frankreich war, wo England sogar noch bedeutende Hoffnungen hatte. Allein, wenn der Gedanke war, daß die Kenntniß der ausländischen Angelegenheiten an fremden Höfen erworben werden sollte: so muß man gestehen, daß die Vorbereitung dazu doch noch mehr als dürftig war. Und nun vollendes Geschichtschreibung, bloß in Beziehung auf Staatshandel! Kurz, es war ein Schritt weiter, den man thun wollte, und ein Schritt, den die Umstände sogar nöthig machten, nachdem England der Oberherrschaft des Papstes entsagt hatte. Aber es war und blieb ein kleiner Schritt, der in der Folge nur in so fern wichtig geworden seyn würde, als er die heimischen Staatsräthler der Rechtsbräuterei überhoben hätte, ihre ganze Einsicht aus den Parliaments-Verhandlungen mit der Regierung der Königin Elisabeth zu schöpfen.

Spätere Jahrhunderte haben größere Hülfsmittel dargeboten. Ob von ihnen Gebrauch gemacht sey, ist eine Frage, die sich nicht beantworten läßt, ohne sich dem Tadel auszuliefern. Indes scheinen unsere Universitäten, als Pflanzschulen für Staatsmänner, ihre Bestimmung nicht zu erfüllen; und vorausgesetzt, daß das Bedürfniß, dergleichen zu erziehen, wie bisher, bestehen sollte,

reled man darauf Bedacht nehmen müssen, neue Pfan-
schulen für dieselben anzulegen *).

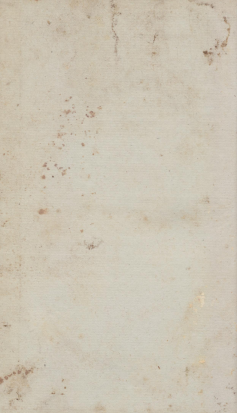
*) Man kann nicht umhin, den Uorro Beredsamkeit neben
fahm zu setzen. *Seneca* (de Oratione II.) sagt: *Ad ornatum*
de republica dandum, caput est, status reipublicae — quid
habeat militem, quid valeat armis, quos habeat socios, quos
amicos, quos subsidarios, qua quibus sit lege, conditione,
fodere; necesse conatus dandum, non exempla ma-
jorum, Victoria, genus haec omne scientiae, diligentiae, mem-
riae est, alia quo potius non Senator nullo pacto potest.

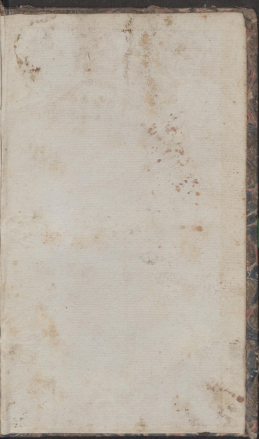


010239









BIBLIOTEKA * * * * *
UNIWERSYTECKA



010231/1812

* * * * * W TORUNIU *